Dove
Vom Kap
zum Nil


PATI
PATI.
ET NON
Kunheim-Judittensche
Bibliothek.



Kapstadt und Tafelberg.

Vom Kap zum Nil.

Reiseerinnerungen
aus Süd-, Ost- und Nordafrika

von

Dr. Karl Dove

Lehrer der kolonialen Landeskunde am Seminar für orientalische Sprachen,
Privatdozenten der Geographie an der Universität zu Berlin.

Mit Illustrationen.

Zweite Auflage.



Berlin.
Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.
1898.

Inhalt.

Vorwort.

Mit diesen Reiseerinnerungen übergebe ich einem größeren Leserkreis zwanglose Bilder von einer wissenschaftlichen Fahrt durch Südafrika und von der Rückreise über Ostafrika und Egypten. Bilden diese in gewisser Weise die Fortsetzung eines von mir in demselben Verlage über meinen Aufenthalt in Südwestafrika veröffentlichten Buches, so sind es doch selbständige Schilderungen. Trotz meiner Bemühungen, durchaus gemeinverständlich zu bleiben, habe ich das Bewußtsein, in der Darstellung von Land und Leuten besonders der südafrikanischen Gebiete auch dem Geographen von Fach einiges geboten zu haben und so dem Danke gerecht geworden zu sein, den ich dem Kuratorium der Humboldtstiftung, also in erster Linie der Akademie der Wissenschaften schulde, deren Bewilligungen mir eine Forschungsreise durch Südafrika überhaupt erst ermöglicht haben.

Mein Dank gebührt ferner den deutschen Landsleuten, die besonders während meines Aufenthalts in der Kapkolonie mich mit ihrem Rat in liebenswürdigster Weise unterstützt haben. Ich kann sie leider nicht alle nennen, denn es sind ihrer sehr viele. Ganz besonders aber möchte

ich an dieser Stelle Herrn Professor Dr. D. Hahn meinen Dank für die Opfer an Zeit aussprechen, die er mir während meines Aufenthaltes in Kapstadt gebracht hat. Auch eines leider inzwischen Verstorbenen, des ehemaligen Bezirksarztes von Worcester, Dr. Esselen, gedenke ich in dankbarer Erinnerung, ebenso der Vertreter der deutschen Konsulate im Süden Afrikas, die sich verschiedentlich um die Förderung meiner Reise bemüht haben.

Freiburg i. B., im August 1898.

Der Verfasser.



1. Kapitel.

Kapstadt.

„Kellner, noch einmal von diesem vorzüglichen Fisch.“

„Sehr wohl, mein Herr.“

„Herr Oberkellner, sagen Sie dem Hausknecht, daß er mich morgen früh um sieben Uhr wecken soll.“

„Gewiß, ich werde es besorgen, Herr Doktor,“ lautet die im reinsten Hamburger Dialekt gegebene Antwort.

In derselben, gemütlichen Mundart erwidert der Wirt auf die Frage eines anderen Gastes, der sich nach dem ersten Vorstadtzuge erkundigt.

Der Leser, der mir in den geräumigen Speisesaal des Hansahotels gefolgt ist, wird nach diesen gleichzeitig an verschiedenen Tischen ertönenden Äußerungen sich in ein Hamburger Gasthaus versetzt glauben, und er wird in seiner Meinung bestärkt werden, wenn er einen Blick in jene unserem Tische gegenüberliegende Ecke des Zimmers wirft, wo unter den Bildern des alten Kaisers und seines Kanzlers drei waschechte Hamborger Kapteine beschäftigt sind den Inhalt ihrer Gläser zu ergründen, die trotz des

milden Sommerabends mit einer dampfenden Mischung aus viel Kognak und wenig Wasser gefüllt sind. Er wird erstaunt sein, wenn er erfährt, daß wir uns annähernd zehntausend Kilometer südlich von Hamburg befinden, und er wird sich kopfschüttelnd in dem Raume umschauen und es kaum glauben, daß er sich im Süden von Afrika aufhält. Noch dazu in einem Lande, von dem ihm eine dunkle Erinnerung sagt, daß es ein schwach bewohntes Gebiet sei, ein Tummelplatz wilder Völker und gewaltiger Ungeheuer. Und in diesem Lande giebt es Hotels mit Oberkellnern und Hausknechten, giebt es sogar Vorstadtzüge, ganz wie bei uns! In der That, eine unerwartete Erfahrung, die man nach dem herrlichen geographischen Unterricht unserer höheren Lehranstalten im ersten Augenblick für weniger wahrscheinlich hält als den berühmten Löwenritt, der sich vor vielen Jahren hier zugetragen haben soll. Um so mehr ersuche ich den Leser mich auf meiner Reise durch dies Land zu begleiten. Sind auch die Bilder, die sich heute vor dem Reisenden entrollen, andere, als die landläufige Vorstellung von jenen Gebieten sie in phantasiebegabten Köpfen hervorzaubert, interessant sind sie trotzdem, und ihre Kenntnis schadet unserm Volke um so weniger, als es endlich das Philisterwort von der redlichen Nahrung, die allein im engsten Vaterlande sich finde, zu vergessen beginnt. In dem, was es dort drüben lernen kann, liegt ein Ansporn, in den eignen überseeischen Gebieten einmal etwas Ähnliches zu erreichen, wie das, was seine niederdeutschen Verwandten in den Einöden der Karru oder in den fernen Hochländern am Vaal unter blutigen Kämpfen und in nimmermüdem Ringen mit einer

wilden Natur geschaffen haben. Es ist wahrscheinlich, daß ein von Europa anlangender Reisender viel mehr des Auffälligen wahrnehmen würde als ich zur Zeit meiner Ankunft am Kap. Ich kann aber zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich nicht aus Europa, sondern aus der unkultiviertesten Landschaft von Südafrika kam. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser dieses Buches, daß ich seit dem Juli 1892 mich in Deutsch-Südwestafrika aufgehalten hatte. Von dort war ich zusammen mit einem Kaufmann aus Rehoboth, namens Schluckwerder, und mit dem bekannten, von Hendrik Witbooi seiner Herden beraubten Landwirt Hermann aus Kubub am 13. Dezember 1893 in Kapstadt eingetroffen. Jeder, der das fürchterliche kleine Schiff kennt, das zu jener Zeit allein die Verbindung mit unserm Schutzgebiet vermittelte, den nur 260 Tonnen haltenden „Nautilus", wird unsere Freude ermessen können, als wir nach einwöchiger, stürmischer und in ungemütlichster Enge zurückgelegter Fahrt uns wieder in einem Mittelpunkt europäischer Gesittung befanden. Ein solcher aber ist Kapstadt ohne alle Frage. Schon die Fahrt zwischen den mächtigen Docks der beiden großen englischen Postdampferlinien und die Landung an einem der von Seeleuten, von lärmenden Trägern und Kutschern, von Zollbeamten und Konstablern bevölkerten Kais führt uns die Bedeutung des Ortes gleich recht vor Augen. Mir ward bei der Ankunft des Nautilus die Ehre zu teil, mit dem bekannten Sprachforscher und Kartographen des Hottentottenlandes, Dr. Theophilus Hahn, zusammen eines der von malaiischen Kutschern geführten Cabs benutzen zu dürfen. Weniger das Gefühl

der mir vergönnten Ehre als vielmehr die riesige Gestalt meines Reisegefährten ließ mir das Fahrzeug ein wenig eng erscheinen, und ich war zufrieden, als wir vor einem einfach soliden Hause abgesetzt wurden, eben dem Hotel, in dessen Inneres ich den Leser einen Blick habe thun lassen.

Nach dem Bad und einem Stündchen der Ruhe fanden wir uns auf einer der Bänke zusammen, welche auf der als Balkon benutzten breiten Treppe standen, und beobachteten das hier an der Kreuzung zweier Straßen stets wechselnde Bild. Einzelne Spaziergänger, ab und zu ein behäbiger Seebär oder ein Matrose wandeln vorüber, überholt von hastig dahineilenden Geschäftsleuten, denn es ist kurz vor fünf Uhr, um welche Zeit die meisten Läden und Kontore geschlossen werden. Dazwischen drängen sich schwarze, braune und gelbe Arbeiter; in die verschiedenen südafrikanischen Sprachen hinein schallt ab und an ein englischer, häufiger noch ein holländischer Ruf. Einzelne Worte, die unser durch lange Übungszeit in dem mehrsprachigen Südwestafrika an scharfes Unterscheiden gewöhntes Ohr sogleich als fremdartige Laute erkennt, sind südasiatischen Ursprungs, und die olivenfarbenen, in grellbunte Seidentücher gehüllten Mädchen, die sie ausgerufen, gehören zu der an Zahl beträchtlichen malaiischen Bevölkerung der Altstadt. Kurz, jede Viertelstunde, die wir beobachtend auf der Terrasse des Hotels zubringen, läßt uns einen neuen Blick in die bunte Völkermischung thun, welche die Beziehungen dieses Hafens zu drei Weltteilen hervorgerufen haben. Und wenn die Bauart der Häuser, die flinken die Straßen durcheilenden Cabs und

das Rollen der Bahnzüge uns nach Europa versetzen, dann erinnert uns im nächsten Augenblick ein offener, mit sechs oder acht Pferden bespannter Postkarren oder ein schwerfällig die Straße herabhumpelnder Ochsenwagen mit einem Dutzend Zugochsen daran, daß wir uns in dem entlegensten Teile von Afrika befinden. Und ein Blick zur rechten, die eine der beiden Straßen hinauf, zeigt uns hoch über dem Leben der vielfarbigen Menschen dieser Stadt, ja hoch über den letzten, einsamen Gärten und Wäldchen, eine unheimliche, riesenhafte Felswand, über der einzelne Nebelwolken hin- und herflattern; in grauenvollem, senkrechtem Absturz zieht sich die Gebirgsmauer ohne Unterbrechung wohl vier Kilometer weit von West nach Ost, mehr als tausend Meter über der fast gerade unter ihr liegenden Stadt, an den Seiten von zwei einzelstehenden Gipfeln flankiert. Das ist das Wahrzeichen der Kapstadt, in dessen steinernem Schutze sie ruht, der Tafelberg mit seinen Gefährten, dem Löwenkopf und dem Teufelspik, nach der Ansicht der alten Seefahrer die Heimat der Stürme, für uns ein seit lange ersehntes Ziel.

Der erste Tag nach unserer Ankunft war notwendigen Einkäufen gewidmet. Ich hatte anfangs die Besorgnis gehegt, ob es möglich sein werde, ohne allzu große Mühe unsern etwas verwilderten äußern Menschen in kürzester Zeit wieder europäisch zurechtzustutzen. Ich konnte mich indessen bald überzeugen, wie unnötig diese Sorge war. In Wahrheit enthalten die Läden, die namentlich in der Hauptstraße, der „Adderley-Street“, einer auf den andern folgen, alle europäischen Bedarfs- und selbst Luxusgegenstände in solcher Auswahl und zu nicht einmal über-

mäßigen Preisen, daß man auf einem Besorgungswege durch diese Flucht ansehnlicher Bauten mit ihren blinkenden Spiegelglasscheiben und reichen Auslagen sich eher in einer verkehrsreichen Mittelstadt Nordeuropas als in einer afrikanischen Stadt zu befinden glaubt. Sogar ein mehrstöckiger Bazar mit allen guten und schlechten Eigenschaften dieser neuzeitlichen Errungenschaft erhebt sich an einer Ecke der Adderleystraße. Diese selbst aber setzt sich in einem herrlichen, langsam ansteigenden Wege in der Richtung auf die Gartenvorstadt am Fuße des Tafelberges fort, an deren unterem Ende ein stattliches Parlamentsgebäude und die vor demselben errichtete Bildsäule der Königin den Blick auf sich ziehen. „Ganz wie bei uns“, wird mancher, der diesen Weg zum ersten Male wandelt, ausrufen. Aber das, was er zu sehen bekommt, wenn er das säulengeschmückte Haus der Volksvertreter hinter sich gelassen, ist wirklich des Sehens wert, und selbst wer die schönsten Vegetationsbilder südeuropäischer Landschaften geschaut hat und die große „Avenue“ von Kapstadt betritt, wird mir zugeben, daß sie jene doch noch übertrifft. Zwar, die Einzelheiten dieser eigenartigen Schöpfung begegnen uns in den verschiedensten Gegenden der Erde ebenso schön und vielleicht in großartigerem Maßstabe. Aber das ist es auch nicht, was den Eindruck begründet, den diese wunderbare Allee hervorruft. Das, was uns so eigenartig schön anmutet, das ist die Mischung von Nord und Süd, diese Pflanzengruppen, deren Einzelglieder aus allen Weltteilen stammen, die sich in dieser Vollendung nur auf der südlichen Halbkugel mit ihrer von nordischer Winterkälte und tropischer Sommerglut gleichweit ent-

fernten Milde zusammenstellen lassen. Über uns rauschen dunkle nordische Eichen, als ständen wir in einem westfälischen Dorf. Und vorüber an dem einfachen Haus des Generalgouverneurs fällt der Blick auf eine gotische Kirche, deren Bau sich eigenartig von einer Gruppe von deutschen Tannen, indischen und afrikanischen Palmen und italienischen Pinien abhebt. Noch bunter ist das Gemisch der allen Zonen entstammenden Gewächse zur rechten, wo im botanischen Garten nicht etwa nur für den Gelehrten, sondern mehr noch fast für den einfachen Spaziergänger sich Gelegenheit zur Betrachtung herrlicher Anlagen bietet. Eines nur fehlt dem Garten ebensosehr wie allen anderen am Kap; keiner noch so großen Mühe und Sorgfalt ist es gelungen, eine wirkliche, saftige Rasendecke unter der südafrikanischen Sonne hervorzuzaubern.

Neben dem botanischen Garten befindet sich die Bibliothek, deren hohe, kühle Räume jetzt jene reichhaltige Büchersammlung bergen, die noch vor nicht langer Zeit die größte war, welche eine englische Kolonie ihr eigen nannte. Ich konnte mir nicht versagen an den einen der Stände heranzutreten, und nach kurzem Suchen begrüßte ich „mit vergnügtem Sinnen“ mein eigenes erstes Werk, das mittelbar der Anlaß geworden, der mich in dies Land geführt hatte. 50 000 Bände, einige wertvolle Handschriften und in den Nebenräumen ein Museum vereinigt das in griechischem Stil errichtete Gebäude unter seinem Dach, eine Anlage, auf welche die Stadt wirklich stolz sein darf.

Mittlerweile war es doch recht heiß geworden. Die Dezembersonne, und das bedeutet hier die Sommersonne,

machte sich geltend, und wir fanden an der Meinung des Dr. Theophilus Hahn nichts auszusetzen, der uns vorschlug, uns im Wiener Café zu erholen. Nicht, weil dasselbe etwas ganz Besonderes geboten hätte, erwähne ich dies Lokal, sondern nur, weil sein bloßes Dasein zeigt, wie sich die Hauptstadt der Kolonie immer schneller europäisiert. Als ich vor fünfviertel Jahren in der südwestafrikanischen Wildnis mit dem Grafen Joachim Pfeil zusammentraf, da klagte er mir, wie Kapstadt sich, seit er es zuerst gesehen, immer mehr in einen jener Orte verwandelt habe, die man heutzutage überall in der Welt trifft, ohne viel Unbequemlichkeit und ohne häßliche, winklige Straßen, aber auch ohne besonderen Charakter. Wer die alte Stadt kennen lernen will, der muß die Straßen aufsuchen, in denen der holländische Stil der meist einstöckigen Häuser an die Volkszugehörigkeit seiner Gründer erinnert. Feiert doch die Stadt im Jahre 1902 bereits das erste Vierteljahrtausend ihres Bestehens, und bilden doch heute noch die holländischen Einwohner einen sehr wesentlichen Bestandteil ihrer Bevölkerung.

In den ersten Tagen unseres Aufenthalts wurde uns eine Einladung von einem Bekannten Schluckwerders zu teil. Herr Spilhaus, der deutsche Mitinhaber einer der größten südafrikanischen Wollfirmen, forderte uns auf, einen Nachmittag auf seinem Landsitz an der Campsbai zuzubringen. Um vier Uhr nachmittags hält ein offener, zweirädriger Wagen vor dem Hause der Firma, deren Gespann uns bald darauf den sonndurchwärmten Straßen entführt. Zur Rechten bleiben die Gärten und Häuser von Sea Point und der Endpunkt der Bahn, während linker



Signalhügel.
(Im Hintergrunde der Löwenkopf.)

Hand der Signalhügel über die Straße emporragt, von dessen Höhe die ankommenden Schiffe mittels Flaggenzeichen angekündigt werden. Dann beginnt der vortrefflich gearbeitete Fahrweg sich an den Seiten der Berge emporzuwinden, und nach wenigen Minuten öffnet sich ein großartiger Ausblick auf das Meer. Während links die schlanke Pyramide des Löwenkopfes in den blauen Himmel ragt, stürzt rechter Hand der Abgrund unmittelbar vom Rande der in die Felsen gesprengten Straße ab. Von unten herauf tönt ein dumpfes Brüllen und Toben. Es ist das Gelärm der Wellen, die ohne irgend ein Hindernis bis an den Fuß der Felsen heranstürmen. Ein einziger ungeschickter Griff des Kutschers, und unser Wagen stürzt hundert Meter tief hinab zwischen jene riesigen Blöcke, über welche sich die Wogen schäumend hinwegwälzen. Aber ein südafrikanischer Kutscher thut keinen so ungeschickten Griff, und darum gewöhnt sich auch der Unerfahrenste schnell daran, von der luftigen Höhe seine Augen über den weißen Gischt hinausschweifen zu lassen in die stahlblaue Ferne des südatlantischen Meeres, über der hie und da Segel oder die Rauchsäule eines Dampfers erscheinen. Wie ein zierliches Spielzeug nimmt sich ein riesiger Postdampfer aus, der, von Port Natal und Algoabai kommend, eben das letzte Kap vor dem Hafen umsteuert, während wir auf unserer luftigen Höhe von seinem Deck aus überhaupt nicht wahrzunehmen sind. Noch eine Wendung, und er wird durch einen Vorsprung der den Weg begleitenden Felsen verdeckt. Dann beginnt dieser sich zu senken, und vor uns liegt unter der jäh emporsteigenden Westseite des Tafelberges ein niedriges, grünes Vorland, umspült von

den Wellen einer flachen Bucht. Es ist unser Ziel, die Campsbai, und gleich nachdem wir sie erblickt, rollt unser Wagen vor ein einstöckiges, langgestrecktes Landhaus, umgeben von hübschen Anpflanzungen und mit einer freien Aussicht auf die See. Frau Spilhaus, eine Engländerin, die aber das Deutsche fließend spricht, bewillkommnet uns, und unser Gastfreund führt uns eine ganze Schar blühender Kinder vor, deren frischen Farben man anmerkt, daß sie das ganze Jahr hindurch in der freien, unverdorbenen Luft dieser schönen Halbinsel zu leben gewohnt sind.

Als wir nach einem in angenehmster Weise verlebten Nachmittag von unsern liebenswürdigen Wirten schieden, war die Sonne bereits untergegangen, und wir mußten uns beeilen, den letzten von Green Point nach Kapstadt abgehenden Zug zu erreichen. Trotz unserer Eile aber vermochten wir es nicht zu unterlassen, dann und wann eine kurze Ausschau von der schwindelnden Höhe aus zu halten, in der sich unser Weg, die wunderbare Victoriaroad, um die Felsen des Vorgebirges wand. Glänzend lag das Licht des Vollmonds auf den starren Felswänden, glitzernd zitterte es weit draußen über den Myriaden schwärzlicher Wellenkämme, und während der Nachtwind pfeifend und heulend durch die Klüfte des Gebirges zog, grollte es dumpf und unheimlich aus der gähnenden Tiefe herauf, das Zürnen der See über den Grenzwall, der sich ihr hier seit urewigen Zeiten entgegentürmt. Fürwahr, eine prächtige Landschaft für einen Maler, dieser Wechsel von aufgeregtem Meer und wilden Felsenküsten, und dazu das geisterhafte Getön und das gespenstische Leuchten über

den nächtlichen Gewässern. Unwillkürlich hatte ein jeder von uns den gleichen Gedanken: so und nicht anders muß der Ozean hier in den Nächten ausschauen, in denen der Fliegende Holländer auf ihm sein Wesen treibt. Lange durften wir uns indessen von solchen Bildern, die hier jeden Menschen gefangen nehmen können, nicht festhalten lassen, denn die Zeit drängte, und zuletzt ermöglichte nur noch ein anhaltender Trab ein Erreichen des Zuges. Auch hier, im wildromantischen Gebiet des gefürchteten Seegespenstes, giebt es eine Prosa, und diese heißt wie im nüchternen Berlin: „Der letzte Vorstadtzug geht um so und soviel Uhr". Und für meinen Reisegefährten und mich, die wir in letzter Zeit in einem wilden, kriegerisch erregten Lande uns über Mangel an Abwechselung wahrhaftig nicht hatten beklagen können, lag beinahe mehr Romantik in dem Gefühl, zum ersten Male nach anderthalbjähriger Pause wieder im Banne eines andern Geistes zu stehen, als wir uns etwas ermüdet in die Polster unseres Wagenabteils sinken ließen. Oder ist es etwa nicht Romantik, daß der welterobernde Geist europäischer Gesittung mit seinen großen Gedanken und Erfindungen auch diese fernen Gestade in seine eisernen Fesseln zu schlagen beginnt, die sich die Phantasie eines Camoens nur als den Machtbereich unüberwindlicher Giganten vorzustellen vermochte?

Was die Kultur doch alles in ein Land hineinträgt, in dem die Trümmer eines alten Kastells am Berghange noch heut von blutigen Kämpfen der weißen Eindringlinge mit den farbigen Ureinwohnern erzählen, und in dem noch der spätere Feldmarschall York als junger Offizier in hol-

ländischen Diensten sich die Langeweile des Garnisonlebens durch Jagden auf das edelste Großwild Afrikas verkürzen konnte. Die Eingeborenen haben sich längst aus den Herren dieser Striche in mehr oder weniger bescheidene Diener der Bleichgesichter verwandelt, und das größere Jagdwild, ja selbst die meisten wilden Tiere überhaupt sind aus der näheren Umgebung des Tafelberges völlig verschwunden. Eines Tages, als ich in der Zeitung las, am Löwenkopf habe man eine Cobra getötet, war ich nahe daran, zu erstaunen, daß man aus einer solchen Kleinigkeit so viel Aufsehens mache. Doch ich wollte nicht Jagdgeschichten erzählen, sondern nur der Überzeugung Ausdruck verleihen, daß alle die Männer, die vor hundert Jahren und darüber hier gelebt, gekämpft und gejagt haben, sich höchlich verwundern würden, hätten sie um die Weihnachtszeit einmal wieder in ihrer alten Stadt weilen dürfen. Und nicht am wenigsten würde unser großer Landsmann in seinem deutschen Herzen Freude empfunden haben, hätte er, der die böſesten Tage Deutschlands erlebte, sehen können, wie groß der Anteil seines endlich erwachenden Volkes nunmehr auch an der friedlichen Eroberung desselben Landes geworden ist, zu dessen kriegerischem Schutze er einst Europa verlassen. Jeder von uns aber, der einer Weihnachtsfeier im deutschen Klub beigewohnt, wird das Bewußtsein von dort mitgenommen haben, daß trotz des immer noch vorkommenden Abfalls einzelner Schwächlinge diese starke deutsche Kolonie in Zukunft bestehen bleiben wird, und zwar hoffentlich auch einmal als eine Schar von Männern, auf die der Staat, sei er englisch oder frei, Rücksicht zu nehmen hat.

Die vielen vergnügten Kinder, die unter den knisternden Tannenbäumen ihre deutschen Lieder sangen, lieferten den Beweis, daß wenigstens eine ganze Anzahl von Eltern es mit der Erhaltung ihrer Muttersprache und Nationalität ernst nehmen. Ein besonderes Verdienst freilich gebührt auch hier den führenden Männern, namentlich dem Professor der Chemie, Dr. D. Hahn, dem Bruder des mehrerwähnten Theophilus. Sein Haus bildet den anziehenden Mittelpunkt der gebildeten Deutschen in Kapstadt, und mit ganz besonderer Zuvorkommenheit pflegt er sich der aus dem Schutzgebiet oder von auswärts kommenden Landsleute anzunehmen. Er war es auch, der mich auf einem Ausfluge nach dem königlichen Observatorium begleitete, als ich den Wunsch äußerte, dem Direktor, Dr. Gill, meine Empfehlungsbriefe zu überreichen. So fuhren wir denn hinaus, diesmal in östlicher Richtung, und nach einer halben Stunde bereits wanderten wir zwischen den Gärten eines kleinen Vorortes dahin, auf einen niedrigen Hügel zu, den die Kuppeln der Sternwarte und ihrer Nebengebäude krönen. Der eigentliche Zweck meines Besuches, die Lage und Einrichtung der meteorologischen Hauptstation der Kolonie kennen zu lernen, war bald erfüllt, und es blieb uns noch Zeit genug, die Sternwarte selbst zu besichtigen, in der Dr. Gill unsern eifrigen Führer machte. Sehr interessant waren namentlich die kartographischen Aufnahmen des südlichen Sternenhimmels, die er uns vorwies. Es war klassischer Boden, auf dem wir wandelten, und manche Erinnerungen an den berühmten John Herschel, den Sohn seines ebenso berühmten Vaters, rufen die Bedeutung dieses Ortes für die Erforschung des

Firmaments ins Gedächtnis zurück. Vor dieser Bedeutung verschwindet diejenige der meteorologischen Station und ihrer Nebenstationen, und es berührte mich eigentümlich, als der Leiter der astronomischen Warte mit beinahe ängstlicher Beflissenheit jede Verantwortung für die Thätigkeit der ersten ablehnte, indem er mir erklärte, sein Institut sei königlich großbritannisches Eigentum, jene Anlagen aber unterständen lediglich der Kolonialregierung. Übrigens hatte er mit seiner vorsichtigen Äußerung so unrecht nicht, denn wenn auch die Kapkolonie in nachahmenswerter Weise große Summen auf die so außerordentlich wichtige klimatische Untersuchung des Landes verwendet, so läßt die Anordnung der Beobachtungen immerhin manches zu wünschen übrig.

Während der ersten Woche meines Aufenthalts am Kap wimmelte es von Fremden, so daß zeitweise die Hotels überfüllt waren. Weihnachten nahte heran, und wer im Innern Zeit und Geld hat, benutzt gern die Gelegenheit, ein paar Tage in der Stadt oder ihrer schönen Umgebung zuzubringen. Englische Farmer, wohlhabende Buren, Offiziere und Beamte bilden die Hauptmenge dieser Reisenden, und selbst in dem fernen Johannesburg scheut man nicht die weite Reise zu einem kurzen Ferienaufenthalt am Kap. Die Jahreszeit ist zum Reisen die beste, und außerdem ist für den Südafrikaner eine Fahrt von ein paar tausend Kilometern kein größeres Unternehmen als eine solche von einigen hundert für die große Mehrzahl der Europäer. Erleichtert wird das Zurücklegen großer Entfernungen in diesen Ländern durch die bequeme und vernünftige Einrichtung der Wagen, die besonders

für Nachtfahrten ganz anders geeignet sind als die oft genug überfüllten Abteile unserer Eisenbahnzüge. Nicht mehr als vier Reisende dürfen in einem solchen Raume untergebracht werden. Kommt die Nacht heran, so finden zwei von ihnen reichlich Platz zum Schlafen auf den Polsterbänken, und für die beiden anderen werden die Seitenwände über den Bänken herunter geklappt, die mit ihrem Innenpolster und erhöhten Rande ebenso viele Betten bilden. So entsteht ein Raum, der an die Kabine eines Schiffes erinnert und der durch einen schmalen Gang mit dem Waschzimmer und den anderen Abteilen des Wagens verbunden ist. Allerdings zwingt mich die Gerechtigkeit, unseren deutschen Bahnen gegenüber nicht zu verschweigen, daß die Züge auf den Schmalspurbahnen Südafrikas nur die halbe Geschwindigkeit der in Deutschland verkehrenden erreichen, während der Preis für die gleiche Strecke fast genau auf die doppelte Höhe angesetzt ist.

Auch uns, d. h. Schluckwerder und mir, bot eine Einladung Dr. Th. Hahns, die Weihnachtstage bei ihm in Stellenbosch zu verleben, Gelegenheit zu einem ersten weiteren Ausfluge. Infolge der erwähnten Langsamkeit dauerte es länger als zwei Stunden, bis wir das Städtchen erreicht hatten. Die Fahrt bot wenig Besonderes, denn beinahe unmittelbar hinter den letzten hügeligen Ausläufern des Teufelspiks beginnt eine dürre, haideartige Ebene, die Kapflakte, welche die gebirgige Halbinsel von den Erhebungen des eigentlichen Südafrika trennt. Niedrige Sandwellen, unter denen halbüberwehte Büsche hervorschauen, deuten an manchen Stellen auf die Gewalt

des Südostpassats, der ungehemmt über die Flächen dahinzustürmen vermag. Um so wunderbarer berühren den aus dem Fenster des vorbeieilenden Zuges Schauenden einzelne unter Kultur befindliche Fleckchen, auf denen Gemüse- und Obstgärten und saubere Häuschen in dieser wenig anziehenden Landschaft dem Fleiß der Kolonisten ein beredtes Zeugnis ausstellen. Natürlich sind es Deutsche, deren Genügsamkeit und Ausdauer selbst hier von Erfolg gekrönt war, wo ein Engländer niemals vorwärts gekommen wäre. Vor einer Reihe von Jahren, so erzählte man mir, kamen spekulative Kolonialleute auf den Gedanken, sich billig ein gutes Arbeitermaterial zu sichern. Man bewog eine Anzahl von deutschen Auswanderern, sich in der Kapflakte niederzulassen, in der Annahme, daß die Leute dort wirtschaftlich herunterkommen und späterhin froh sein würden, als Arbeiter eine Unterkunft zu finden. Aber man hatte nicht mit der geduldigen Energie derselben gerechnet, und nach einiger Zeit sah man mit Erstaunen, wie unsere Landsleute doch vorwärts kamen und zum Teil sogar sich das Leben ganz behaglich zu gestalten wußten. Allerdings waren sie in der günstigen Lage, in der nahen Kapstadt einen guten Markt für die Früchte ihrer Mühe zu finden. Trotzdem kann ihre Leistung uns mit Stolz erfüllen, und es ist nicht einzusehen, warum der Deutsche, was er im fremden Lande erreicht hat, nicht auch innerhalb der Grenzen seiner eigenen Kolonien zu stande bringen sollte.

Theophilus Hahn, der uns auf dem Bahnhof empfing, führte uns sogleich auf seine Besitzung, die sich außerhalb des Ortes an einer Hügellehne entlang zieht.

Das einstöckige altholländische Haus, dessen innere Einrichtung der eines stattlichen Landsitzes entsprach, lag in einem kleinen Hain, gebildet von mächtigen Eichen und Fichten, zwischen denen sich einzelne Obstbäume erhoben. Unterhalb des Gartens, der uns in diesen Tagen aromatische Erdbeeren in unerschöpflicher Fülle bot, war ein kleines Feld mit Bananen bestanden, und dahinter, jenseits des nach Stellenbosch führenden Weges, dehnten sich Gärten und Weiden bis an den Fuß eines steilen Gebirges, dessen höchster Gipfel sich wie eine Alpenzinne in die Lüfte erhob. Fern im Westen sahen wir am Abend den langgestreckten Block des Tafelberges über die Ebene herüberschimmern, dessen violette Masse in südlicher Richtung durch niedriger werdende Berge abgelöst ward. Und dann zeigte uns unser Wirt einen einzelnen Felsen, der, von der untergehenden Sonne mit glühenden Farben übergossen, weit weit im Südwesten auf dem spiegelnden Meere zu schwimmen schien. Das war er, der Vorsprung des Cabo tormentoso, das Kap der guten Hoffnung, jene berühmte Klippe, die den alten Seefahrern so wichtig erschien, daß sie einem ganzen großen Lande den Namen gab. Endlich lag er vor uns, und jeder, den schon in der Schule bei dem Namen dieses wogenumbrandeten Kaps die Lust anwandelte, es einmal mit eigenen Augen zu schauen, wird es verstehen, daß wir unsere Blicke von der Veranda des Hauses aus noch oft nach ihm hinüberschweifen ließen, bis die ziemlich schnell hereinbrechende Nacht ihn in ihren Schatten versinken ließ. Dann aber lenkte der Doktor unsere Aufmerksamkeit auf das Sternenheer, welches den wunderbar klaren Nachthimmel über-



strahlte. Nicht gerade zu religiösen Betrachtungen oder zu astronomischen Erörterungen, doch war, was er uns mitteilte, im höchsten Grade fesselnd, indem er, der vielleicht der beste Kenner der freien Hottentottenstämme des Nordens ist, uns in seiner Schilderung die anziehende Sagenwelt des merkwürdigen Volkes erstehen ließ, die in so mancher Beziehung an die Sternbilder des südlichen Himmels anknüpft. Endlich aber verlangte auch der Körper sein Recht, und die Pflege, die ihm an diesem Abend und nicht weniger an den folgenden Tagen im Hause unseres Gastgebers zu teil ward, war dazu angethan, selbst den schwächsten Menschen in einen Riesen an Kraft zu verwandeln. Wenn Dr. Hahn in seiner Lebensweise auch manche englische Gewohnheit angenommen hatte, seine Küche war echt niederdeutsch, kräftig und massig, und am deutschesten war die köstliche Erdbeerbowle, die er unter dem Beistand seines ältesten Sohnes in einer Vollkommenheit herzustellen verstand, wie ich sie in Afrika weder vorher noch nachher wieder angetroffen habe.





2. Kapitel.

Weihnachtszeit am Kap der guten Hoffnung.

Stellenbosch ist in viel höherem Grade als die Hauptstadt ein holländischer Ort geblieben. Eine wahrhaft ländliche Ruhe herrscht in den geraden eichenbeschatteten Straßen und in den behaglichen, vielfach noch strohgedeckten Häusern. Noch dazu in diesen Tagen lag eine außergewöhnlich tiefe Stille über dem hübschen Städtchen, denn der strengen Kirchlichkeit seiner Bewohner ist fast noch mehr als den Engländern jede Störung und jeder Lärm an Sonn- und Feiertagen verhaßt. Obendrein befanden wir uns in den Ferien, in denen die verschiedenen Schulen und Seminare der Stadt die weihnachtliche Pause in ihrer Thätigkeit eintreten ließen. Eine der bekanntesten ist das große Erziehungsinstitut der Rheinischen Missionsgesellschaft, in dem namentlich die Töchter der im Innern thätigen Missionare eine gediegene Erziehung erhalten. Leider wird dabei auf die Fremden, die der an und für sich vorzüglich geleiteten Anstalt zur Erziehung übergeben werden, zu viel Rücksicht genommen, und so kommt es, daß manche der deut-

schen Zöglinge besser englisch als deutsch sprechen. Wenn die Mission nicht die ihr in reichem Maße entgegengebrachte Anerkennung verscherzen will, so muß sie dafür sorgen, daß hierin eine durchgreifende Änderung eintritt.

Außer dieser höheren Töchterschule und verschiedenen Seminarien befindet sich in Stellenbosch eine landwirtschaftliche Schule von gutem Ruf. Die Zeiten, in denen der Bur seine Viehwirtschaft und seinen Gartenbau in der von seinen Vätern überkommenen einfachen Weise weiterführte, sind auch für Südafrika vorüber. Dabei bietet der Besuch dieser Schule einen großen Vorzug vor dem einer europäischen Akademie, denn hier wird eben afrikanische Landwirtschaft in wissenschaftlich begründeter Weise gelehrt. Ich habe deshalb stets die Ansicht geäußert und werde sie auch weiter vertreten, daß junge deutsche Landwirte, die sich in Südwestafrika ansiedeln wollen, hier eine Zeit des Vorstudiums durchmachen sollten. Was sie der Aufenthalt im englischen Südafrika kostet, das sparen sie an dem hohen Lehrgeld, daß sie andernfalls in unserem Schutzgebiet als völlige Neulinge zu zahlen haben würden.

Damit dem Leben von Stellenbosch aber auch der Sport nicht fehle, giebt es sogar einen Alpenklub. Wer die stolzen Höhen des westlichen Kaplandes kennen lernt, dem wird das nicht wunderbar erscheinen. Unvergeßlich aber wird mir stets bleiben, wie ein Herr, der mir von einigen Besteigungen erzählte, die Äußerung that: „Wir haben auch einen solchen Klub hier; allerdings ist noch niemand abgestürzt.“ Der mit einem Ausdruck des Bedauerns vorgebrachte Nachsatz war das komischste Beispiel jener Fexerei, die um eines albernen Zweckes willen mit

dem Leben spielt, und die man in Afrika in der Regel um so weniger versteht, als man es dort um höhere und nützlichere Dinge in die Schanze zu schlagen pflegt.

Als wir nach den Festtagen aufbrachen, ließ Dr. Hahn es sich nicht nehmen, uns noch auf eine kleine Strecke zu begleiten, um uns einen südafrikanischen Badeort zu zeigen. Wir mußten einen kleinen Umweg machen. Die Ebene, die wir vor einigen Tagen durchfahren hatten, blieb diesmal im Westen, während auf den Abhängen der uns im Osten begleitenden Bergzüge von Zeit zu Zeit Wäldchen von Silberbäumen sichtbar wurden. Die sammetweichen, silberglänzenden Blätter dieses Baumes haben einen eigenartigen Beschäftigungszweig zur Entwickelung gelangen lassen. Besonders um die Zeit des Jahreswechsels werden sie in Massen in den Handel gebracht, geschmückt mit gemalten Glückwünschen, aufgedruckten Grüßen und dergleichen mehr. Nach einer Fahrt von einer Stunde mußten wir die Bahn verlassen und einen Wagen besteigen, der uns auf einer ziemlich ausgedehnten Fahrstraße auf eine langgestreckte Häuserreihe zuführte, die mit ihrem Kirchturm, ihren kleinen Gasthöfen und ihren niedrigen Gebäuden ganz an unsere nordischen Küstenorte erinnerte. Es war Somerset West, eine Art Norderney der Kapstädter, nur mit dem Unterschiede, daß man hier um die Weihnachtszeit badete, während droben im Norden alles in Eis und Schnee gehüllt war. Noch einige Schritte, und wir standen am Strande und sahen dem lebhaften Getriebe zu, das sich vor uns im Wasser abspielte. Männer und Frauen baden zusammen, und die ganzen Badeeinrichtungen zeichnen sich durch große Ursprünglich-

keit aus. Aber das beeinträchtigt das Vergnügen der sich im Wasser Umhertummelnden in keiner Weise, und auch die Kapstädter unter den Anwesenden haben allen Grund, die Tage ihres Aufenthalts zu benutzen, denn so angenehm wie hier ist ein Bad am Strande von Kapstadt keineswegs. Es mag mir verstattet sein, einige Worte über die merkwürdige Erscheinung zu sagen, welche dies verursacht.

Dorthin, wo die alte Welt ihr südliches Ende erreicht, an das Nadelkap, nicht weit vom Kap der Guten Hoffnung, verlegt die Mehrzahl der Seefahrer die Grenze zweier Ozeane. Kann man nun auch das atlantische und das indische Meer nicht durch eine scharfe Linie von einander scheiden, so zeigen sich nicht nur dem Forscher, sondern jedem aufmerksamen Beobachter in den das berühmte Vorgebirge umspülenden Gewässern auffällige Gegensätze, die die Berechtigung der überlieferten Trennungslinie erweisen. Der Richtung der Küsten folgend, dringt eine Strömung aus dem Kanal von Mosambik hervor, welche die warmen Fluten des indischen Ozeans bis an die Südspitze von Afrika führt. Wie es scheint, liegt die Falsche Bai noch in dem Bereich dieses Meeresstromes. Umgekehrt ist das Meerwasser der afrikanischen Westküste kühl, und es wird sogar anhaltend kälter, je mehr wir uns der Küste unseres südwestafrikanischen Schutzgebietes nähern. Aber selbst auf die geringe Entfernung zwischen Kapstadt und der eben erwähnten Bai ist der Unterschied der Wassertemperatur ein sehr beträchtlicher. Anders wäre auch die erstaunliche Thatsache nicht zu erklären, daß der nur dreißig Kilometer von Kapstadt entfernte Hafen

Simonstown eine um 2° höhere Jahrestemperatur besitzt als dieses.

Die Falsche Bai ist einer der größten Naturhäfen der Welt, und sie würde gleichzeitig einer der besten sein, wenn sie nicht gegen den von Südost heranwehenden Passat offen läge. So kommt nur die Bucht von Simonstown an der Ostseite der Kaphalbinsel für die Schiffahrt in Betracht. Wir sahen, während wir die draußen befindlichen Fischerboote von der offenen Halle eines Hotels aus beobachteten, die weißen Häuser dieses Kriegshafens von Südafrika über das Wasser herüberschimmern und noch weiter im Südwesten sahen wir abermals den Felsen des Kaps der Guten Hoffnung aus der tiefblauen Flut emporsteigen. Um jene Klippe kamen sie herumgesegelt, die kühnen Entdecker, die vor vierhundert Jahren den Weg nach den sagenhaften Gestaden Indiens suchten. Von hier hatten sie sich durch ein wildes Meer an einer unwirtlichen Küste entlang weiter zu kämpfen. Die heftigen Stürme, die ungeheuren Seen dieser Gewässer, sie bedrohten die portugiesischen Helden mit größeren Gefahren, als unsere Zeit sich vorzustellen vermag. Aber sie verloren ihr glänzendes Ziel keinen Augenblick aus den Augen, und darum erreichten sie es auch. Freilich, befangen in der Sehnsucht nach den Schätzen Südasiens und des östlichen Afrika achteten sie nicht der damals gänzlich unscheinbaren Gestade dieser Breiten. Anderen Jahrhunderten und anderen Völkern war es vorbehalten, hier neue Staatengebilde ins Leben zu rufen. Und es ist kein Schaden für das Land gewesen, daß es so kam. Gleichwohl, unsere Achtung dürfen wir jenen nicht versagen,

die als echte Söhne des wunderbaren Zeitalters, das die Anschauungen eines Jahrtausends in wenigen Jahrzehnten in mehr als einer Beziehung von Grund aus umgestaltete, durch ihre bewundernswerten Entdeckungen und Eroberungen die neue Zeit haben heraufführen helfen.

Diejenigen freilich, welche auf diesem Festlande die Herrschaft der Europäer begründeten, ähnelten den lebhaften Stammesgenossen des Vasco da Gama sehr wenig. Es waren derbe Niederdeutsche, die hier zuerst festen Fuß gefaßt haben, und ihre kernige Ausdauer und Tüchtigkeit ist die Ursache davon, daß ihre Nachkommen noch heute, nach drei Menschenaltern englischer Herrschaft, den größten Teil des Landes bewohnen, das ihre Vorfahren in unablässigen Kämpfen wilden Eingeborenen und einer oft noch wilderen Natur abgerungen haben. Besonders im Westen der Kapkolonie überwiegt die holländische Bevölkerung die englische, und auch an der Mittagstafel in Somerset West hörte man kein englisches Wort. Es war eine richtige „Table d'hôte" unter Buren. Wer sich übrigens unter unseren Tischgenossen rohe Bauern vorstellen wollte, wäre in einem argen Irrtum befangen. Diese Leute waren gekleidet und benahmen sich wie wohlhabende Pächter und Hofbesitzer bei uns, und unter den Frauen und Mädchen waren wenige, die nicht begründeten Anspruch auf die Bezeichnung einer Dame gehabt hätten. Auch die Unterhaltung war keineswegs die ungebildeter Leute, und man würde überhaupt fehlgehen, wenn man die holländischen Farmer der westlichen Provinz der Kolonie ohne weiteres mit den sogenannten Treckburen des Innern verwechseln wollte. Natürlich giebt es auch unter den Landbesitzern

dieser Gegend mannigfache Abstufungen, und wir erlebten noch an demselben Nachmittag ein lustiges Beispiel von der naiven Derbheit mancher Afrikander. Unser Zug führte uns, nachdem wir uns auf einer kleinen Zwischenstation von Dr. Th. Hahn verabschiedet hatten, wieder nach der Hauptstadt zurück. In der hohen Bahnhofshalle herrschte ein ungeheurer Trubel, und während wir uns mühsam einen Weg durch die auf und nieder wogende Menge von Vergnügungsreisenden bahnten, vernahmen wir plötzlich unmittelbar hinter uns die ärgerlichen Worte: „Daar zijn nu weder twee van de verdoemd rooinecks“ (da sind nun wieder zwei von den verdammten Rotnacken [Schimpfwort für die Engländer]). Da dieser freundliche Hinweis nur uns gelten konnte, drehten wir uns um und klärten den Sprecher, einen mächtigen weißbärtigen Bauern, in so gutem Deutsch über seinen Irrtum auf, daß er und seine Gefährten vergnügt lächelnd weiterzogen.

Unmittelbar nach unserer Rückkehr galt es einer Pflicht der Höflichkeit nachzukommen, die wir in diesem Falle um so lieber erfüllten, als sie uns Gelegenheit gab, einmal wieder deutschen Boden zu betreten. Es galt einen Besuch an Bord S. M. Kreuzers „Falke“ abzustatten. Auf den Wunsch des Generalkonsuls hatte das Schiff vor einigen Wochen die Zeit der Muße in der Tafelbai unterbrochen, um Hermann und uns, die man durch die Witboois gefährdet glaubte, von der Küste des Schutzgebietes nach dem Süden zu bringen. Leider waren wir bereits auf dem „Nautilus“ unterwegs, so daß die beiden Schiffe, ohne von einander zu wissen, sich verfehlten. Trotzdem

waren wir unseren wackeren Seeleuten in hohem Grade dankbar. Hatten sie doch zu allen Unbequemlichkeiten, denen sie sich unseretwegen vergebens unterzogen, auch noch mit stürmischem Wetter zu kämpfen gehabt, während sie eigentlich ein gewisses Anrecht darauf besaßen, nach längerer Fahrt die Annehmlichkeiten eines Hafenaufenthalts ohne Unterbrechung zu genießen. Der „Falke“ rüstete sich zur Fahrt nach Australien, und wann sein Nachfolger, der „Sperber“, von Ostafrika her eintreffen würde, darüber konnte uns keiner der Offiziere Auskunft geben. Mit innerer Erbitterung legten wir uns damals die Frage vor: Warum nennt man das Deutsche Reich eine Weltmacht, wenn sein Reichstag es nicht einmal in die Lage versetzt, während in Südafrika deutsche Soldaten im Kampfe mit einem gefährlichen Gegner begriffen sind, wenigstens während der Dauer dieses Krieges ein kleines Schiff ständig zum Dienst an der Küste des Schutzgebietes zu halten? Wir haben damals keine Antwort auf diese Frage gefunden, die heut glücklicherweise als erledigt gelten kann.

Für Schluckwerder waren die Tage nach dem Weihnachtsfest die letzten auf afrikanischem Boden, da er von den Rechtsnachfolgern der von ihm vertretenen Firma sich in Europa eingehende Vorschriften holen sollte. Sein Schiff lag bereits im Hafen, und am Nachmittag der Abfahrt gingen Hermann und ich mit ihm an Bord, um ihm Lebewohl zu sagen. Die „Hawarden Castle“ beruhigte selbst meinen Reisegefährten, der stets sehr arg von der Seekrankheit zu leiden hatte, über das ihm während der nächsten Wochen bevorstehende Schicksal. Ich muß gestehen, es war ein sehr schöner Dampfer von mehr

als viertausend Tonnen, und doch wird er von den neuerdings gebauten schwimmenden Palästen der Castle- und der Union-Company noch weit übertroffen. Diamanten und Gold, so wenig Segen sie in mancher Hinsicht den jungen Staatswesen von Süd-Afrika gebracht haben, eines haben sie bewirkt, was schließlich doch wieder dem ganzen Lande so gut wie dem Einzelnen dient, sie haben das gesamte Verkehrsleben von Grund aus umgestaltet. Diesen zwei Mächten verdanken auch die beiden England mit dem Kap verbindenden Linien den gewaltigen Aufschwung, den sie seit ihrem Bestehen genommen. Jede Woche verläßt ein Postdampfer Southampton, ein anderer Kapstadt, um in spätestens drei Wochen seinen Bestimmungsort zu erreichen. Dabei ist diese regelmäßige Verbindung längst bis Durban oder Port Natal fortgeführt, und außerdem verkehren noch eine Anzahl sogenannter Intermediat-Steamers zwischen London und Hamburg einerseits und Südafrika andererseits. Welch ein Fortschritt des Heute gegen das Einst! Als der spätere Feldmarschall York im Jahre 1782 seine große Reise nach dem Kap antrat, da hatte er eine mehr als fünfmonatige Seereise zu überstehen, ehe er den Tafelberg sich über den Horizont erheben sah. Und heute haben die großen Doppelschrauben-Schnelldampfer der beiden Gesellschaften, wie die „Scot“ oder die „Tantallon Castle“ die Fahrzeit so sehr verkürzt, daß Reisen von wenig über zwei Wochen keineswegs zu den Seltenheiten gehören. Dabei kostet die Überfahrt von England bis zum Kap in der ersten Klasse bei vorzüglicher Unterkunft und Verpflegung nur 750 Mark, und der Reisende hat von dem ganzen Leben und Treiben an Bord

dieser herrlichen Schiffe den Eindruck, als befände er sich in dem glänzenden Gasthof einer europäischen Hauptstadt. Welche Macht einiger weniger Menschen liegt nicht in dem Besitz einer ganzen Flotte solcher Schiffe! Denn der größte Teil des Gründungskapitals befindet sich in der Hand weniger Geldleute, und in Südafrika betrachtet man eigentlich einen einzigen Mann, Donald Currie, als den wahren Eigentümer der Castle-Linie.

Wir mußten unserer Bewunderung des schönen Schiffes indessen endlich ein Ende machen. Schon erklang das zweite der Glockenzeichen, welche die Nichtreisenden von Bord verweisen. Eben langten in eiliger Fahrt die letzten Postwagen an, und geschwind wurden die Kisten und Säcke, die ihre Ladung bildeten, über die Brücke geschleppt. Da ertönt das dritte Signal; hastig drängen sich noch einige Verspätete über die Laufbrücke, in heller Angst, daß sie zu einer unfreiwilligen Fahrt nach England genötigt werden könnten. Dann rasselt der Steg an Land, und in demselben Augenblick beginnt sich der riesige Schiffskörper langsam von den Tauen zu lösen, die ihn mit den gewaltigen Eisenpflöcken auf der Ufermauer verbunden haben. Schneller und schneller rollen die Stricke ab, während der Dampfer langsam dem Ausgang des Docks zustrebt. Jetzt fallen die Enden und werden von den an Land stehenden Arbeitern durch das plätschernde Wasser herangeholt. Drüben aber kündet eine wirbelnde Masse schäumender Wellen die voll beginnende Arbeit der Schraube, noch ein lautes Hurrah schallt zu uns her, und dann verkleinert sich von Minute zu Minute der gewaltige Bau mit seinen turmhohen Masten, und ehe wir zur

Stadt zurückkehren, steuert er bereits weit draußen vor dem äußersten Ende der Wellenbrecher seinem fernen Ziele entgegen.

Trotz Schluckwerders Abreise fühlte ich mich nichts weniger als vereinsamt. Verschiedene Angehörige der deutschen Kolonie wetteiferten in anerkennenswerter Weise, Hermann und mir die Zeit unseres weiteren Aufenthalts angenehm zu gestalten. Einladungen zu Skat- und Kegelabenden von Seiten unserer Landsleute fehlten natürlich nicht, und die um diese Jahreszeit fälligen Festtage boten uns Gelegenheit, das gesellige Leben der Deutschen in größerem Umfange mitzumachen, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Besonders gern gedenke ich noch heut der Neujahrsfeier in den gastlichen Räumen Professor Hahns. An diesem Abend war es allerdings weniger das Zusammensein mit einem Kreise anregender und zuvorkommender Menschen, als die eigentümliche und ungewohnte Art, in der hier der Jahreswechsel gefeiert werden konnte, die in unserer Erinnerung haften blieb. Die Wohnung des Professors, ein sehr hübsch eingerichtetes Haus, liegt in den Gardens, jenem Stadtteil, der mit seiner üppigen Pflanzenwelt, mit seinen immergrünen Anlagen und seinen südlichen Gewächsen den Gartenvorstädten Neapels gleichkommt, der diese aber an Sauberkeit der Straßen, an sorgfältiger Pflege der einzelnen Besitzungen und durch die nordische Gediegenheit des Ganzen um ein beträchtliches übertrifft. Den freien Blick über das tiefe Grün der kleinen Parks und weiter hinab über die weißen Häusermassen der Stadt und die blaue See mußten wir freilich um diese Zeit entbehren, denn die Sonne geht in

diesen Breiten auch an den längsten Tagen bedeutend früher zur Rüste als bei uns. Dafür aber gestattete die warme Sommernacht den Aufenthalt unter dem funkelnden Sternenhimmel, und der leichte Abendwind trug den Duft des Oleanders und blühender Orangen aus den unter uns liegenden Gärten herauf. Und als in der ersten Minute des Jahres 1894 unsere Gläser aneinanderklangen, da begann es unten im Hafen zu knallen und zu knattern; Raketen stiegen in die Luft, und in dem blauen Feuer der Leuchtkugeln tauchten auf Augenblicke das schweigende Meer und die Masten zahlreicher Schiffe aus dem nächtlichen Dunkel auf. Nach guter deutscher Sitte genossen wir das schöne, leider nur kurze Zeit sichtbare Bild als eine wertvolle Zugabe zu dem festlichen Abend, und als wir unsern Weg nach dem Hansahotel einschlugen, zeigte die Uhr eine ziemlich vorgerückte Stunde.

Man darf übrigens nicht glauben, daß die Abende in dem schönen Klima von Kapstadt immer einen solchen Aufenthalt im Freien gestatten. Wir konnten sogar von Glück sagen, daß uns nicht einer der in diesem Sommer besonders häufigen Südoststürme zwang, uns hübsch im geschlossenen Zimmer zu halten. So heftig dieser berüchtigte Wind in der wärmeren Jahreszeit auch bisweilen auftritt, so angenehm ist seine erfrischende Wirkung für die Anwohner der besonders am Nachmittag oft ziemlich stark erhitzten Straßen der inneren Stadt. Er erregt das Interesse des Fremden um so mehr, als er auch der Erzeuger des „Tafeltuchs“ ist, jener wunderbaren Nebelbildung, die man in dieser Großartigkeit wohl kaum an

einem Punkte der Erde wieder antrifft. An besonders heißen Tagen richtet mancher sehnsüchtige Blicke nach dem mauergleichen Rande des Tafelberges, um zu erspähen, ob sich dort noch kein Anzeichen des nahenden Windes zeigen will. Solange die Gipfelwandung, von der Sonne bestrahlt, in den klaren blauen Himmel ragt, ist nicht immer Aussicht auf eine Änderung. Aber wenn sich, erst an einzelnen Klippen, dann an immer neuen Stellen, weiße Wolkenfähnchen zeigen, die gleichsam am Berge zu haften scheinen, dann ist in der Regel der Südost im Anzuge. Oft ganz plötzlich wachsen die ersten Nebelflocken zu einer unheimlichen, weißlich-grauen Mauer an, die sich über dem Rande jener riesigen Felswand lagert, welche elfhundert Meter über unserem Haupte in die Lüfte starrt. Dann kommt eine Bewegung in die Wolkenbank, sie neigt sich vornüber, und nun beginnt ein großartiges Schauspiel. Die Massen des auf den kalten Höhen zu düsteren Wolken verdichteten Wasserdampfs beginnen sich mit dem von der Höhe herabstürzenden Winde zu senken; in immer neuem Nachdrängen strömen sie heran und wälzen sich am Berge nieder, täuschend ähnlich einem ungeheuren Wasserfall. Das Ohr vermeint jeden Augenblick das Donnern und Brausen der herabstürzenden Gewässer vernehmen zu müssen, und trotzdem bleibt es still, und wie um den gespenstischen Eindruck der Erscheinung zu erhöhen, löst sich neunhundert Meter über der Stadt der ganze, ununterbrochen über die Felsen sinkende Nebel in die klare Luft auf. Und nun ist auch der Wind da, und während er heulend die Straßen entlang fegt, wirbelt es durch die Luft von Staub und Sand und peitscht einem entgegen, daß man nur mit der

größten Anstrengung gegen das rasende Wehen anzukämpfen vermag. Immer neue Nebelfluten über uns und immer neue Sandwirbel um uns, dringen wir mit Mühe bis an unser Haus, aber wir freuen uns trotz der Heftigkeit des Südost doch über die große Reinigung der Luft, die er bewirkt, eine Eigenschaft, die ihm mit Recht den Namen „der Doktor" eingetragen hat. Alte Kapstädter wissen von der Gewalt, mit der er bisweilen weht, Wunderdinge zu erzählen, und verschiedene Leute schwören darauf, sie hätten bisweilen gesehen, wie er kleine Steine und Kiesel vor sich hergetrieben habe. Das ist natürlich eine der in diesem Lande nicht ganz seltenen Übertreibungen, aber ich glaube, wenn irgendwo irgend ein Wind solche Streiche ausführen würde, dann würde es sicher am ehesten der Südoststurm des Tafelberges sein.

Die Tage, an denen dieser Wind sein Unwesen nicht trieb, wurden fleißig benutzt, um Stadt und Umgegend kennen zu lernen. Bei dem unglaublichen Völkergemisch, das sich hier auf kleinem Raume zusammendrängt, kann man bei jedem Spaziergange eingehende Studien machen. Besonders anziehend war das Auf- und Abwandeln auf der Plain Street am Sonnabend Abend. Der Trubel, der dann zwischen den hell erleuchteten Läden zweiten und dritten Ranges herrschte, welche in dieser nichts weniger als schönen Straße einer auf den andern folgen, hatte etwas von dem Jahrmarktsleben einer kleinen Stadt an sich. Seeleute, Arbeiter, Frauen, Kinder, Farbige, alles schlenderte zwischen den Auslagen umher. Einen Hauptbestandteil der Spaziergänger aber bildeten die Malaien und besonders ihre weiblichen Angehörigen, die in ihren

grellbunten Kleidern und den seidenen Kopftüchern, unter denen oft ein sehr hübsches gelbes Gesicht und ein Paar große schöne Augen neugierig hervorlugten, in Scharen die Straße entlang zogen. Den wenigsten dürfte bekannt sein, daß am Kap der guten Hoffnung eine zahlreiche Malaienbevölkerung sich findet, die in neuester Zeit auf 14 000 Seelen angewachsen ist. Obschon Muhammedaner, haben sie doch im Laufe der Zeit ihre hergebrachten Sitten und Gewohnheiten in etwas geändert. Ein fastnachtartiger Aufzug, der mir eines Tages in einer der von den Südasiaten bewohnten Straßen begegnete, konnte als erheiterndes Beispiel dafür dienen, wie sie in Äußerlichkeiten sich mehr und mehr den Europäern anpassen. Es wurde irgend ein Fest gefeiert, und während an der Spitze des kleinen Zuges eine Art Banner getragen wurde, marschierten hinter demselben eine Anzahl Landsknechte. Woher die gelbbraunen Kerle diese Anzüge hatten, weiß ich nicht; sie waren jedenfalls so echt, wie man sie nur in irgend einem der zahllosen Berliner Masken-Verleihgeschäfte im Monat Februar zu sehen bekommt.

Leider verbot der häufig und stets sehr plötzlich einfallende Südost die Ausführung desjenigen Ausfluges, der in Kapstadt als der lohnendste gilt, nämlich einer Besteigung des Berges. Dafür wurde eine Fahrt nach Houtsbai geplant und an einem Sonntage zur Ausführung gebracht, die mir wenigstens Gelegenheit bot, die Seiten des Erhebungssystems und einen Teil seines Südabhanges kennen zu lernen. Zu solchen Tagespartien bedient man sich häufig der offenen vierspännigen Wagen, die auch auf dem Lande eines der gewöhnlichsten Verkehrsmittel bilden.

Der Leiter des Ausfluges, ein junger deutscher Kaufmann, Lüders mit Namen, den ganz Kapstadt nur unter dem Titel „Doktor" Lüders kennt, fuhr schon vor Sonnenaufgang mit noch einem Gefährten vor dem Hansahotel vor, um Hermann und mich abzuholen. Ein riesiger Korb, der außer einem beträchtlichen Vorrat von Wein- und Bierflaschen und belegtem Butterbrot eine Pfanne, Fett, Salz und ein ungeheures Stück rohes Rindfleisch enthielt, erregte meine nicht geringe Verwunderung. „Wozu nehmen Sie denn frisches Fleisch mit? Wir finden ja doch ein Gasthaus an der Bai." „Lassen Sie nur," erwiderte der „Doktor," „Sie werden mir für meine Vorsorge noch Dank wissen." Wir bestiegen das leichte Gefährt, der Kutscher schwang seine lange Peitsche, und noch ehe die Sonne im Osten emporstieg, hatte uns unser Viergespann über Seapoint hinaus an den Fuß des Löwenkopfs geführt. Dann zogen die Pferde kräftiger an, und zum zweiten Male fuhr ich auf der gewundenen Victoriaroad dahin, unter der der Ozean diesmal im hellsten Morgenlicht schimmerte. Hatte schon der erste Teil dieser prächtigen Straße, der nach der flachen Bucht von Campsbai führt, meine Bewunderung errregt, so übertraf ihn die folgende Strecke an Großartigkeit noch um ein bedeutendes. In schwindelerregender Höhe zieht sich der Weg an den Felsen aufwärts, und während in der Tiefe eine Woge nach der andern heranstürmt, steigt auf der andern Seite eine wilde Bergkette jäh in die klare Luft empor. Das sind die zwölf Apostel, die das riesige Massiv des Tafelberges in südlicher Richtung fortsetzen, und deren Fuß, von dem offenen südatlantischen Meer umbrandet,

unter uns liegt, bis unser im schnellen Trabe dahineilendes Gespann uns auf einen flachen Bergsattel geführt hat, von dessen Höhe wir auf ein weites Thal und eine friedlich im Sonnenschein schimmernde Bucht schauen.

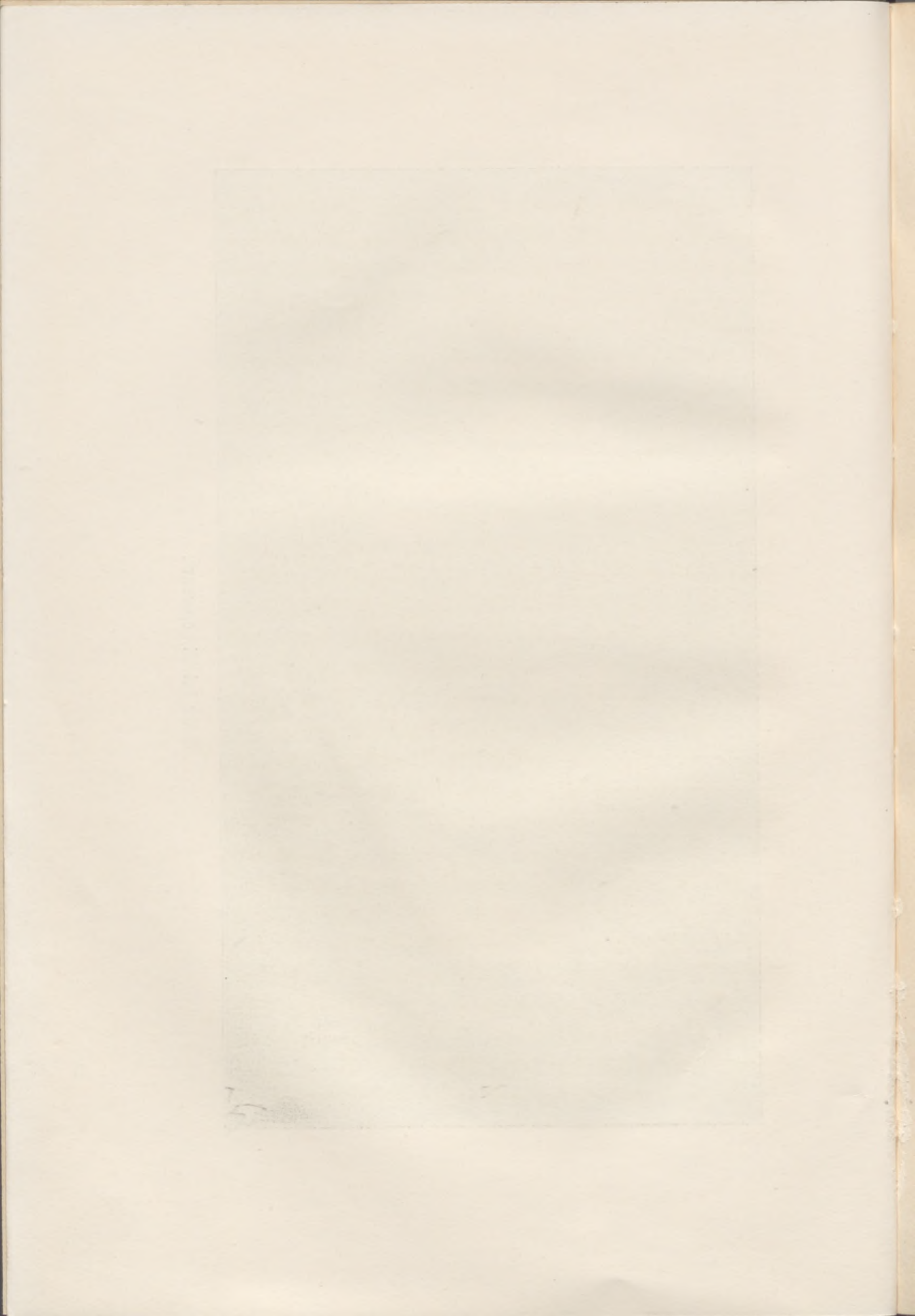
Während der kurzen Rast auf der windumbrausten Höhe machten wir es uns im Schutze eines mächtigen Felsblockes bequem. Der Kutscher, ein biederer Malaie, fiel mir dabei durch sein melancholisches Wesen auf. Er hatte allen Grund zu weltschmerzlichen Empfindungen, denn der Arme hatte vor einiger Zeit seine Frau verloren. Die jugendliche Dame war mit einem jüngeren Landsmann des Bedauernswerten auf gut europäische Manier durchgegangen, um sich die Welt auch einmal anderwärts anzusehen. Der verlassene und um seinen Abschied betrogene Ehegatte aber schien noch keine Zeit gefunden zu haben, sich über seinen Verlust zu beruhigen, obgleich ihm seine Religion dies entschieden erleichtert hätte. Erst eine halbe Flasche Wein, der Rest unseres Frühstücks, der ihm aus Mitleid überlassen wurde, verbesserte seine Stimmung und ließ ihm das Leben wieder in einem entschieden milderen Lichte erscheinen, obgleich sein Prophet ihm diese Tröstung eigentlich nicht gestattete. Aber am Kap hat, wie das Beispiel dieses braven Rosselenkers wieder einmal bewies, der Islam viel von seinen Härten eingebüßt, denn obgleich gegen das Verbot des Weintrinkens auch in manchen andern Gegenden der muhammedanischen Welt oft und gern gesündigt werden mag, so werden die Frauen hier keineswegs sehr streng gehalten, was durch die romantische Flucht der jungen Gattin ja zur Genüge bewiesen wird.

Nach einstündiger Thalfahrt durch die buschigen Gehänge flacher Bergzüge erreichten wir Houtsbai. Ein Gasthaus und ein paar Gehöfte waren die einzigen Baulichkeiten, die ich zu Gesicht bekam. Im Schatten eines kleinen Gehölzes schlugen wir unser Lager auf, und unter der kundigen Leitung des Doktor Lüders ging es an ein Kochen und Braten, wie ich es zwar aus Südwestafrika gewohnt war, das ich jedoch in dieser kultivierten Gegend nicht für nötig gehalten hatte. Aber es war englischer Sonntag, und der Eigentümer des „Hotels“, der mürrisch zusah, wie unser Kutscher an seinem Brunnen Wasser schöpfte, hätte sich eher einen Finger abhacken lassen, ehe er ihn für einen der zahlreichen im Busch lagernden Ausflügler gerührt hätte. Wir kümmerten uns indessen nicht weiter um ihn; den Sonnenschein und die frische Seeluft konnte er uns nicht versperren, und das Picknick gewann entschieden durch diese erzwungene Biwakküche.

Unser Rückweg führte uns über niedrig bewachsene Anhöhen immer weiter bergan. Die langen Rücken, die sich von hier bis zum Tafelberge hinzogen, riefen mit ihrer gelblichen Vegetation, mit den niedrigen Büschen und mit dem durch nichts wiederzugebenden Gesamteindruck in mir in stärkstem Grade die Erinnerung an jene sonnigen Bergländer der Hereros wach, in denen ich noch vor zwei Monaten geweilt hatte. Die landschaftliche Eigenart dieser Länder ist eben in ihren Grundzügen bis hinauf an die Ebenen am Kunene und Sambesi eine ähnliche, und auch die Fernsicht von der Höhe des Passes, den wir bald erreichten, würde in ihrer wunderbaren Weite und Klarheit ohne die Durchsichtigkeit der südafrikanischen



Allee bei Bishopscourt.



Luft undenkbar gewesen sein. Zu diesem Rundblick vom Konstantia Neck aus gehört wie etwas Selbstverständliches die leuchtende Atmosphäre der Steppe, obgleich das, was sich nun wie eine riesige Reliefkarte unter uns entfaltet, keineswegs den Charakter eines trockenen Landes trägt. Üppiges Grün umkleidet die Bodenwellen und die Abhänge der Berge. Deutlich unterscheiden wir die dunklen Wälder am Ostfuß des Tafelgebirges von den helleren Flecken der Weinberge, die erst weit im Osten von den gelbgrauen Flächen diesseits Stellenbosch begrenzt werden. Während der Doktor den unvermeidlichen photographischen Kasten aufstellte, um uns zusammen mit einer gleichzeitig oben angelangten, ihm befreundeten englischen Familie zu verewigen, hatten wir Zeit, die weißen Häuser und die rebenbepflanzten Gärten der beiden weltberühmten Konstantiafarmen zu betrachten, die sich am Ausgange eines herrlichen Waldthales ausdehnten. Der Nachmittagsschatten der Berge, der den düsteren Hochwald zu unseren Füßen bereits umfing, dehnte sich schon beinahe bis zu den Villen und Landhäusern von Wynberg aus, als wir endlich aufbrachen, um in flinkem Trabe, vorbei an Konstantia und andern zwischen den Wäldern auftauchenden Weingütern und kleinen Ortschaften thalwärts zu fahren, aber als das glänzende Tagesgestirn längst hinter der drohenden Wand des Tafelberges verschwunden war, ließen seine Strahlen im fernsten Osten noch die himmelanstrebende Kette der Herberge in tiefem Rot erglühen. Wie ferne Alpenhöhen leuchteten sie herüber über Berge und Ebenen, und an der Deutlichkeit, mit der die einzelnen Zinnen im Lichte des schwindenden Tages zu unterscheiden

waren, konnten wir die unvergleichliche Reinheit der Luft ermessen; denn diese rötlich bestrahlten Gipfel bilden bereits die Grenze der Karru, und hinter ihnen beginnen jene ungeheuren Ebenen des inneren Kaplandes, die sich mit wenig Unterbrechungen bis an den mächtigen Oranjestrom fortsetzen.

„Doktor" Lüders, dessen Umsicht wir den angenehmen Verlauf dieses Ausfluges verdankten, war ein Vertreter jener zahlreichen Klasse von deutschen Auswanderern, die es stets und unter den widrigsten Umständen zu etwas bringen, weil sie sich mit kräftigem Humor in alle Lebenslagen zu finden wissen. Aus guter Familie stammend, war er, um dem Drange nach Selbständigkeit zu genügen, nach Südamerika gegangen. Welches Geschick ihn nach Südafrika verschlagen, weiß ich nicht. Doch erzählte er mit einem gewissen Behagen, wie er sich hier als Kommissionär bei den verschiedenen Schiffen durch seine vorzüglichen Sprachkenntnisse die erste kleine Einnahme verschafft hatte. Heute ist er Mitinhaber einer großen Firma und einer der angesehensten Deutschen in Kapstadt, der in der besten Gesellschaft als durchaus Gleichberechtigter verkehrt. Ich erwähne das deshalb, weil es zeigt, wie wir, wenn wir richtig kolonisieren wollen, uns zunächst allgemein an den englisch-amerikanischen Satz gewöhnen müssen, daß keine anständige Arbeit, und sei es die niedrigste, den gebildeten Kolonisten von dem Verkehr mit anderen Gebildeten ausschließen darf. Ich habe es erlebt, daß einzelne Deutsche, die mit dem Anspruch hinausgekommen waren, die Thätigkeit eines Ochsentreibers oder Lohnarbeiters sei mit ihrer ehemaligen Lage nicht

zu vereinen, die Gelegenheit, sich eine zukünftige bessere Stellung zu erringen, in jämmerlicher Eitelkeit verpaßt haben. Vielleicht übernehmen unsere Kolonien noch einmal die Aufgabe, solche und ähnliche eingerostete Vorurteile in gewissen Kreisen unseres Vaterlandes zu dessen Vorteil zerstören zu helfen. Durch die deutschen Siedelungen im Kaplande geht im ganzen ein gesunder und kräftiger Zug, und man kann unseren Landsleuten eine große Zukunft in diesen Ländern voraussagen, wenn sie, wie jetzt wohl die meisten von ihnen, fortfahren, die schätzenswerten Vorzüge des deutschen Kolonisten auf nationaler Grundlage zu entfalten.

Kleinere Ausflüge führten mich noch mehrfach an die Ostseite des Tafelberges, wo sich in anmutigen Vorstädten die Mehrzahl der in Kapstadt thätigen Geschäftsleute und Beamten niedergelassen hat. Auch der damalige Generalkonsul des Deutschen Reiches, Freiherr v. Nordenflycht, hatte den Aufenthalt in einem dieser lieblich gelegenen Orte dem in der im Sommer zuweilen etwas überhitzten Stadt vorgezogen, und in seinem in Claremont in einem wahren Park rauschender alter Bäume gelegenen holländischen Landhaus verlebte ich mit Hermann noch kurz vor meiner Abreise einen angeregten Nachmittag. Bildet die anziehende Häuslichkeit des Generalkonsuls schon an sich eine angenehme Erinnerung bei dem Gedenken an die mannigfach wechselnden Eindrücke meiner Reise, so trug eine Fahrt nach den Weinfarmen von Constantia dazu bei, den Tag zu einem noch interessanteren zu machen. Herr v. Nordenflycht kutschierte uns selbst, und sein leichter Wagen führte uns schnell durch die Waldungen, welche die

östlichen Vororte von Kapstadt umgeben. Vor den in altholländischem Stile errichteten Gebäuden von Groß-Konstantia machten wir Halt und begannen unter Führung eines der Farmleiter einen Rundgang durch Keller und Gärten. Die gewaltigen Fässer, die in den Hallen in langen Reihen aufeinander folgten, wären das Entzücken jedes Weinkenners gewesen. Da lagen sie alle, die kostbaren Marken, die in reinem Zustande zu erlangen in Europa leider mit großen Schwierigkeiten und Kosten verknüpft ist. Ein besonders hervorragendes Gewächs, das uns in feinen Spitzgläschen kredenzt wurde, war von so köstlichem Aroma und Geschmack, wie man es anderwärts nicht leicht zu kosten bekommt. So vorbereitet betraten wir die ausgedehnten Pflanzungen, denen die herrlichsten Südweine dieses Landes entstammen. Eine große Fläche ist mit den niedrig gehaltenen Reben bedeckt, und dazwischen liegen einzelne Stücke, die mit der derberen amerikanischen Pflanze besetzt sind.

Welche Bedeutung der Weinbau für die Kapkolonie noch gewinnen kann, wird schon die nächste Zukunft lehren. Erst seit kurzer Zeit widmet man diesen Kulturen überhaupt die Sorgfalt, die sie verdienen, und schon ist es gelungen, portwein- und xeresartige Sorten herzustellen, welche den besseren Marken Südeuropas an Güte kaum nachstehen. Auch leichtere Weine werden bereits geliefert, und wer den roten Hermitage vom Kap trinken würde, ohne seine Herkunft zu kennen, der würde ihn ohne weiteres für einen burgundischen Wein halten. Das Land ist aber auch wie geschaffen für den Weinbau. Vor allem sind es die Erträge, die unser Erstaunen erregen. Wäh-

rend in Deutschland und in Ungarn die von einem Hektar Bodenfläche gelieferten Trauben zur Bereitung von 24 Hektolitern genügen, eine Menge, die auch anderwärts nur selten übertroffen wird, ergab ein Hektar am Kap 86 und in einzelnen Binnenlandschaften sogar mehr als 170 Hektoliter Wein. Allerdings sind diese Gebiete durch eine Gunst des Klimas bevorzugt, die schon den östlichen Teilen der Kolonie fehlt. Regen= und Trockenzeit fallen hier ungleich günstiger als im Osten, wo das Vorwiegen sommerlicher Niederschläge dem Ausreifen der Trauben in hohem Grade hinderlich ist. Und wie glücklich sind die Weingutsbesitzer dieser Striche daran, die keineswegs allein auf die Verwertung ihrer Erzeugnisse durch die Kelterei angewiesen sind. Brachte doch das Kap schon vor einigen Jahren zwölfhunderttausend Kilogramm Rosinen auf den Markt, genug, um den Bedarf ganz Südafrikas zu decken. Noch einige Jahre weiter, und dies Gebiet wird mit den Weinländern Südeuropas in erfolgreichen Wettbewerb treten, denn die ungeheuren Erträge geben die beste Gewähr gegen eine Mantscherei, die leider bei der Herstellung der starken und feurigen Sorten in immer steigendem Maße geübt wird.

Als wir Konstantia verließen, hatten düstere Wolken den Abhang des Tafelberges umzogen. Ihre Schatten hüllten nicht nur die uns umgebende Landschaft in nordisches Grau, sondern sie fielen hinaus bis auf die Ufer der von hier aus sichtbaren Falschen Bai. Es war eine wahre Erfrischung, nach langer Pause einmal wieder einen richtigen Regenhimmel über sich zu sehen. Es ist überhaupt ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß der

ewig heitere Himmel südlicher Länder unter allen Umständen eine günstige Wirkung auf das Gemüt äußere. Wer mehrere Jahre unter einem Himmelsgewölbe zubringen mußte, das selbst die vielgerühmte Reinheit des italienischen Firmaments weit übertrifft, der wird mir bestätigen, daß ewiger Sonnenschein gerade so gut eine lähmende Wirkung auszuüben vermag wie eine endlose Reihe nebliger Tage. Der Wechsel der Eindrücke ist es auch hier, der erfrischend und belebend wirkt. Und um wie viel mehr muß diese Eigentümlichkeit des südlichen Klimas, die schon auf den Gesunden ihren Einfluß äußert, auf nervös reizbare Menschen wirken! Mögen die Ärzte, welche Nervenkranke in wärmere Zonen verschicken, sich diese ja auf ihre persönlichen Eigenschaften hin ansehen, damit nicht, was dem einen nützt, dem anderen schweren Schaden bringt. Mir sind einige Fälle von krankhafter Melancholie bei solchen Personen bekannt geworden, die dieser Eigenart der südafrikanischen Natur wenn nicht ihre Entstehung, so doch ihre Entwickelung verdankte.





3. Kapitel.

Politisches und Soziales vom Kap.

Wer als Preuße und in Preußen aufgewachsen ist, wird kein fremdes Land durchwandern, ohne dessen bewaffneter Macht einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ganz besonderes Interesse wird ihm alles abnötigen, was sich von den gewohnten militärischen Einrichtungen seiner Heimat unterscheidet. Die großen Heere des europäischen Festlandes haben in ihrer Zusammensetzung und Ausbildung viel Ähnliches; anders die englische Armee, die man meines Erachtens in den Kolonien sehen muß, um sie wirklich kennen zu lernen.

Jeder, der englische Soldaten auf der Straße zu Gesicht bekommt, wird auf den ersten Blick durch das Äußere ihrer Erscheinung bestochen werden. Große, schöne Gestalten, von martialischem Aussehen, wandeln sie einzeln oder zu mehreren die Straßen entlang. Mit keckem Blick die Vorübergehenden musternd, sind sie sich bewußt, daß sie auch jener Augen auf sich zu ziehen vermögen, denn ihr Rock ist nicht allein bunt und glänzend, er ist auch

ohne Tadel und außerordentlich sauber gehalten. Ich höre noch die Stimme eines alten preußischen Offiziers, der mich auf die ersten mir in Kapstadt begegnenden Soldaten mit den Worten aufmerksam machte: „Sehen Sie, wie proper und elegant das alles sitzt; es muß eine wahre Freude sein, mit diesen Kerlen eine Parade abzuhalten. Wenn unsere Uniformen nur etwas mehr an diese hier erinnern wollten!“ Etwas ärgerlich wandte ich ein: „Aber sehen Sie denn nicht, wie theatralisch das Ganze aussieht und wie gesucht das Auftreten der Leute ist? Und dann, jeder von ihnen trägt ein Stöckchen in der Hand und fuchtelt damit in der Luft herum wie ein richtiges Straßengigerl.“ „Da haben Sie ganz recht,“ war die Antwort, „und ich will auch nur den guten äußern Eindruck der Sauberkeit hervorheben. Als Soldaten sind mir unsere Bauernjungen und überhaupt unsere Landsleute tausendmal lieber als dies zusammengelaufene Soldheer, das ohne jedes Interesse an der Sache sein Leben für Geld in die Schanze schlägt.“ Und in der That, wenn man der Geschichte auf den Grund geht, so sagt man sich unwillkürlich, daß es diesen Leuten persönlich völlig gleichgültig ist, ob sie heute am Kap und morgen in Indien verwandt werden. Von nationalen Gedanken und Gefühlen, von einem inneren Interesse an dem, wozu sie kommandiert werden, wie es bei uns selbst der ärmste Tagelöhner kennt, kann bei dieser Schar gleichgültiger Landsknechte nicht die Rede sein. Wenn ihnen wenigstens noch ein Offizierkorps zur Seite stände, das sie mit soldatischem Geiste zu erfüllen und in solchem zu leiten vermöchte. Aber auch das ist nicht der Fall. Ich[1] habe

einzelne hochgebildete englische Offiziere kennen gelernt, Männer, mit denen ich gern verkehrt habe, aber sie waren eben alles andere, nur nicht Offiziere, in dem einzig richtigen, d. h. im militärischen Sinne. Schon, daß die Uniform niemals außerhalb des Dienstes getragen wird, hat etwas Abstoßendes; es ist beinahe, als ob sich diese Herren ihres Standes schämten. Und dazu der zeitraubende Sport, die unnützen Spiele, mit denen sie ihre freien Stunden so häufig verbringen. Wir befanden uns gerade an Bord des „Falke", als ein kleiner Artillerieoffizier erschien, um den deutschen Kameraden eine Einladung zu überbringen. Aber nicht etwa zu einer Parade oder einem militärischen Schauspiele anderer Art und nicht einmal zu einem fröhlichen Gelage. Nein, der zierliche kleine Mann forderte die Seeoffiziere auf, sich an athletischen Spielen und an einem Sportwettkampf zu beteiligen und war einigermaßen erstaunt, daß seine Einladung bei diesen wenig Gegenliebe fand.

„Das ist alles recht schön und gut," wird man mir vielleicht entgegnen, „aber die ständigen Truppen sind dort auch nebensächlich, die eigentliche Kraft Englands in seinen Siedelungsländern liegt in den Scharen militärisch ausgebildeter Freiwilliger." Man erlaube mir, daß ich in diesem Punkte anderer Ansicht bin. Wer die kühnen Thaten wirklicher Kulturvorläufer in den entlegenen Gebieten des Innern als Beweis für diese Meinung anführt, der ist im Irrtum. Nicht diese, sondern vor allem die Bewohner der größeren und kleineren Städte und der seit Jahrzehnten völlig gesicherten Landschaften bilden jene Regimenter, die es zwar in Uniformierung und Bewaff-

nung dem aktiven Militär gleichzuthun suchen, deren ganze Ausbildung aber nicht entfernt genügt, um sie selbst den schlechtesten Berufssoldaten an die Seite zu stellen. Oder glaubt man wirklich, daß ein Ladenjüngling, nur weil er seine Thätigkeit in einem Geschäft von Kapstadt oder Port Elisabeth ausübt, geeignet sei, einen an afrikanisches Gelände gewöhnten Gegner zu bekämpfen. Wer die paar Griffe und Bewegungen mitangesehen hat, welche diese Leute bei ihren meist am Abend stattfindenden Übungen vornehmen, der wird in dem ganzen Freiwilligenwesen weiter nichts sehen als eine zwar ganz gesunde, im übrigen jedoch gänzlich nutzlose Spielerei. Daran können auch die mehrwöchigen Übungen außerhalb der Stadt nicht viel ändern, welche von Zeit zu Zeit stattfinden. Wenn man erfährt, daß sich an diesen selbst halbe Schuljungen beteiligen, so weiß man, was man von ihnen zu halten hat. Wie sehr der nötige Ernst und die nötige Strenge dieser Art von Waffendienst mangelt, das zeigen zahlreiche erheiternde Vorfälle, die sich während des Exerzierens ereignen. So habe ich es mit eigenen Augen gesehen, wie ein Gemeiner aus Reih und Glied aussprang, seinen etwas zu weit vorgetretenen Unteroffizier am Rockschoß ergriff und ihn einige Schritte weit zurückzog! Mögen die Freiwilligen der jetzigen Stadtbevölkerung immerhin weiter exerzieren, mögen sie ihre eleganten Pferde hübsch aufputzen und ihre Uniformen nach dem neuesten Schnitt anfertigen lassen. Mögen auf der andern Seite die alten holländischen Farmer in den Bergen oder auf den einsamen Hochländern des Innern im verstaubten Kordanzuge und auf häßlichen und mageren Pferdchen einher-

reiten, wer die größeren Erfolge im Buschkriege mit den Eingeborenen davontragen wird, das ist mir nicht zweifelhaft. Und sollte in späteren Zeiten einmal ein kriegerisches Ringen um die Vorherrschaft in Südafrika zwischen den dort lebenden Völkern europäischen Ursprunges stattfinden, dann werden es schwerlich die feinen Tuche und die blankgeputzten Knöpfe sein, welche ihren Trägern zum Siege verhelfen. Der Erfolg wird vielmehr da sein, wo die Gewandtheit im Reiten und in der Ausnutzung des Geländes und wo die Treffsicherheit zu finden sind, die von altersher das Erbteil der afrikanischen Bauern und der ländlichen Ansiedler waren.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit darauf hingewiesen, daß es verkehrt wäre, wollte man sich unter den Angehörigen all der alten südafrikanischen Familien ungebildete Hinterwäldler vorstellen. Buren in diesem Sinne trifft man in der Nähe der größeren Orte nur noch sehr selten. Auch darf man nicht vergessen, daß doch auch viele von den Städten holländische Gründungen sind. Um das Jahr 1890 gehörten noch rund sechs Zehntel der weißen Gesamtbevölkerung in der Kapkolonie der niederländisch-reformierten Kirche an, und man geht kaum zu weit, wenn man annimmt, daß diese sich noch fast alle ihrer alten Volkszugehörigkeit bewußt sind. Auch der gebildete Afrikaner holländischer Abstammung ist keineswegs englisch gesinnt, und schon während meines Aufenthalts in Südafrika, also vor dem Einfall Jamesons in Transvaal, konnte ich oft genug die Beobachtung machen, wie auch in diesem fernen Lande ein festerer Zusammenschluß der blutsverwandten Volksangehörigen sich vorbereitete.

Nicht wenig trugen hierzu einzelne bedeutende Persönlichkeiten bei. Und nicht zum wenigsten war es eine hervorragende Frau, deren Haus in Kapstadt der Mittelpunkt der holländischen Gesellschaft war. Frau Koopmans, die Witwe eines Deutschen, aber selbst einem alten niederländischen Geschlecht entstammend, galt als eine Führerin der nationalafrikanischen Bestrebungen bis weit über Kapstadt hinaus. Dabei war ihr Haus der anziehende Sammelpunkt eines größeren geselligen Kreises, in dem auch einige der angesehensten Deutschen von Kapstadt gern und viel verkehrten. In liebenswürdigster Weise stellte mir die Dame des Hauses Empfehlungsschreiben an die Präsidenten des Transvaal und des Oranjefreistaats in Aussicht, und noch heute bedauere ich, daß meine Reisepläne mir nicht gestatteten, Gebrauch von ihrem Versprechen zu machen; denn einem empfehlenden Briefe von ihrer Hand schrieb man mit Recht mehr Einfluß zu als dem hochoffiziellen Anschreiben einer Behörde. Wenn man in dem angeregten Kreise, den sie bisweilen abends um sich zu versammeln pflegte, und in dem während unserer Anwesenheit sogar vorwiegend deutsch gesprochen wurde, der Unterhaltung lauschte, wenn man die Blicke durch die hohen schönen Räume mit ihren alten Ölbildern und ihrer gediegenen Einrichtung schweifen ließ, so hätte man sich ohne Mühe in das Innere eines vornehmen Amsterdamer Hauses versetzt fühlen können, hätten nicht die Gespräche sich vorwiegend um die Fragen gedreht, welche die Gemüter der Südafrikaner seit Jahren bewegen.

Ein Name war es besonders, der in diesem und eigentlich in jedem Hause Kapstadts wieder und wieder

erwähnt wurde, der Name eines Mannes, über den zwar Freunde und Gegner längst sich ihre feste Meinung gebildet haben, der aber nichtsdestoweniger die Welt noch mehr als einmal überraschen dürfte. Cecil Rhodes, der „Bismarck Südafrikas“, wie ihn seine Anhänger gern bezeichnen, befand sich zur Zeit meiner Ankunft in Kapstadt nicht in der Kolonie. Er war nach dem Norden gereist, um die Einverleibung der neu eroberten Länder in das Gebiet der Chartered Company zu vollziehen, und wurde gerade in diesen Tagen zurückerwartet. Auch der Generalgouverneur kehrte wenige Tage vor ihm vom Norden zurück. Aber welch ein Gegensatz war bei dem Empfang zu bemerken, der diesen beiden Männern zu teil wurde! Der Zug, dem die vornehme Gestalt Sir Henry Loch's entstieg, wurde nur von wenigen Beamten erwartet, während dem Volksmann Rhodes ein Willkommen bereitet wurde, wie man ihn sonst wohl nur bei der Rückkehr eines siegreichen Fürsten zu sehen bekommt. Eine ganze Woche vorher folgte in den Blättern ein schwungvoller Begrüßungsaufsatz dem andern, und als der Gewaltige unter ungeheurem Jubel seiner Anhänger eingetroffen war, veranstaltete man ihm zu Ehren ein Riesenbankett, auf dem er abermals gefeiert wurde, als sei er der größte Mann des Jahrhunderts. Und in der That kann man diesem Menschen trotz all seiner Schattenseiten eine gewisse Bewunderung nicht versagen, denn er ist ein außerordentlich geschickter Staatsmann, der mit fabelhafter Rücksichtslosigkeit seine Pläne verfolgt. Und indem man das Endziel seiner Bestrebungen näher betrachtet, kann man nicht umhin, zuzugeben, daß er mit seiner eigenen Macht doch auch

die Weltherrschaft seines Volkes zu festigen sucht: Sein Ziel ist ein Afrika, englisch vom Südmeer bis zum Nil, und niemand wird leugnen, daß dieser Entwurf, gleichviel ob man sich seine Ausführung unter der britischen Flagge oder unter dem Banner eines selbständigen Staatswesens vorstellt, großartig gedacht ist. Unser Deutschsüdwestafrika und vor allem das Transvaal sind zwei Hemmnisse auf diesem Wege nach Norden, und darum wird Cecil Rhodes diese beiden bekämpfen, so lange er lebt. Und daß wir es nie vergessen, man hat in England sehr viel Verständnis für den Gedanken eines britischen Gesamtafrika. Daher und nicht wegen der an sich bedeutungslosen Niederlage Jamesons bei Krügersdorp der dem übrigen Europa fast unverständliche Wutschrei, der im Jahre 1896 ganz Großbritannien durchhallte. Das kleine Transvaal, diese „elende Bauernrepublik“, hatte es gewagt, jenen phantastischen Traum zu zerstören, das war ein Verbrechen, das durfte nicht geduldet werden. Daher auch die kindische Wut über das Telegramm Sr. M. des Deutschen Kaisers, der denen, welche sich in jenen Phantasien berauscht hatten, in unsanfter Art die nüchterne Tagweisheit in das Gedächtnis zurückrief, daß nicht alle anmaßenden Ansprüche in die Wirklichkeit übersetzt werden können. Auf der anderen Seite aber zeigt die Behandlung, welche der merkwürdige Mann noch heute bei seinen Landsleuten drüben und in Europa erfährt, daß man in England besser als bei uns die Notwendigkeit zu würdigen weiß, eine tüchtige und leistungsfähige Kraft trotz ihrem Träger anhaftender Fehler und Schroffheiten dem Lande zu erhalten. Auch in dieser Hinsicht vermag unser Volk von dem englischen noch mancherlei zu lernen.

Glückliches Südafrika! Glücklich trotz des auch dort beginnenden Streites der Völker, glücklich deine Staatsmänner vor allem, deren Schlaf nicht durch das Gespenst gestört wird, das in Europa die Ruhe friedlicher Bürger bedroht. Irgend ein Dichter hat vor langer Zeit das jugendliche Amerika dem greisenhaften Europa gegenübergestellt. Der Mann würde, wenn er heute noch lebte, vermutlich von der Entwickelung wenig entzückt sein, welche die Zustände in der neuen Welt genommen haben. Er würde daselbst zwar manchen Vorzügen, aber auch zahlreichen Fehlern und Mißbildungen der „greisenhaften" Kultur seiner Heimat in riesenhaft vergrößertem Maßstabe wieder begegnen, und auch jenes Gespenst, die soziale Frage, würde ihm in den freien Staaten Nordamerikas höhnisch entgegengrinsen. Es ist verkehrt, den Entwickelungsgang, den Südafrika genommen, mit dem der Union zu vergleichen, denn jenes hat keine soziale Frage und wird voraussichtlich niemals eine solche kennen lernen. Südafrika ist ein durch und durch aristokratisches Land. Seiner Natur nach kaum irgendwo zur Ansiedlung einer Masseneinwanderung geeignet, bietet es der beschränkten Zahl von Europäern, die es aufzunehmen vermag, mancherlei Vorteile. Auch denjenigen, welche gezwungen sind, von ihrer Hände Arbeit zu leben, bleiben die Wohnungsnot und die Leiden europäischer und amerikanischer Winter erspart. Die Art, auf welche die Viehhaltung in den ungeheuren Weidelandschaften betrieben wird, setzt sie in den Stand, sich stets um mäßigen Preis gutes Fleisch, die wertvollste Grundlage der menschlichen Nahrung, zu verschaffen. Die Unmöglichkeit, in diesen vorwiegend tier-

züchtenden Ländern eine Industrie in europäischem Sinne ins Leben zu rufen und weiter zu entwickeln wird auch fernerhin die Anhäufung europäischer Arbeitermassen im gemäßigten Südafrika verhindern, und wenn auf der einen Seite die Staaten dieses Teiles der Erde niemals jene Massenbevölkerung besitzen werden, wie wir sie in den Festlandgebieten der Nordhalbkugel so häufig antreffen, so werden dafür die weniger zahlreichen Bewohner dieser Zone in wirtschaftlicher Beziehung um so glücklicher leben. Eine Angelegenheit gänzlich selbständiger Natur, die Rassenfrage, haben auch sie in Zukunft einmal zur Entscheidung zu bringen, aber das ist eine Aufgabe, die auf ganz andere Weise gelöst werden muß als die soziale Frage, denn sie ist nicht in wirtschaftlichen Gegensätzen begründet, sondern in den Unterschieden der Farbe und des Blutes.

Diese Vorbestimmung der südafrikanischen Kolonien zu einem ganz eigenartigen wirtschaftlichen Dasein kann ein aufmerksamer Beobachter in zahlreichen Vorkommnissen und Bildern sich ankündigen sehen, die ihm im täglichen Leben zu Gesichte kommen. Am auffallendsten erschien mir immer die geringe Bedeutung der Heilsarmee, die doch gerade in England in den unteren Volksschichten eine so außerordentliche Ausdehnung gewonnen hat. Wenn gegen Abend das mißtönende Gelärm der „heiligen“ Märsche und der „Kriegslieder“ die Straßen entlang schallte, dann blieben wir wohl zuweilen stehen, um die vorbeimarschierenden Truppen des General Booth einer Musterung zu unterwerfen. Aber da war nichts von den Massen bekehrter Säufer und „aus den Klauen des Teufels geretteter“ Arbeiter und Arbeiterinnen zu sehen. Ein

kleiner Trupp zweifelhaft aussehender Gestalten folgte der Musik und der Fahne, und selbst unter dieser kleinen Schar überwogen die dunklen Gesichter der Mischlinge oder wirklicher Farbiger. Es fehlt eben am Kap jene Masse wahrhaft notleidender Menschen, für die selbst diese wunderliche Ausgeburt der Religiosität noch einen Fortschritt zum Besseren bedeutet.

Im übrigen macht sich in dem öffentlichen Leben auch der Hauptstadt ein Mangel besonders dem Deutschen recht fühlbar, der wohl weniger der Jugendlichkeit der kolonialen Kultur zugeschrieben werden kann, als vielmehr den Eigenschaften des augenblicklich maßgebenden Volkes. Die Schuld an der Unmöglichkeit, sich einmal einen wirklichen Kunstgenuß zu verschaffen, trifft sicher das Engländertum Südafrikas. Die Holländer, meist Bauern oder Bewohner kleiner, entlegener Siedelungen und obendrein seit der schnellen Entwickelung der größeren Städte schon lange ohne engern Zusammenhang mit ihrer Heimat, waren nicht im stande, in dieser Richtung irgendwelchen Einfluß auszuüben. Die Engländer, obwohl fast alle erst in den letzten sechzig Jahren eingewandert und noch dazu zum Teil britischen Städten entstammend, waren aber vermöge ihrer Veranlagung noch viel weniger geeignet, dem Leben andere als rein äußerliche Seiten abzugewinnen. So beschränkt denn, was dem Reisenden bei kürzerem Aufenthalt erreichbar ist, sich hauptsächlich auf häusliche Musik, wie sie in kunstverständigen Familien geübt wird, die wohl sämtlich nicht englischen Ursprunges sind. Auch hier kann ich nicht umhin, der genußreichen Abende bei Professor Hahn oder bei Frau Koopmans zu gedenken, aber was

dort geleistet wird, kommt doch nur einem kleinen Kreis Bevorzugter zu gute. Besonders auffallend war mir dagegen die — milde gesagt — Anspruchslosigkeit, welche selbst die gebildete englische Bevölkerung dem gegenüber zur Schau trug, was ihr in dem damals neuerbauten Theater geboten wurde. Dort sowohl wie in einem großen Konzertsaal habe ich während meines Aufenthalts verschiedene englische Gesellschaften spielen sehen, aber ich muß gestehen, daß das, was ich sah, selbst die Dinge, die ich bei Gastspielen englischer Schauspieler in Berlin erlebt hatte, noch weit hinter sich ließ. Man denke sich eine Schar von Zuschauern in Gesellschaftskleidung, die Herren meist in Frack und weißer Binde, in einem Raume, dessen Ausstattung mit derjenigen unserer großstädtischen Theater verglichen werden kann. Aber über dem Ganzen ruht nicht etwa jene feierliche Ruhe, die bei uns einer großen Aufführung vorauszugehen pflegt; man vernimmt nicht jenes gedämpfte Murmeln, das leise durch den weiten Raum klingt, ehe sich der Vorhang zum ersten Male hebt. Nein, die lauteste Unterhaltung ertönt in allen Rängen, auf den oberen Plätzen bisweilen sogar ein wüstes Gejohle. Mit einemmal erdröhnt das Haus von einem donnernden Stampfen und Trampeln, an dem sich nicht nur die Insassen des Olymp, sondern auch viele der feinen Herrchen in den Logen und zu ebener Erde beteiligen. Die festgesetzte Anfangszeit ist um einige Minuten überschritten, und schon tobt und rast die Gesellschaft wie eine Herde ungezogener Schuljungen. Endlich erklingt das ersehnte Glockenzeichen, das Publikum ist besänftigt, und der Vorhang rollt langsam in die Höhe. Nach wenigen

Minuten aber bemächtigt sich unser, die wir zum ersten Male einem englischen Stück auf einer englischen Bühne zuschauen, der dringende Wunsch: Möge er bald wieder fallen, um sich nie wieder zu heben. „Robinson Krusoe" war der Titel des Machwerks. Aber es war nicht etwa die Geschichte des wackern Einsiedlers, die dies genügsame Publikum zu dem brausenden Jubel hinriß, der von Zeit zu Zeit das Haus durchtobte. Das Gefasel mehrerer in wahren Clownrollen auftretender Schauspieler vielmehr entfesselte diese Beifallstürme, und als wir lange vor Beendigung des jammervollen Schauspiels mit dem Gefühl unleugbarer Erleichterung das Theater verließen, da geschah es in der begründeten Annahme, daß die Leistungen jeder deutschen Kleinstadtbühne himmelhoch über dieser Darstellung ständen.

Wer die Abwechselung liebt, hat es übrigens nicht nötig, sich diese in Gestalt so zweifelhafter Kunstgenüsse zu verschaffen. Ein Spaziergang am Strande und besonders auf der breiten, mit Ruhebänken versehenen Jetty, der großen Landungsbrücke für die Boote und kleinen Schiffe, gewährt manche Unterhaltung, und namentlich gegen Abend erblickt man hier zahlreiche Spaziergänger, denen ihr Beruf oder ihre Verhältnisse nicht erlauben, eine Wohnung außerhalb der Stadt zu halten. Nur, wenn gerade einmal einer der kleinen Segler längsseit liegt, die den Guano der Felseilande von der Westküste Südafrikas nach der Hauptstadt bringen, dann ist es kein Genuß, hier auf und ab zu wandern, oder auch, wenn ein kräftiger, vom Berg niederbrausender Südost die Hüte der Herren und die Sonnenschirme der Damen mit einem vorzeitigen

Untergang in den von ihm aufgewühlten Wellen der Tafelbai bedroht.

Noch ein andrer Anblick, großartig in seiner Art, ollte mir zu teil werden, ehe ich Kapstadt den Rücken kehrte. Ein Waldbrand von beträchtlicher Ausdehnung, der ungeheure Rauchmassen sich über die Stadt dahinwälzen ließ, wütete an den Abhängen des Tafelberges und des Teufelspiks. Trotz gemeinsamer angestrengter Arbeit von Feuerwehr, Militär und Scharen Freiwilliger zogen noch in später Nachtstunde lange Feuerlinien sich über die Höhen, und erst nach mehreren Tagen wurde man der Flammen vollständig Herr. Professor Hahn, mit dem ich den Brand von unten beobachtete, äußerte die Ansicht, Freiligrath habe wohl unter „des Tafelberges bunten, wechselnden Signalen“ einen solchen Feld- und Waldbrand im Auge gehabt. Wenn dem nicht so wäre, so paßte doch dies Schauspiel eines nächtlichen Flammenmeers hoch über der in Dunkel gehüllten Stadt recht wohl zu dem farbenprächtigen Bilde, das der Dichter von diesem wunderbaren Lande vor uns erstehen läßt.





4. Kapitel.

In der Karru.

Mitte Januar konnte ich meine Aufgaben in Kapstadt als erledigt betrachten und meine Reise in das Innere der Kolonie fortsetzen. Mein größeres Gepäck übergab ich Herrn Koch, dem ehemaligen Agenten der Kaiserlichen Landeshauptmannschaft, zur gelegentlichen Schiffsbeförderung nach Port Natal, und so war ich, im Besitz nur der notwendigen Gegenstände, nach Erledigung meiner Abschiedsbesuche in der deutschen Gesellschaft zur Abfahrt bereit. Ich kann nicht umhin, noch einmal lobend des Hansahotels zu gedenken, denn die Rechnung, die mir am letzten Tage überreicht wurde, war trotz der vorzüglichen Küche recht mäßig. Ich hatte für Unterkunft und volle Verpflegung, Getränke natürlich ausgeschlossen, für die Woche nur 52,50 Mark zu zahlen, eine Summe, die sicher niemandem zu hoch erscheinen wird, und die denn auch heute dem sonst allgemein üblichen Mindestsatze von einer halben Guinee, d. i. 10,50 Mark für den Tag, Platz gemacht haben dürfte.

Es war früh am Morgen, als unser Zug den Bahnhof verließ. Noch einmal zog die graue Masse des Tafelberges an mir vorüber, während die Wagen durch den unmittelbar auf die Stadt folgenden Vorort Woodstock rasselten, noch einmal schimmerte linker Hand die stahlblaue Fläche des Weltmeeres zu mir her, dann aber verschwanden Fels und See, und zu beiden Seiten dehnten sich wieder die Haiden der Flakte mit ihrem niedrigen Gestrüpp und ihren gelben Sandwehen. Erst in der Gegend von Stellenbosch begann das Gelände langsam anzusteigen, doch hatten wir noch mehrere Stunden in nördlicher Richtung zu fahren, ehe wir den niedrigen Paß erreichten, in dessen Senke die Eisenbahn das erste sich ihr entgegenstellende Randgebirge überschreitet. Die Landschaft bietet wenig Bemerkenswertes, und nur in De Paarl, einer altholländischen Niederlassung im Westen der Berge, ruht der Blick mit Wohlgefallen auf den Eichen, welche die Straßen beschatten und, zu kleinen Hainen vereinigt, manche der Gehöfte umgeben. Auch die nun folgende Strecke durch die flachen, wenig bewachsenen Thäler besitzt keine besonderen landschaftlichen Reize, und erst in der Nähe von Worcester, dem vorläufigen Ziel meiner Fahrt, öffnet sich wieder ein Fernblick auf weite Ebenen und hohe Bergketten.

Obwohl die geradlinige Entfernung zwischen Kapstadt und dem genannten Ort nur hundert Kilometer beträgt, ist die Bahnlinie zwischen beiden Städten rund hundertundachtzig Kilometer lang, und wir gebrauchten bei der bekannten Langsamkeit südafrikanischer Züge etwa sieben Stunden, um diese Strecke zurückzulegen. Vor dem Bahn=

gebäude hielten ein paar zweirädrige Karren. Einer von ihnen nahm mich und mein Gepäck auf, und nach einer Fahrt von zehn Minuten, vorbei an den aus hübschen Gärten hervorschauenden Häusern des Städtchens, hielt das Gefährt vor einem einstöckigen Gebäude, dem Masonic Hotel, in dem ich für einige Wochen Aufenthalt zu nehmen gedachte. Nach der Häufigkeit dieses Namens im Kaplande zu schließen, müssen sich die Freimaurer der größten Beliebtheit erfreuen. Indessen, diese Bezeichnung war das einzig Auffallende an dem Gasthofe, im übrigen glich er eher einer behaglichen, ländlichen Behausung als einem städtischen Hotel.

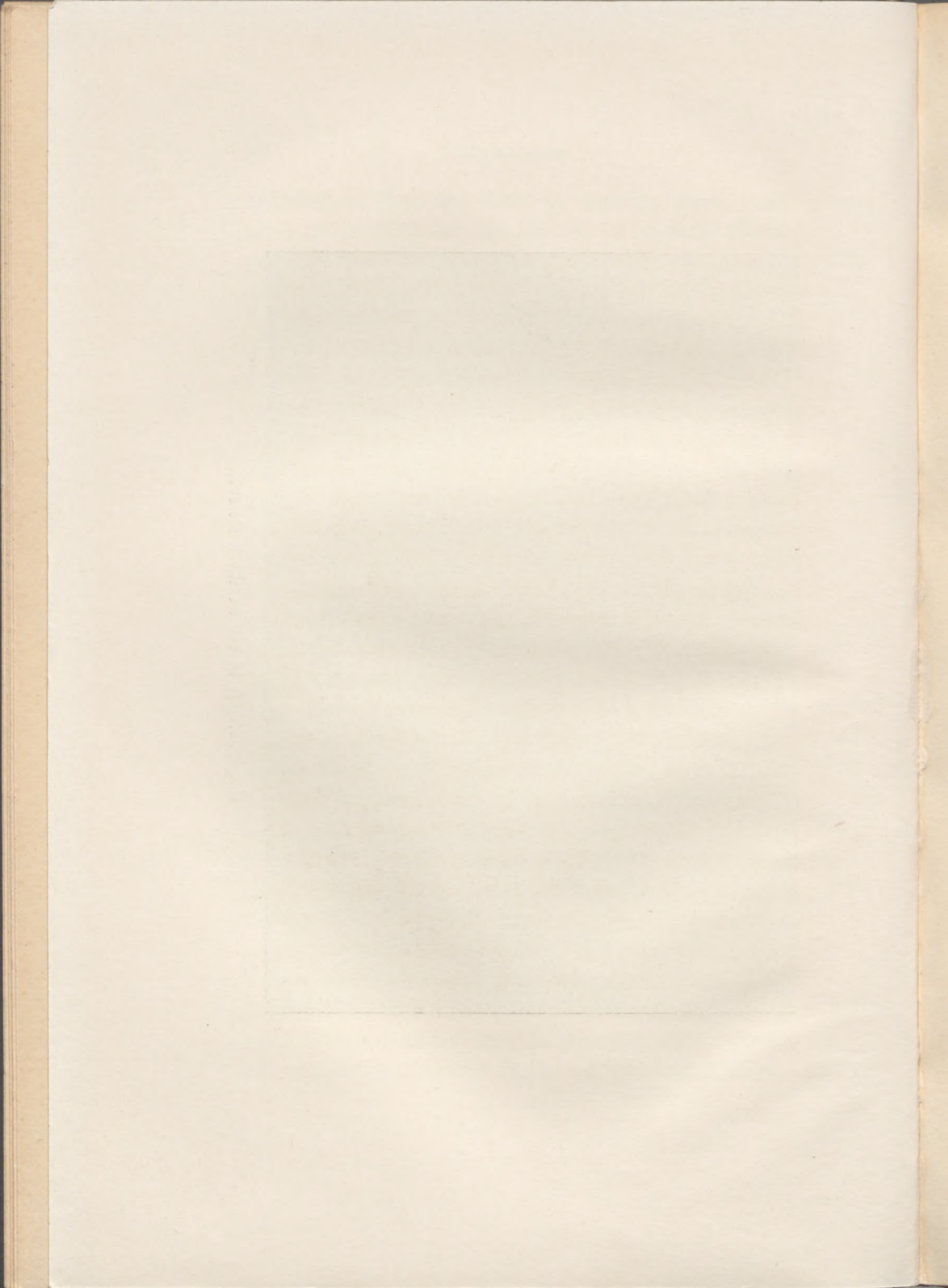
Ich hatte am ersten Tage meines Aufenthalts in diesem Hauptorte der westlichen Karru gerade noch Zeit, einen längeren Spaziergang durch das Städtchen und seine nächste Umgebung zu machen. Worcester ist trotz seines Namens ein vorwiegend holländischer Ort. Obschon seine Einwohnerzahl nur etwa 5500 Köpfe beträgt, ist es sehr weitläufig gebaut; beinahe jedes Haus ist von einem Garten umgeben, und einige von hübschen Alleen eingefaßte und durchschnittene Grasplätze innerhalb der Stadt sind ebenfalls von außerordentlicher Ausdehnung. Unterhalb der Niederlassung hat man das Wasser des Hexflusses, der den meisten Gartenanlagen die zur Erhaltung nötige Flüssigkeit zuführt, zur Anlegung weitläufiger Eucalyptuspflanzungen benutzt, so daß Worcester, von weitem gesehen, keineswegs den Eindruck einer bereits in ziemlich trockener Steppe gelegenen Ortschaft macht. Wohl aber fühlte ich mich wieder in die Länder des Innern versetzt, als ich den Blick nach Norden richtete, wo sich in himmel=

anstrebendem Zuge die Kette der Herberge erhob. Die kahlen Steinmassen, die dort sich wie eine blendende Wand vom dunkelblauen Himmel abhoben, ragen so hoch in die Lüfte, daß sie im Winter oft längere Zeit hindurch mit Schnee bedeckt sind. Dann entsteht bisweilen um Sonnenuntergang ein richtiges Alpenglühen, das in dem durchsichtigen Luftmeer dieses Landes und in dem seltsamen Gegensatz, in dem die erglühenden Schneemassen zu der südlichen Pflanzenwelt in den Gärten stehen, einen unbeschreiblich eigenartigen Eindruck hervorruft. Aber auch im Hochsommer erscheinen die hellen Felsen der höchsten Gebirgszinnen, besonders am Abend durchleuchtet von glühenden Farben, deren Wirkung um so wunderbarer und anziehender ist, weil die gewaltige Bergkette fast unvermittelt aus den von violettem Duft umschleierten Ebenen emporzusteigen scheint. Die übrigen Gebirge der Gegend, so stattlich sie in der Nähe betrachtet erscheinen, vermögen sich mit diesen alpinen Höhen nicht zu messen.

Auch für den Aufenthalt in Worcester war ich mit Empfehlungsschreiben versehen, doch hätte ich der Briefe kaum bedurft. Der in diesen ländlichen Kolonien ansässige gebildete Deutsche kommt seinen Landsleuten in der Regel mit einer Gastfreiheit entgegen, der man in den größeren Städten nur noch in einzelnen Fällen begegnet. So fand auch ich namentlich in dem Hause des Bezirksarztes Dr. Esselen eine außerordentlich zuvorkommende Aufnahme. Bezirksarzt bedeutet hier etwa dasselbe wie Kreisphysikus, und es ist bezeichnend für das Ansehen, dessen sich die deutschen Ärzte in Südafrika erfreuen, daß sich verschiedene derartige Stellen in ihren Händen be-



Berglandschaft in der westlichen Kolonie.



finden. Selbst der Engländer, der sich dem Ausländer gegenüber stets einer größeren Zurückhaltung befleißigt als andere Völker, gesteht in den Berufszweigen, die ohne eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung nicht wohl ausgeübt werden können, dem Deutschen eine größere Tüchtigkeit zu. Anders wäre es auch kaum verständlich, daß gerade in den Landschaften mit einer starken englischen Bevölkerung unsere Landsleute als Ärzte bisher ein recht gutes Auskommen fanden. Den nicht unbeträchtlichen Einnahmen steht allerdings oft als nicht zu unterschätzendes Gegengewicht die Schwierigkeit gegenüber, welche der Ausübung der Praxis durch die ungeheuren Entfernungen erwächst. Auch die amtliche Thätigkeit eines Mannes wie des erwähnten Herrn unterscheidet sich nicht nur durch ein bedeutend höheres Diensteinkommen, sondern auch durch die Größe seines Bezirks von derjenigen seiner europäischen Kollegen. Denn das ihm unterstellte Gebiet kam an Ausdehnung einem deutschen Mittelstaat gleich, wenn auch die Bevölkerungszahl nicht größer war als die einer mittelgroßen Stadt in unserem Vaterlande.

Gleich meine erste Anwesenheit im Hause Dr. Esselens gab mir einen auffallenden Beweis für die Thatsache, daß man kaum in einem noch so entlegenen Lande der Welt sich aufhalten kann, ohne irgend eine persönliche Beziehung zu einem der dort lebenden Landsleute zu entdecken. Frau Dr. Esselen nämlich zeigte mir ein Bild von Tübingen mit seinem alten Schloß, und nun stellte sich heraus, daß ihre Familie dort in unmittelbarer Nachbarschaft meiner Eltern ein Haus besessen hatte, und daß sie mir als sehr jungem Weltbürger beinahe täglich auf der Straße be-

gegnet war. Ich erwähne dies kleine Erlebnis, dem von meinen afrikanischen Fahrten sich noch einige ähnliche Begegnungen an die Seite stellen ließen, nur, weil solche Erfahrungen jedem, den sein Weg weit in der Welt umherführt, zeigen, wie verhältnismäßig gering die Zahl der den gebildeten Kreisen angehörenden Menschen in Wahrheit ist. Denn anderenfalls wäre es unmöglich, daß derartige unmittelbare oder durch gemeinsame Bekanntschaften vermittelte Beziehungen so außerordentlich häufig gerade auf Reisen festgestellt werden könnten.

Esselen war als Sohn eines deutschen Missionars in der Kapkolonie geboren. Er war somit ein echter Afrikaner, aber einer von denen, die sich mit Stolz ihrer Zugehörigkeit zum deutschen Volke bewußt sind, wenngleich sie sich politisch durchaus als Bürger ihrer neuen Heimat fühlen. Aus seinen Erzählungen ging lebendiger als aus den trockenen Zahlenreihen amtlicher Aufzeichnungen hervor, wie gewaltig die Veränderung war, welche diese Gebiete in den letzten Jahrzehnten durchgemacht haben. Diese Landschaft, in der heute ein Städtchen neben dem anderen sich in durchaus europäischer Art zu entwickeln beginnt, die mit Farmen besetzt und von Eisenbahnen durchzogen ist, hegte vor zwei Menschenaltern noch das edelste Wild Afrikas, den Elefanten. Besonders groß war auch hier der Aufschwung, als Diamanten und Gold dem stark zurückgebliebenen Lande zu erneuter Blüte verhalfen. Allerdings rief namentlich die Entdeckung der Goldminen von Transvaal ein wahres Fieber unter den Weißen hervor. Sie entfesselte eine wüste Spekulationswut, die die meisten Europäer ergriff und viele wirtschaft-

lich zu Grunde richtete. Mögen indessen auch selbst die, welche für ihren Leichtsinn nicht so schwer bestraft wurden, immer noch mit einer gewissen Wehmut der verlorenen Tausende gedenken, Südafrika ist ein Land, in dem heute schnell Geld verdient wird. Die wilden Zeiten einzelner ungeheurer Gewinne und zahlreicher empfindlicher Verluste sind vorüber, und der unleugbare Segen, den die beiden kostbaren Mineralien neben manchem Unheil gebracht haben, ist geblieben.

Auch Worcester ließ in seinem Äußern erkennen, daß das Land im Aufblühen begriffen ist. Die breiten, saubern Straßen sind durchgängig von Bäumen beschattet, und neben dem etwas eintönigen Eucalyptus sieht man auch einzelne schöne Pinien. Die Mehrzahl der Häuser macht den Eindruck recht gemütlicher Wohnungen; dazwischen fehlt es auch nicht an einzelnen Läden, welche sich durch eine Größe und Reichhaltigkeit auszeichnen, die man in einem Ort von 5000 Einwohnern kaum erwartet. Mehrere Hotels und Boardinghäuser sorgen für die Fremden, kurz, das äußere Leben ist keineswegs das eines Landstädtchens im gewöhnlichen Sinne. Überhaupt kann man ohne Übertreibung sagen, daß in mancher Hinsicht in diesen Ländern die Ortschaften von einigen tausend Einwohnern sich mit vielen europäischen Städten von einigen zehntausenden messen können. Dies hat seinen Grund einmal in der Jugend der betreffenden Wohnplätze, die ihnen erlaubt, manche zeitgemäße Einrichtungen zu treffen, welche sich in unseren Städten mit ihren alten Straßen und ihrem teuren Baugrund nur schwer einführen lassen. Sodann aber, und das ist wohl der Hauptgrund für diese

auffallende Erscheinung, gehört die Mehrzahl der weißen Einwohner derjenigen Klasse an, die man bei uns etwa als wohlhabenden Mittelstand bezeichnen würde, was wieder eine Hebung des ganzen Ortes weit über die Stellung zur Folge hat, die man einer Stadt von der angegebenen Größe einzuräumen pflegt.

In einer Beziehung allerdings wahren auch diese Niederlassungen den Ruf, der nicht mit Unrecht den kleinen Orten der ganzen Welt anhaftet. Klatsch und Zank finden hier einen vorzüglichen Nährboden, und es berührte mich fast komisch zu erfahren, daß auch in Worcester ein Teil der europäischen Bevölkerung den andern verachtet, weil er ihm „nicht fein genug" ist. Wenn ich mich recht erinnere, sind diese unfeinen Leute vorwiegend Wagenbauer und Handwerker, und wie lächerlich das Vorurteil gegen sie ist, zeigt die Bedeutung, welche besonders die Thätigkeit der erstgenannten für das ganze Land besitzt. Nicht allein in Worcester, sondern auch in manchen andern Städten namentlich der westlichen und südlichen Kolonie spielt der Bau der berühmten Ochsenwagen und der zweirädrigen Karren eine wichtige Rolle, und wer die furchtbaren Wege gesehen hat, die ein solcher Wagen mit seiner schweren Last oft zurücklegen muß, wer den verderblichen Einfluß kennt, welchen die Lufttrockenheit im Innern auf alle vorwiegend aus Holz gearbeiteten Gegenstände äußert, der weiß, wie schwierig und wie verdienstvoll darum die Herstellung wirklich haltbarer Gefährte ist. In entlegenen Gegenden kann es leicht geschehen, daß das Leben der Reisenden unmittelbar von der Festigkeit und Dauerhaftigkeit ihres Wagens abhängt. Obgleich das Land heute in

verschiedener Richtung von Bahnen durchzogen wird, und obschon seine gesamte weiße Bevölkerung erst 380 000 Köpfe beträgt, wurden in einem der letzten Jahre doch noch 3000 Wagen und 4000 Karren geliefert, deren Wert mehr als 12 000 000 Mark betrug. Schon diese wenigen Zahlen kennzeichnen hinreichend die Wichtigkeit dieses Handwerks. Oft habe ich auf der Straße gestanden und den Leuten zugesehen, wenn sie auf das sorgfältigste Maß nahmen und die einzelnen Teile bearbeiteten. Am meisten aber gefiel mir, wenn die letzte Hand an einen fertigen Wagen gelegt und der mächtige Bau mit dem bunten Farbenanstrich versehen wurde, den besonders die holländischen Bauern sehr lieben. Der Anblick erinnerte mich immer wieder an den eines Schiffes kurz vor dem Stapellauf. Und ein Vergleich zwischen beiden Fahrzeugen ist wohl berechtigt, denn wie der Seeverkehr allein durch Schiffe, so wurde ehedem der gesamte Verkehr und wird seitab von den Bahnlinien noch heute ein beträchtlicher Teil desselben durch diese schwerfälligen, mit wenigstens zehn starken Ochsen bespannten Wagen vermittelt.

Was mich auf meinen Spaziergängen immer wieder aufs neue in Staunen versetzte, das war die Üppigkeit, in welcher die Gärten prangten, die beinahe jedes Haus beschatten. Obwohl man hier zu ihrer Erhaltung bereits wesentlich auf künstliche Bewässerung angewiesen ist, gab es kaum ein nord- oder südeuropäisches Gewächs, das nicht zu gutem Gedeihen gebracht worden wäre. Neben Mais und Gemüse sieht man in der Stadt und in den Anlagen der benachbarten Farmer die schönsten Früchte: Pflaumen, Aprikosen, Äpfel und Birnen, daneben Wein,

Feigen, Orangen und die köstliche Wassermelone. Das Auge erfreut sich außerdem an Rosen und Oleandern und an den wunderlichen Gestalten der Agave. Ja, selbst Zierpalmen begegnet man noch, denn in dieser Meereshöhe fehlen die schweren Fröste, welche die mittleren Hochebenen so oft heimsuchen. Ich sah eine Phönixpalme von zehn Meter Höhe, die allerdings keine Datteln mehr zu tragen vermochte. Der häufigste Fruchtbaum ist indessen der Pfirsich, der in zahlreichen Spielarten gezogen wird, und der beinahe als der nationale Obstbaum Südafrikas gelten kann. Pfirsiche schmücken jede Tafel, Pfirsiche von der Größe einer Pflaume bis zu der eines großen Apfels, Pfirsiche von säuerlichem und süßem Geschmack, und dabei alle von einer Saftfülle und einem Aroma, wie sie nur die glühende Sonne dieses wolkenreinen Himmels in ihnen auszukochen vermag. Mengen von solchen Früchten werden getrocknet, große Massen werden zu Marmeladen verarbeitet (natürlich verwendet man hierzu auch Wein, Orangen und andere Erzeugnisse des Gartenbaus), und es ist eben diese weitgehende Verwertung des Obstes, welches die künstliche Bewässerung in den sonnigen Landschaften der Karru so lohnend erscheinen läßt. Außerdem findet aber in Worcester das von den Herbergen herabkommende Wasser in noch größeren Anlagen Verwendung. Die graugrünen Baummassen, die schon aus weiter Ferne sichtbar sind, bestehen aus Anpflanzungen des australischen Eucalyptus. Der Baum wächst außerordentlich rasch, trotzdem aber ist sein Holz zu verschiedenen Zwecken gut zu gebrauchen. So war es möglich, aus dieser einen Pflanzung, als sie erst ein Alter von wenig mehr als

einem Jahrzehnt erreicht hatte, für zweihunderttausend Mark Holz hauptsächlich nach Kimberley zu liefern.

Der höchste Wert dieser Landschaften beruht aber nicht in der räumlich immerhin sehr beschränkten Möglichkeit, Gartenbau zu treiben, sondern in den unscheinbaren Büschen, welche den rötlichen Boden der freien Flächen bedecken. „Bedecken" ist eigentlich nicht die richtige Bezeichnung für das Auftreten dieser Gewächse, denn wenn sie auch in der Ebene von Worcester noch viel dichter stehen als in der eigentlichen Karru, so sieht man doch bereits hier überall die nackte Erde zwischen den Pflanzen hervorschimmern. Alle diese Büsche, zwischen denen nur selten einmal etwas Graswuchs sich zeigt, und zu deren bekanntesten der Brackbusch und der sogenannte Rhenosterbosch (weil er gern von den ehemals auch hier häufigen Rhinocerossen gefressen wurde) gehören, sind ein vorzügliches Futter für das Vieh. Ganz besonders eignen sich aber die riesigen Flächen dieser Hochebenen, in denen fast nur in der Nähe der Wasserläufe jenes häufig dorntragende Buschwerk vorkommt, das man nördlich vom Oranje und im Osten der Kolonie so oft antrifft, zur Zucht von Schafen und Angoraziegen.

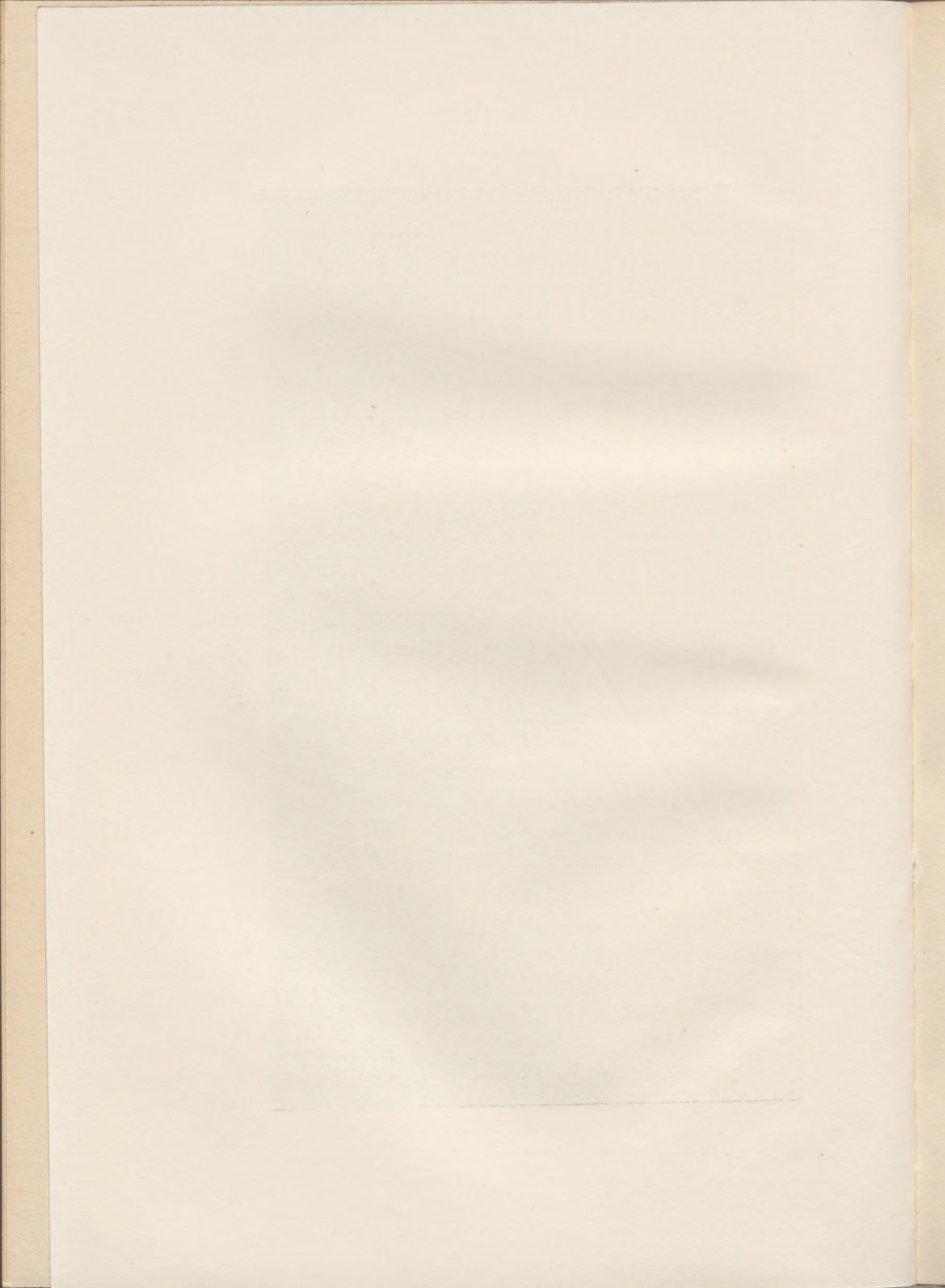
Leider wird auch hier eine Unsitte geübt, der man in so vielen Steppenländern unserer Erde begegnet, und die gerade in solchen schon an sich trockenen Gebieten mehr als anderswo eine Schädigung des Landes bedeutet. Ich meine die Feldbrände, deren angeblicher Einfluß auf die Verbesserung der Weide ein sehr zweifelhafter ist, deren schädliche Folgen in der Vernichtung des jungen Nachwuchses von Bäumen und Sträuchern dagegen unbestreit-

bar sind. Das sogenannte Trocknerwerden des Klimas von Südafrika hängt mit diesem Brennen des Feldes zusammen. Denn wenn auch die durchschnittliche Regenmenge des Kaplandes in den letzten funfzig Jahren nachweislich keine Abnahme erfahren hat, so scheint doch festzustehen, daß an vielen Orten ein Trocknerwerden des Bodens und ein Versiegen von Quellen stattgefunden hat, weil das in heftigen Güssen fallende Regenwasser nicht mehr in dem Maße wie ehedem versickert, sondern in wildbachähnlichen Strömen zu Thal fließt, ohne daß ein erheblicher Teil unterirdisch aufgespeichert werden konnte. Im Damaralande habe ich Gelegenheit gehabt, solche Feldbrände zu beobachten, die an Großartigkeit schwerlich durch irgend ein Naturschauspiel übertroffen werden. Aber auch in der Umgegend von Worcester leuchteten und flackerten in mancher Nacht lange Flammenlinien von den Gebirgen herüber. Ein besonders heftiger Brand wütete am Abend des 27. Januar auf den fern im Süden liegenden Bergen, und die Feuermassen, die die felsigen Einöden der Gipfel mit ihrem roten Schein übergossen, erschienen mir wie eine gewaltige Beleuchtung zur Weihe dieses jedem Deutschen teuren Tages.

Ehe ich Worcester und seine anziehende Umgebung verließ, machte ich mit Dr. Esselen noch einen Ausflug, dessen Ziel die Brandvley war, die südlichste jener warmen Quellen, die sich innerhalb einer von hier funfzehnhundert Kilometer weit nach Norden streichenden Zone finden, und deren heißeste Sprudel dem Hauptorte von Deutsch-Südwestafrika den Namen gegeben haben (der hottentottische Name des Ortes Windhoek bedeutet so viel wie Feuer-



Straußenfarm.



wasser). Ein munteres, von einem Bastard gelenktes Zweigespann führte uns über den Breederivier, der allerdings um diese Jahreszeit nur aus einer Reihenfolge von untereinander kaum zusammenhängenden Tümpeln und Lachen bestand. Dann zog die Straße über hügeliges Land in ein flaches Thal hinüber, an dessen unterem Ende Scharen von Wasservögeln das Vorhandensein sumpfiger Strecken oder einer kleinen Vley erkennen ließen, worunter man hier jede teichartige Wasseransammlung versteht. Ehe wir den Hügel erreichten, an dessen Fuß der Sprudel zu Tage tritt, passierten wir eine ausgedehnte Straußenfarm, die nur durch einen Drahtzaun vom Wege getrennt war. An verschiedenen Stellen fanden sich Brutstellen mit den mächtigen Eiern, und auf den dazwischenliegenden Flächen weideten allenthalben die riesigen Vögel, ohne sich im geringsten durch unsern vorbeirollenden Wagen aus ihrer Gemütsruhe aufschrecken zu lassen.

Die Straußenzucht, die in kurzer Zeit eine hohe Bedeutung für das Kapland gewonnen hat, ist verhältnismäßig jung. Im Jahre 1865 gab es erst 80 gehegte Tiere, welche 120 Pfund Federn lieferten. 1875 gab es auf den Farmen bereits rund 22000 Vögel, und seit dieser Zeit nahm die Straußenzucht einen solchen Umfang an, daß man 1891 bereits über 150000 gehegte Tiere zählte. Die Folge der damit verbundenen Massenerzeugung von Federn war aber ein schnelles Sinken der Preise; denn während man im Jahre 1875 das englische Pfund mit 125 Mark bezahlte, sank der Wert für dasselbe Gewicht bis zum Jahre 1885 auf 48 Mark und hat sich seitdem nur wenig verändert. Man ist bemüht gewesen,

die Zucht des wertvollen Vogels auf jede Weise zu heben. Man hat ferner versucht, dem drohenden Wettbewerb fremder Staaten und Kolonien durch hohe Ausfuhrzölle entgegenzuarbeiten. Für einen lebenden Strauß wurde eine Ausfuhrgebühr von 2000 Mark, für die Ausfuhr eines brutfähigen Eies eine solche von 100 Mark angeordnet, was geradezu einem Ausfuhrverbot gleichkam. Unsre deutschen Kolonialpolitiker rechneten noch vor einiger Zeit mit der Möglichkeit, auch in unsrem der Kolonie benachbarten Schutzgebiet Straußenzucht einzuführen. Ich halte indessen wenig von diesem Vorschlage, seit ich mich überzeugt habe, welche Ausgaben die Einrichtung einer Straußenfarm erfordert und wie weit der Wert der von den zahmen Straußen stammenden Federn gesunken ist. Ich halte es vielmehr für weit richtiger, den wilden Tieren, deren Federn besser entwickelt und darum viel wertvoller sind als die den gehegten Vögeln entnommenen, in den für die Viehzucht kaum jemals zu benutzenden Wüstensteppen im Westen von Deutsch-Südwestafrika eine Freistatt zu eröffnen und den Abschuß streng durch Gesetz zu regeln. Die Ausführung dieses Vorschlages würde gewissermaßen mit der Anlage einer einzigen, riesengroßen Straußenfarm durch den Staat gleichbedeutend sein, und wir hätten den Wettbewerb der viel kostspieliger arbeitenden Besitzer im Kaplande in keiner Weise zu fürchten. Der Wunsch, auch an dieser Stelle meinen Vorschlag zu begründen, möge diese kleine Abschweifung von der Schilderung meiner Reiseerlebnisse entschuldigen.

Von der Straußenfarm bis zur heißen Quelle ist nur noch eine geringe Entfernung. Das Wasser entströmt

den Felsen am Fuße eines niedrigen Hügels unter einem beinahe undurchdringlichen Gebüsch. Der Sprudel dringt als starker Bach klaren und geruchlosen Wassers aus den Spalten des Bodens hervor, und seine Wärme beträgt an der Ausflußstelle 62—63°. Wir verweilten einige Zeit auf diesem merkwürdigen Platze, der auch von den Gelehrten der Novara-Expedition besucht worden war, und traten erst nach einem kräftigen, im Freien eingenommenen Imbiß unseren zehn Kilometer langen Rückweg an.

So abgelegen auch eine Stadt wie Worcester einem jener Weltreisenden erscheinen mag, die es für eine nützliche Beschäftigung halten, auf Riesendampfern und in Luxuszügen die Ozeane und die Länder unserer Erde zu durcheilen, so liegt es doch nicht ganz außerhalb des immer mehr sich steigernden südafrikanischen Verkehrs. An der Mittagstafel des Hotels, an der außer mir fast nur Engländer teilnahmen, saßen neben Kaufleuten vom Platze und Farmern aus der näheren Umgebung, die sich einen oder mehrere Tage im Ort aufhielten, einige Vertreter jener Menschengattung, die man kurzweg als Handlungsreisende bezeichnet. Und zwar waren mehrere von den Herren, die ich hier kennen lernte, aus England herübergekommen, um die afrikanischen Kunden ihrer Häuser persönlich aufzusuchen. Außer diesen wohnte noch ein alter Kapitän mit uns zusammen, den ein verhärtetes rheumatisches Leiden zwang, dem feuchten Winter Altenglands nach Möglichkeit auszuweichen. Von den zahlreichen südlich gelegenen Punkten, die er zu diesem Zweck aufgesucht hatte, gab er seinem jetzigen Aufenthaltsort entschieden den Vorzug, obgleich er mich jeden Tag mit den Worten

begrüßte: „it is very hot to day!“ und nicht dazu zu bewegen war, anders als in früher Morgen- und später Abendstunde einen Spaziergang zu machen. Im ganzen herrschte ein ruhiger und durchaus anständiger Ton im Masonic Hotel, und nur einmal wurde das Haus förmlich auf den Kopf gestellt. Es fand eine Wahl statt, und die Aufregung, die an diesem Tage die Gemüter beherrschte, machte sich gegen Mittag in einem allgemeinen Angriff auf sämtliche Schankstätten des Ortes Luft, der denn auch, nach dem Singen, Schreien und Lärmen zu schließen, das bis in die Nacht hinein auf den Straßen gehört wurde, von gutem Erfolge begleitet war. Die einen feierten ihren Sieg, von dem sie, nach ihren Reden zu schließen, den Anbruch eines goldenen Zeitalters für ganz Südafrika erwarteten; die andern, Unterlegenen, deren düsteren Mienen man ansah, daß sie den Untergang der Welt oder doch zum mindesten eine Vernichtung der freiheitlichen Rechte des Volkes für unmittelbar bevorstehend hielten, suchten ihren Schmerz und Groll zu betäuben, was ihnen ebenso gelang, wie jenen das Anfachen einer alle Grenzen überschreitenden Begeisterung. Und während die Herren in den Gastzimmern der Hotels tafelten und zechten, tranken die Farbigen, Diener und Arbeiter und was sich ihnen anschloß, an den für sie bestimmten Schankstellen in dem stolzen Bewußtsein, den Staat vom Verderben gerettet zu haben, einen Gin nach dem andern, nachdem ihnen schon vor der Wahl manches Glas gespendet worden, um sie zu dieser rettenden That zu begeistern. Fürwahr, ein Hohn auf die wirkliche Vertretung eines Volkes, die bunten Gesichter dieser lärmenden Bande, die man als Stimm-

vieh zur Wahlurne treibt, weil der Götze „Humanität“ es so verlangt. Hätten Holländer und alte Afrikander allein das Heft in Händen, so würde schwerlich das widerliche Schauspiel in Erscheinung treten, daß eine Menge zum Teil gänzlich unwissender Farbiger und Mischlinge dieselben politischen Rechte ausübt wie die alleinigen Träger europäischer Gesittung. Das einzige, was vom Wähler verlangt wird, ist ein sehr mäßig bemessenes Mindesteinkommen oder ein ebenfalls sehr gering angesetztes Mindestmaß an Vermögen, und außerdem die berühmte Eigenschaft des „British subject“, die in den Kolonien schon zu so manchem merkwürdigen Zwiespalt zwischen Recht und Vernunft Anlaß gegeben hat. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß die von Großbritannien in Südafrika gehandhabte Eingeborenenpolitik von Anfang an auf falschen Voraussetzungen beruhte und deshalb von einer fehlerhaften Handlung zur anderen geführt hat. Man hätte die bisweilen zu harte Behandlung, welche die eingeborene Dienerschaft von den Holländern zu erdulden hatte, mildern können, ohne in den entgegengesetzten Fehler zu verfallen und beide Teile, Weiße wie Farbige zu schädigen. Wenn die Mitglieder der negrophilen Vereine Londons und Englands wüßten, wie sehr sie mit ihrem Wirken der Thätigkeit ihrer eigenen Landsleute in diesen Ländern entgegengearbeitet haben, sie würden sich dreimal besonnen haben, ehe sie den „lieben“ Farbigen als ein armes gehetztes Wild hinstellten. Uns Deutschen aber mögen die Erfahrungen, die man in diesen Kolonien gemacht hat, zur Warnung dienen, daß wir nicht in unseren eigenen Schutzgebieten und in der Heimat vernünf-

tige Menschlichkeit mit Schlaffheit und daß wir nicht das Recht des Farbigen auf gerechte Behandlung mit dem Anspruch auf staatsbürgerliche Rechte verwechseln!

Eines Tages — ich kehrte gerade von einem Ausfluge zurück — fand ich einen Herrn im Hotel meiner harrend, den ich schon in Berlin näher kennen gelernt hatte. Es war der durch seine kolonialwirtschaftlichen Arbeiten bekannte Dr. Kärger, der ganz zufällig von meiner Anwesenheit in Worcester gehört und seine Reise deshalb für einen Nachmittag unterbrochen hatte. Von einer Studienreise, die ihn in wenigen Monaten durch den größten Teil von Südafrika geführt hatte, zurückkehrend, erinnerte er sich mit gutem Humor eines unangenehmen Erlebnisses gleich zu Beginn dieser Fahrt. Er hatte die Ausreise auf einem englischen Zwischendampfer, der auch Swakobmund anlief, angetreten und war, von unglaublichem Pech verfolgt, ohne alles Gepäck an der damals noch ziemlich unwirtlichen Landungsstelle sitzen geblieben. In ergötzlicher Schilderung gab er mir ein Bild seines Zustandes, gegen welchen das Zurückbleiben auf dem kleinsten Bahnhofe als ein wahres Vergnügen erschien. Ohne andere Habseligkeiten als den Anzug, den er auf dem Leibe trug, mußte er die vierzig Kilometer bis Walfischbai zurücklegen, von wo er erst nach einigem Aufenthalt auf dem „Nautilus" seine Fahrt nach Kapstadt fortzusetzen vermochte.

Außer diesem Besuch ward mir noch ein anderer zuteil, der für mich von um so höherem Wert war, als der Besucher, der alte Hereromissionar Hugo Hahn, sich auch in der geographischen Welt eines guten Namens erfreut.

Vor mehr als funfzig Jahren hatte dieser Mann das jetzige deutsche Schutzgebiet betreten, in dem damals noch echt innerafrikanische Zustände herrschten. Er hatte die Zeiten jener Kämpfe zwischen der gelben und der schwarzen Rasse erlebt, welche dem Befreiungskriege der Ovahereros voraufgegangen waren, und als er im Jahre 1844 in Otjikango die erste Missionsstation unter den Kaffern anlegte, da wimmelte es in jener Landschaft noch von allen Arten von riesigem Wild, das später durch die Metzeleien der beiden berühmten Jagdunternehmer Andersson und Erikson weit in das Innere zurückgedrängt wurde. Jetzt genoß der alte Herr schon seit langer Zeit in der Nähe von Kapstadt der wohlverdienten Ruhe. Außer ihm habe ich übrigens auch den beiden in Worcester angestellten deutschen Geistlichen manche wertvolle Mitteilung zu verdanken.

Herrlich waren die Abende in dem kleinen Städtchen. Wenn die Februarsonne tagüber noch so glühend schien und das Thermometer im tiefsten Schatten in den Nachmittagsstunden mehrfach auf über 38° stieg, so war die trockene Luft doch stets von einer wunderbaren Reinheit, und noch ehe das strahlende Tagesgestirn hinter den Bergen im Westen verschwunden war, herrschte bereits eine erfrischende Kühle in den sauberen Straßen. Dann belebten sich die Wege mit Spaziergängern, und zahlreiche Damen und Herren zu Pferde oder in leichten, zweirädrigen Wagen ließen erkennen, wie in diesem Viehzucht treibenden Lande das Pferd so recht eigentlich das volkstümlichste Mittel zu schneller Beförderung bedeutet. Leider reicht aber in diesen Breiten die Dämmerung nicht hin,

um weite Spaziergänge nach Sonnenuntergang zu gestatten, und es dauert nicht lange, so strahlt ein Heer von Sternen vom Nachthimmel herab. Gerade über den Baumwipfeln, welche den einen der am Hotel vorüberführenden Wege in düstere Schatten hüllten, stieg um diese Zeit des Jahres bald nach Dunkelwerden das Kreuz des Südens am Firmament empor, und wenn es auch nicht dem Bilde entsprach, das sich die Phantasie auf Grund übertriebener Schilderungen von dieser Sterngruppe ausmalt, so schien es mir hier, zwölf Breitengrade südlich von Windhoek, doch heller zu strahlen und glänzender zu leuchten, als auf dem Hochlande der Damaras, wo ich es zuerst Nacht für Nacht erblickt hatte.

An einem dieser klaren Februarabende war ich wiederum zur Abfahrt gerüstet, denn der beste Zug durch die Karru passiert Worcester gegen zwei Uhr nachts. Schon am Abend hatte ich mich von den Landsleuten verabschiedet. Zum Schluß hatte mein Wirt, Mr. Howard, mit mir auf glückliche Reise eine Flasche edlen Konstantias geleert. Das wochenlange gemeinsame Zusammenleben in diesen halb ländlichen Gasthäusern giebt in den meisten Fällen Anlaß zu einem engeren Verkehr mit dem Besitzer, und so war ich über diesen äußerst freundschaftlichen Abschluß unserer Bekanntschaft nicht sonderlich erstaunt. Sogar die zwei jungen Howards marschierten, ehe sie zu Bette gebracht wurden, herein, um mir mit einem kindlichen Händedruck ihr „good bye“ auf den Weg zu geben.

Wenn ich mich auf ein paar Stunden der Ruhe vor der mir bevorstehenden langen Fahrt gefreut hatte, so sollte ich in empfindlicher Weise um dieselbe betrogen

werden. Kaum hatte ich mich niedergelegt, als mich heller Feuerschein und heftiger Lärm zwangen, mich sogleich wieder zu erheben. Ein Haus in nächster Nachbarschaft des Hotels war in Brand geraten, und beinahe die ganze männliche Bevölkerung des Ortes war mit Löschen und Retten beschäftigt. Auf diese Weise nahm ich zum zweiten Male Abschied von Dr. Esselen und fuhr, da an ein Wiedereinschlafen nicht zu denken war, unmittelbar vom Brandplatz nach dem Bahnhof.

Leider war die Nacht noch nicht vorüber, als wir durch die Thäler der Herberge langsam zu der mittleren Hochebene Südafrikas empordampften. Nur die roten Feuerlinien der Feldbrände über und bald auch tief unter uns und das von den Felswänden der Bergschluchten laut zurückschallende Geräusch der schwer arbeitenden Maschinen gab Kunde von der Fahrt durch einen steil aufwärts ziehenden Paß. Die Steigung der Bahn beträgt hier an einzelnen Stellen 1 : 40. Endlich dämmert es leise im Osten, und bald liegt zu unserer Linken ein in jähe Tiefen absinkendes Thal, während jenseits gewaltige Gipfel in den immer heller werdenden Morgenhimmel aufragen. Nach mehrstündiger Fahrt überschreitet der Zug den Scheitelpunkt der Bahn etwa in der Höhe des Tafelberges, um bald darauf bei der bereits zweihundert Meter tiefer liegenden Frühstücksstation zu halten.

Die großen Entfernungen und die Länge der Fahrzeit bringen es mit sich, daß auf verschiedenen Bahnhöfen ein Aufenthalt genommen wird, dessen Dauer zur Einnahme einer Mahlzeit ausreicht. Die Einrichtungen, welche zu diesem Zweck getroffen sind, erinnern ganz an die-

jenigen unserer Mittagstationen. Für zwei Mark erhält man ein in der Regel reichliches und nach englischem Geschmack auch gut zubereitetes Frühstück oder Mittagessen von zwei bis drei Gängen. Kaffee, Thee, Sodawasser und geistige Getränke, sowie Früchte und ähnliche Erfrischungen sind außerdem an den meisten Bahnhöfen der größeren Ortschaften zu haben. Unsere Station Matjesfontein ist der erste Platz in der Ebene der mittleren Karru, und gleich hier kann man sehen, was menschliche Betriebsamkeit selbst in diesen scheinbar völlig wüsten Strichen zu leisten im stande ist. Saubere Häuser, Gärten und Obstanlagen, zu deren Erhaltung man völlig auf die künstliche Bewässerung angewiesen ist, liegen hier in einer Landschaft, deren Öde uns erst auf der nun folgenden Wegestrecke zum Bewußtsein kommt. An Gelegenheit, die melancholische Eintönigkeit der immer endloser erscheinenden Ebenen zu studieren, fehlt es auch nicht, denn von hier an sind noch 300 Kilometer bis Beaufort West, einem mitten in der Karru gelegenen Städtchen, zurückzulegen, und bis dahin haben wir reichlich Zeit, das Wenige, was von nun an einige Abwechselung in das sich fast gleichbleibende Bild des Geländes bringt, in aller Ruhe auf uns wirken zu lassen.

Der Name „Karru“ entstammt der Sprache der Hottentotten und bezeichnet ein trockenes Land. Trockenheit ist denn auch der augenfälligste Zug in dem Bilde, das in ewig gleicher Geschwindigkeit an uns vorüberzieht. Längst schon sind die wenigen Wochen dahin, in denen stärkere Regengüsse ein dichteres Pflanzenkleid auf diesen Flächen hervorzaubern. Überall starrt uns der nackte harte Boden entgegen, und die einzigen Gewächse, die er trägt,

sind wieder jene kleinen, dauerhaften Büsche, an deren Vorkommen die Herden der Farmer gebunden sind. Aber nur noch ganz vereinzelt erblickt man dies eigenartige Futterkraut, und oft kommt auf mehrere Quadratmeter noch nicht eine der graugrünen Stauden. Hin und wieder unterbricht ein aus Lehmziegeln errichtetes einfaches Gehöft die eintönige Fläche. Es ist der Sitz eines Farmers, und nur ein kleines Stück Land unter Kultur und die Wasserfläche eines durch einen Staudamm künstlich geschaffenen Berieselungsteiches deuten auf die Thätigkeit des Eigentümers. Nach einigen Minuten wird auch der weitaus wertvollste Teil seines Besitzes sichtbar. Weit draußen in der Ebene, auf einer fast verschwindenden Bodenwelle, tauchen an verschiedenen Stellen gelbliche und weiße Flecken auf. Es sind kleine Trupps von Schafen und von langhaarigen Angoraziegen, beides Tiere, die gerade in der Karru vorzüglich gedeihen. Allerdings bedarf selbst eine mäßig große Herde einer ungeheuren Fläche zu ihrer Ernährung, der Grund, weshalb uns der Anblick einer solchen Farm nur sehr selten zu teil wird.

Mein Reisegefährte, einer der Handlungsreisenden, welche in Worcester meine Tischgenossen gewesen waren, machte mich auf ein Rudel Bärenpaviane aufmerksam, die, durch unsern Zug aus beschaulicher Ruhe aufgeschreckt, in possierlicher Hast aus der Nähe der verdächtigen Schienen flüchteten. Sonst waren ein paar kleine Antilopen das einzige wilde vierfüßige Getier, welches ich während dieser vierzehnstündigen Fahrt zu Gesichte bekam.

Mein eben erwähnter Mitreisender verließ mich in Prince Albert Road, um sich zu Wagen nach dem noch

weit von der Station entfernten Orte zu begeben. Er hoffte in diesem Platz, wo man kürzlich goldhaltiges Gestein entdeckt hatte, regen Verkehr und somit die Möglichkeit der Anknüpfung neuer geschäftlicher Verbindungen zu finden. Inzwischen rollte der Bahnzug weiter durch die schier endlose Hochebene, über der nun auch die am südlichen Horizont eine Zeit lang sichtbaren Zwarteberge verschwanden. Die einzige Unterbrechung des kahlen Landes bildeten von jetzt ab einige trocken liegende Flußbetten. Zerstreut stehende und obendrein verkrüppelte Giraffenakazien ließen einen Schluß auf die geringe Wassermenge zu, die hier selbst während der Regenzeit einen oberirdischen Abfluß findet.

Endlich, nach einer immer eintöniger und gleichzeitig durch Hitze und Staub immer lästiger werdenden Fahrt erblickte ich im Norden eine lange Reihe sargähnlicher Berge. Es war das Nieuweveld- und das Wintergebirge, der nach Süden steil abfallende Rand der hohen Nordkarru, an deren Fuß Beaufort West gelegen ist. Eine Weile noch ging es an diesen wunderlichen Erhebungen entlang, da tauchten vor uns Häuser und, o Wunder, Gärten und sogar grüne Baummassen inmitten der rötlichgelben Fläche auf. Dann ertönte der lang ersehnte Pfiff der Lokomotive, der für mich das Ende dieser langen Fahrt unter der brennenden Sommersonne bedeutete, und aufatmend verließ ich den Wagen, dessen glühende Wände von einer fingerdicken Schicht rötlichen Karrustaubes überzogen waren.



5. Kapitel.

Ein südafrikanischer Kurort und eine Handelsstadt.

Am Bahnhofe hielten wieder mehrere der hohen, zweirädrigen Wagen, und wieder gehörte einer derselben einem Masonic Hotel, diesmal demjenigen von Beaufort West. Aus Anhänglichkeit an den Namen wählte ich das Gasthaus, das ihn trug. Nicht gering aber war mein Erstaunen, als der biedere Rosselenker auf meine Frage, ob das Hotel, nach dem er mich kutschiere, denn groß sei, mit unverkennbarem Stolz erwiderte: „O ja, Herr, im vorigen Monat haben wir erst vier Gäste begraben". Alle Wetter, Sie haben doch keine Epidemie hier am Ort? — „Nein, Herr, es waren bloß vier von unseren Schwindsüchtigen, die nicht länger weiter machen wollten". Nach dieser beruhigenden Mitteilung wandte er seine Aufmerksamkeit der Straße zu, die von der Station aus unmittelbar nach dem Hotel führte. Der Wirt, ein verständiger Mann, mochte mir einige Bedenken anmerken, als er mich in mein großes und gut eingerichtetes Zimmer führte, denn er äußerte sofort: „Sie dürfen überzeugt sein, daß

diese Räume nur von Gesunden bewohnt werden. Für unsere Kranken und Kurgäste haben wir gänzlich von diesen getrennte Wohnräume".

Man wird erstaunt sein, von einem Städtchen von noch nicht dreitausend Einwohnern, denn mehr hat Beaufort nicht, inmitten der ödesten Steppe zu hören, das mehrere vollständig zur Aufnahme von Schwindsüchtigen geeignete Gasthäuser und in einiger Entfernung vom Orte sogar eine große Heilanstalt besitzt. Diese ist mit allen Anlagen versehen, welche die heutige Medizin für solche Häuser fordert, und sie besitzt ebenso wie die Stadt in der herrlichen Luft der Karru ein Mittel zur Hebung der Gesundheit, wie man es in den meisten klimatischen Kurorten der Nordhalbkugel vergebens suchen wird. Denn diese Landschaft, deren Meereshöhe zwischen 800 und 1000 Meter wechselt, zeichnet sich vor jenen durch eine Vereinigung von Vorzügen aus, die man dort kaum irgendwo zu gleicher Zeit und an einem Punkte antrifft. Man denke, was es heißen will, wenn eine Gegend die kräftigende Luft alpiner Höhenlagen und außerdem alle Annehmlichkeiten eines warmen Steppenlandes besitzt. Der Sommer zeichnet sich hier durch erfrischende Abend- und Nachtkühle aus, der Winter durch eine trockene und bei Tage gut durchwärmte Luft, und zahlreiche Erkältungskrankheiten, die in unsern rauhen Klimaten unter Alten und Leidenden sehr viele Opfer fordern, fehlen hier beinahe ganz. Schon lange kannte man den außerordentlich günstigen Einfluß der trockenen Luft südafrikanischer Binnengebiete namentlich auf die durch die Tuberkulose angegriffenen Lungen. Aber erst neuerdings ist der Zuzug

von solchen Kranken aus Europa ein stärkerer geworden, und erst seit wenigen Jahren sind die Einrichtungen zur Aufnahme und Pflege solcher bedauernswerten Menschen vervollkommnet und den neuzeitlichen Anforderungen angepaßt.

Zu diesem günstigen Bilde stehen die zahlreichen Todesfälle unter den Schwindsüchtigen scheinbar in einem eigentümlichen Gegensatz. Die Kreuze und Denksteine auf den Gräbern des Kirchhofs tragen zu einem nicht geringen Teil die Namen von solchen, die mit dem bangen Sehnen über das Meer herüberkamen, Genesung von ihrem schrecklichen Leiden zu finden, und deren Hoffnung unerfüllt blieb. Aber der Widerspruch dieser ernsten Thatsache gegen den von allen Ärzten und Nichtärzten der Kolonie gepriesenen segensreichen Einfluß ihres Klimas auf die Gesundheit namentlich der Atmungsorgane ist wirklich nur ein scheinbarer. Jedesmal, wenn ich mich bei mir bekannten Medizinern nach der Ursache der häufigen Todesfälle unter den Fremden erkundigte, klagten mir diese, daß man ihnen die Kranken sehr oft viel zu spät heraussende. Der Grund ist leicht zu erkennen. Ist es doch in vielen Fällen schon schwer genug, einen bemittelten Kranken zum Kuraufenthalt im europäischen Süden oder in Nordafrika zu bewegen. Wie viel mehr würde derselbe erschrecken, wollte ihm sein Arzt die weite Reise in das ferne und ihm nur wenig bekannte Südafrika zumuten. Erst wenn die Krankheit immer weiter fortgeschritten ist, und wenn ihn die grimmige Angst vor dem nahe bevorstehenden Tode treibt, jede Möglichkeit der Rettung zu ergreifen, dann erst entschließt er sich vielleicht zu dem Schritt, der ihm früher

so gewagt und fast unmöglich erschien. Dann aber ist es wahrscheinlich zu spät, und die Nachricht von seinem Tode schreckt vielleicht in vielen anderen Fällen Kranke von einer Reise ab, die nach ihrer Meinung doch zwecklos sein würde. Da nun auch einzelne Deutsche sich unter den Heilung Suchenden befinden, und da in Zukunft sicher einmal auch einzelne Teile von Deutsch-Südwestafrika von solchen aufgesucht werden dürften, möchte ich noch einiges zur Beruhigung solcher Leidenden hinzufügen, denen ihre Mittel einen Kuraufenthalt in Südafrika erlauben, die sich aber nicht rechtzeitig entschließen können, ein in ihren Augen ungeheures Wagnis zu unternehmen.

Die Gesundheit eines Aufenthalts in der unvergleichlich reinen und erfrischenden Luft des inneren Südafrika steht außer Frage. Aber das Land hat noch einen anderen Vorzug, der gerade für die Kranken, um die es sich hier handelt, von unschätzbarem Wert ist. Auf einen erst in geringerem Grade von dem Leiden ergriffenen Menschen wird schon die mehrwöchige Fahrt auf einem der großen und äußerst bequemen Dampfer der beiden nach Kapstadt fahrenden Linien ihre wohlthuende und kräftigende Wirkung äußern. Die Luft über dem atlantischen Ozean ist selbst im Sommer nicht übermäßig warm, und schwere Stürme hat man, wenn das Schiff die Passatzone erreicht hat, kaum noch zu fürchten. Ist erst die Seekrankheit überwunden, so tritt unter der Einwirkung der stärkenden Seeluft eine gerade für den Schwindsüchtigen außerordentlich wichtige Hebung des Appetits ein, den er bei der vortrefflichen Verpflegung an Bord der Postdampfer in vollstem Maße befriedigen kann. Und nun kommt die

Hauptsache. Er wird sich während des von ihm vorher vielleicht gefürchteten Aufenthalts im südafrikanischen Hochlande beträchtlich wohler fühlen, als wenn er nach Egypten oder Madeira gegangen wäre, ja selbst wohler als in den meisten italienischen Winterkurorten. Wenn schon der Gesunde bei längerem Aufenthalt in diesen fremdsprachigen Ländern und in einer von der unsrigen so gänzlich verschiedenen Umgebung manche gewohnten und ihm daheim selbstverständlich erscheinenden Dinge vermißt, um wieviel mehr wird der ohnedies bedrückte Kranke von dem, was ihn in romanischen oder gar in den von einer ganz eigenartigen Kultur eingenommenen nordafrikanischen Ländern fremdartig und vielleicht unangenehm berührt, seelisch mitgenommen. Dahingegen findet er in den Städtchen der Karru eine zum großen Teil niederdeutsche Bevölkerung, in deren Mitte er sich sehr viel freier fühlen wird als unter den erregten, lärmenden und uns doch recht fernstehenden Völkern der Mittelmeerländer. Er findet nicht nur im Hotel, sondern überall dieselben behaglichen Einrichtungen wie daheim, und er wird, wenn er kein Sonderling ist, in kürzester Zeit in der erquickenden Ruhe dieser von Germanen bewohnten Landstädtchen viel frischer aufleben als in dem internationalen Trubel der Riviera oder Nordegyptens. Dazu kommt, daß er im schlimmsten Falle, d. h. wenn ihm die Rücksicht auf seine Gesundheit den dauernden Aufenthalt in einem milden Klima nahelegt, in diesen jungen und emporblühenden Staaten viel eher sich eine befriedigende Thätigkeit zu suchen vermag als in jenen Ländern, in denen sich der wirkliche Deutsche doch stets nur als Fremder betrachtet. Mancher, der mit

kranker Brust nach drüben gegangen ist, hat auf diese Weise seine volle Arbeitsfähigkeit wiedererhalten. Zu diesen Leuten gehört, wie nicht allgemein bekannt sein dürfte, unter andern auch Cecil Rhodes.

Wer aber die Kosten einer längeren Kur in Südafrika für höher hält als die einer solchen im Mittelmeergebiet, der wird sicher einen besseren Begriff vom Lande bekommen, wenn er erfährt, daß der volle Pensionspreis für eine Woche in der Regel in den Gasthäusern im Innern 75 Mark nicht übersteigt (ausgenommen sind natürlich die Goldfelder von Transvaal, in denen alle Verhältnisse stark verteuert sind, die aber auch aus verschiedenen anderen Gründen Erholungsuchenden und namentlich Lungenkranken nicht zum Aufenthalt zu empfehlen sind). Und wem selbst diese Summe zu hoch erscheint, der findet neuerdings auch Gelegenheit, sich bei irgend einem Farmer in Pension zu geben, wofür er eine sehr viel geringere Vergütung zu zahlen hat.

Möge die Zeit kommen, in der diese Möglichkeit, die verlorene Gesundheit wiederherzustellen, von mehr Kranken als bisher benutzt wird. Mögen diese aber auch zu rechter Zeit den Entschluß fassen, die mit Unrecht gefürchtete Reise anzutreten. Mögen endlich auch unsere Ärzte die angeführten Vorzüge Südafrikas nach Gebühr schätzen lernen zum Segen zahlreicher Leidender und zum Nutzen von Ländern, die uns viel näher stehen als Südeuropa.

Beaufort West ist einer der Orte, in denen man zuerst in größerem Maßstabe mit der Herstellung von Stauanlagen vorgegangen ist. Wer am oberen Ende des Städtchens aus den Straßen heraustritt, steht plötzlich vor

einem mächtigen Steinwall mit abgeschrägten Wänden, der sich mehrere hundert Meter weit an den Gärten entlang zieht wie das starke Außenwerk einer Festung. An der einen Seite wächst er mit einem natürlichen, die Niederlassung überragenden Felshügel zusammen, und dort führt ein in das Gestein gehauener Weg in mehreren Windungen auf die Höhe hinauf. Oben aber überrascht uns ein gänzlich unerwarteter Anblick. Was wir für eine Befestigung gehalten, ist ein riesiger Damm, und hinter demselben liegt, auf der einen Seite von niedrigen Anhöhen, auf der anderen von einer Ebene begrenzt, am Ausgange eines flachen Thales ein ausgedehnter See inmitten einer Umgebung, in der man ihrer ganzen Bildung nach kaum einen Tümpel zu finden erwartet. Und diese Wasserfläche, an deren Grunde ein kräftiger Strahl hervorsprudelt, um in munterem Lauf durch die Gärten und Felder der Stadt zu eilen, ist das Werk fleißiger Menschen, die hier einen Sieg über die einförmige und starre Natur des Landes davongetragen haben. Zwei Quellen, welche täglich nur 90 Kubikmeter Wasser lieferten, versorgten noch vor weniger als zwanzig Jahren allein die Stadt mit dem unentbehrlichen Element. Damals gab es keine ausgedehnten Gärten, und während der langen Trockenzeit hatten die Einwohner oft genug über ungenügende Wasserzufuhr zu klagen. Da legte im Jahre 1880 die Stadtverwaltung diesen Damm an, dessen Vollendung einen Kostenaufwand von rund 280 000 Mark erforderte. War diese Summe für den kleinen Ort groß, so war dagegen der Nutzen, den seine Bewohner vom ersten Jahre an aus der neuen Anlage zogen, noch viel bedeutender. Der künstliche See

kann mehr als zweieinhalb Millionen Kubikmeter aufnehmen, und sein Wasser kann somit zur Berieselung einer ziemlich großen Fläche benutzt werden. Schon im dritten Jahre nach seiner Fertigstellung betrug die Einnahme aus bis dahin wertlosen und jetzt als Gartenland verpachteten Ländereien 20 000 Mark, und der mittelbare Nutzen für das aufblühende Städtchen war natürlich noch um vieles beträchtlicher.

Der Gedanke, Wasser aufzuspeichern, um es während der vielen Trockenmonate und in besonders dürren Jahren zur Erhaltung des Viehstandes und zur Bewässerung von Gärten zu verwenden, ist keineswegs neu. Seit langer Zeit besitzt jede Farm in den wasserarmen Binnenlandschaften ihren „Damm“, und nur die großen Stauwerke sind neueren Ursprungs. Der Aufbau Südafrikas in einer Reihenfolge übereinander getürmter, in der Hauptrichtung ziemlich ebener Hochländer, begünstigte an vielen Stellen das Abfangen großer Wassermassen durch einen verhältnismäßig kurzen Thalverschluß. Immer mehr brach sich die Erkenntnis Bahn, daß gerade in den an Sonnenlicht und Wärme so überreichen Karrusteppen das Land sich bei genügender Wasserzufuhr besser als die viel feuchteren Küstenstriche im Süden und Osten zum Anbau wertvoller Gartengewächse eigne, und so sind mit der Zeit eine Reihe von Arbeiten hier ausgeführt worden, deren großer Erfolg uns Deutsche wiederum nur ermutigen kann, auch in unsrer Nachbarkolonie einen ähnlichen Weg zu beschreiten.[1])

[1]) Hierzu ist nach den Berichten der vom Bewässerungssyndikat für Südwestafrika entsandten Sachverständigen neuerdings alle Aussicht vorhanden.

Es ist erfreulich zu sehen, was aus dem ehedem beinahe wüsten Lande unterhalb der Stadt geworden ist. Wohl eine Viertelstunde weit zieht die in die Karru hinausführende Straße zwischen Gärten dahin, durch deren Zäune und Hecken hohe Maisstauden, Obstbäume und die genau eingeteilten und sorgfältig bearbeiteten Felder der mit Gemüse oder mit Melonen, Erdbeeren und anderen Gewächsen bestandenen Beete sichtbar sind. Sogar ein Baumpark von einigen Morgen ist vorhanden, und wer auf den sauber gehaltenen Wegen im Schatten des Gebüsches und unter den rauschenden Wipfeln einherschlendert, dem wird es schwer sich vorzustellen, daß hier noch vor nicht langer Zeit der beinahe nackte Boden der Steppe die von der Sonne empfangene Gluthitze zurückstrahlte.

Ueber der Ebene ballte sich dunkles Gewölk zusammen, die Mittagssonne verschwand hinter der grauen Wand, und die endlose rötliche Ebene, die unterhalb der letzten Gärten ihren Anfang nahm, dürstete einem erfrischenden Regen entgegen. Aber es blieb bei einigen Donnerschlägen und bei wenigen Tropfen, die kaum hinreichten, den lästigen Staub der Straße ein wenig zu löschen. Unsicher wie der Eintritt der Regenzeit der mittleren Karru ist auch die Aussicht auf ausreichende Niederschläge in den einzelnen Jahren, aber selbst eine kurze Bedeckung des Himmels empfindet man in den Stunden um die Mitte des Sommertages bei einem Aufenthalt im schattenlosen Felde als eine Wohlthat. In den Häusern freilich ist die Luft auch dann nicht unangenehm, da die Trockenheit keine lästige Schwüle aufkommen läßt. Ihr geringer Feuchtigkeitsgehalt dient auch noch in anderer Weise dazu, die Annehmlichkeit des

Lebens zu erhöhen, und ich war daher nicht überrascht, hier einer Einrichtung wieder zu begegnen, die mir aus dem täglichen Leben im Damaraland gut bekannt war. Es war ein sogenannter Wassersack, eine Kühlvorrichtung, bei welcher die durch die leinenen Wände des Sackes ununterbrochen verdunstende Feuchtigkeit eine sehr starke Abkühlung des in ihm enthaltenen Wassers hervorruft. Er hing über dem Ausschank, der Bar, und seinem Inhalt, bestehend aus Kognak und Whiskyflaschen, sowie aus einigen Flaschen Pschorrbräu, sprach die nach Landessitte umherstehende Menge eifrig zu.

Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen verließ ich das freundliche Städtchen. Zurück zum Ozean, lautete diesmal die Losung, aber um dorthin zu gelangen, wo das indische Meer den Strand von Algoabai umbrandet, hatte ich wieder eine lange Strecke, die längste auf meiner ganzen Reise, in der Enge des Bahnwagens zurückzulegen. Erst bei De Aar in der nördlichen Karru zweigt die Linie ab, welche die Verbindung mit der Südküste herstellt. Achthundert Kilometer in einem Zuge zurückzulegen, der in schnellster Fahrt deren vielleicht dreißig in der Stunde fährt, ist kein Vergnügen, namentlich nicht, wenn die Reise bis zum Abend nur wenig Abwechselung zu bieten verspricht. Denn die an den Bergen entlang aufwärts führende Strecke des Weges unterscheidet sich nur wenig von dem durch die Ebene ziehenden Teil der Bahn, und nur in sehr langsamer Steigung erreicht man das um mehrere hundert Meter höher als Beaufort gelegene Hochland der nach dem Oranjestrom geneigten Nordkarru.

Unter den Mitreisenden fiel mir einer durch die

schüchterne Höflichkeit auf, mit der er Anstalten machte, mir seinen Fensterplatz einzuräumen. Es war ein einfach und gut gekleideter Kaffer, der auf meine Aufforderung, er möge doch sitzen bleiben, in fließendem Englisch erwiderte: „O, ich bin ja nur ein schwarzer Mann und habe keinen Anspruch auf einen guten Platz". Solche Bescheidenheit verdanken die Eingeborenen in den heute noch vorwiegend von Holländern bewohnten Landschaften der geringeren Rücksichtnahme der Niederdeutschen auf ihre äußerlich in allen Dingen durchgeführte Gleichberechtigung, und das Benehmen der Farbigen in diesen Gegenden steht meist in einem wohlthuenden Gegensatz zu den häufigen Beweisen ganz unglaublicher Frechheit, welche sie in den rein englischen Gebieten Afrikas so oft zur Schau tragen.

Höher und höher stieg der Zug, und als die Sonne sich im Westen neigte, löste eine empfindliche Nachtkühle die Wärme des Sommernachmittags in schnellem Übergange ab. Noch einmal sah ich ihn dann leuchten, den von glühenden Farben übergossenen Himmel der Karru. In leisem Wehen zog der Abendwind über das von roten und gelben Westlichtern überstrahlte Hochland, das mich wie kaum je eine Landschaft an die Ebenen in der Nähe des deutsch-afrikanischen Otjimbingue erinnerte. Im Winkel eines vereinzelten Hügelzuges spiegelte sich der helle Schein in den Fluten eines kleinen Stausees, um den sich eine aus dem Felde heimkehrende Schafherde drängte, und glänzte auf den Fenstern des stattlichen Wohnsitzes eines wohlhabenden Farmers, der es verstand, selbst in dieser Wildnis sich mit aller Behaglichkeit des Lebens zu umgeben. Er spielte noch eine Weile über die weißen Wände

der hinter uns zurückbleibenden Wirtschaftsgebäude und erlosch dann, während das schimmernde Sternenheer des Südens sein mildes Licht über die schweigende Ebene auszugießen begann, deren feierliche Ruhe nur durch das gleichmäßige Rollen des Zuges unterbrochen wurde. Dann ging es Stunde um Stunde vorwärts, bis kurz vor Mitternacht lange Reihen von Bahnlaternen und ein hellerleuchtetes, von zahlreichen Geleisen umgebenes Stationsgebäude verkündeten, daß wir den Kreuzpunkt der beiden wichtigsten Linien der Kapkolonie erreicht hatten.

In De Aar war ich genötigt umzusteigen, denn der „Schnellzug", der mich hierhergeführt hatte, ging nach der Diamantenstadt Kimberley weiter, während die in einem Nebengeleise harrenden Wagen auf einer nach Osten gehenden Verbindungsstrecke auf die zwischen den Goldfeldern Transvaals und Port Elisabeth bestehende Linie übergeführt werden. Aufs neue begann das eintönige Geräusch des durch die Nacht dahinfahrenden Zuges seine einschläfernde Wirkung geltend zu machen, doch war kaum an längere Ruhe zu denken, denn grimmige Kälte herrschte in dem in feuchte Nebel gehüllten Gebirgslande und drang schneidend durch die schlecht schließenden Fenster in das Innere. So hüllte ich mich denn in meine Decke, um wachend den Morgen zu erwarten, als mir unvermutet einige Unterhaltung zu teil wurde. Auf einer kleinen Station wurde die Thür aufgerissen, und in das Abteil stiegen drei riesige Gestalten, unverkennbar Angehörige des kernigen Burenschlages. Aber meine Versuche, ein Gespräch mit dem Ohm anzuknüpfen, mißlangen vollständig, denn kaum hatte der Zug sich wieder in Bewe-

gung gesetzt, als der alte Herr von heftiger Seekrankheit befallen wurde. Aus den ein wenig verwirrten Bemerkungen der beiden jüngeren Leute entnahm ich, daß sie von einem größeren Feste kamen. Es sei übrigens sehr schön gewesen, und es habe bannig guten Hermitage gegeben. Der Ohm bestätigte diese Mitteilungen aus seiner Ecke hervor mit lautem Stöhnen, von dem man nicht recht wußte, ob es Freude oder Schmerz bedeutete, und schlief dann bis zu seiner Endstation, um mir beim Abschied ebenfalls ein über das andere Mal zu versichern, das Fest sei wirklich sehr schön gewesen, aber sein Kopf schmerze ihn sehr, so daß er wohl mehrere Tage das Bett hüten werde. Dann faßten ihn, da der Schaffner ärgerlich zum Aufbruch mahnte, die jungen Buren an beiden Armen und führten den immer noch stöhnenden alten Herrn an die Bar, um ihm etwas „scharfe Medizin" gegen seine Koppziekte einzuflößen, wobei sie, offenbar um die Wirkung des Mittels durch Sympathie zu erhöhen, ebenfalls einen ordentlichen Schluck davon nahmen.

Als der Morgen anbrach, beleuchtete er wieder eine echt südafrikanische Landschaft. Über weite Ebenen, überragt von seltsam gestalteten, meist gänzlich vereinzelten Bergen und immer noch vorwiegend mit niedrigen Büschen bewachsen, schweifte der Blick, bis wir bei dem Städtchen Cradock in eine Art von Bergland einfuhren, das sich von den Karrugebieten in mannigfacher Hinsicht unterschied. An dem fortwährend gewundenen Großen Fischfluß entlang eilt der Zug Stunde um Stunde bergab, und bei jeder neuen Windung sieht man in eine ununterbrochene Folge von Thälern und auf busch- und baum-

bestandene Berglehnen, an deren Abhängen in wachsender Zahl die wunderlichen Stämme leuchterförmiger Euphorbien auftauchen. Erst nach Mittag erreichen wir den kleinen Ort Alicedale, wo ein während des halbstündigen Aufenthalts eingenommener Imbiß den durch die lange Fahrt etwas mitgenommenen Lebensgeistern wieder aufhilft. Aber noch steht uns eine mehrstündige Fahrt durch die die Küste begleitenden Höhenzüge bevor. Immer neue, zum Teil schluchtartig enge Thäler durchfährt unser Bahnzug. Die Wolken und Nebel, die am Morgen über den Bergländern schwebten, sind längst verschwunden, und heller Sonnenschein streift den dichten Buschwald der Bergwände und liegt auf dem feuchten, glitzernden Gestein der Felsen, in die das Schienengeleise eingesprengt ist. Endlich — die Sonne steht bereits ziemlich tief am Westhimmel — werden die Anhöhen niedriger. Noch eine Weile, und die Bodenwellen, die uns noch eben begleitet haben, verlieren sich in einer flachen und, wie es scheint, feuchten Niederung. Da zeigt sich linker Hand ein niedriger Rücken und dahinter die schrägen Masten eines auf den Strand geschleuderten Wracks. Die Sonne ist hinter einer düsteren Wolkenbank verschwunden, und so ist auch die Farbe des Wassers, das plötzlich hinter den Strandhügeln sichtbar wird, ein bleiernes Grau. Wenige Minuten, nachdem wir den ersten Blick auf das Meer geworfen, lärmt der Zug zwischen den hohen Mauern von Speichern und Lagerhäusern dahin, um gleich darauf in einer großen Bahnhofshalle zu halten. Wir sind in Port Elisabeth angelangt, und abermals nach einigen Minuten befinde ich mich bereits in einem Zimmer des Palmerston Hotels,

damit beschäftigt, die Spuren der dreißigstündigen Eisenbahnfahrt von Haut und Kleidung zu tilgen.

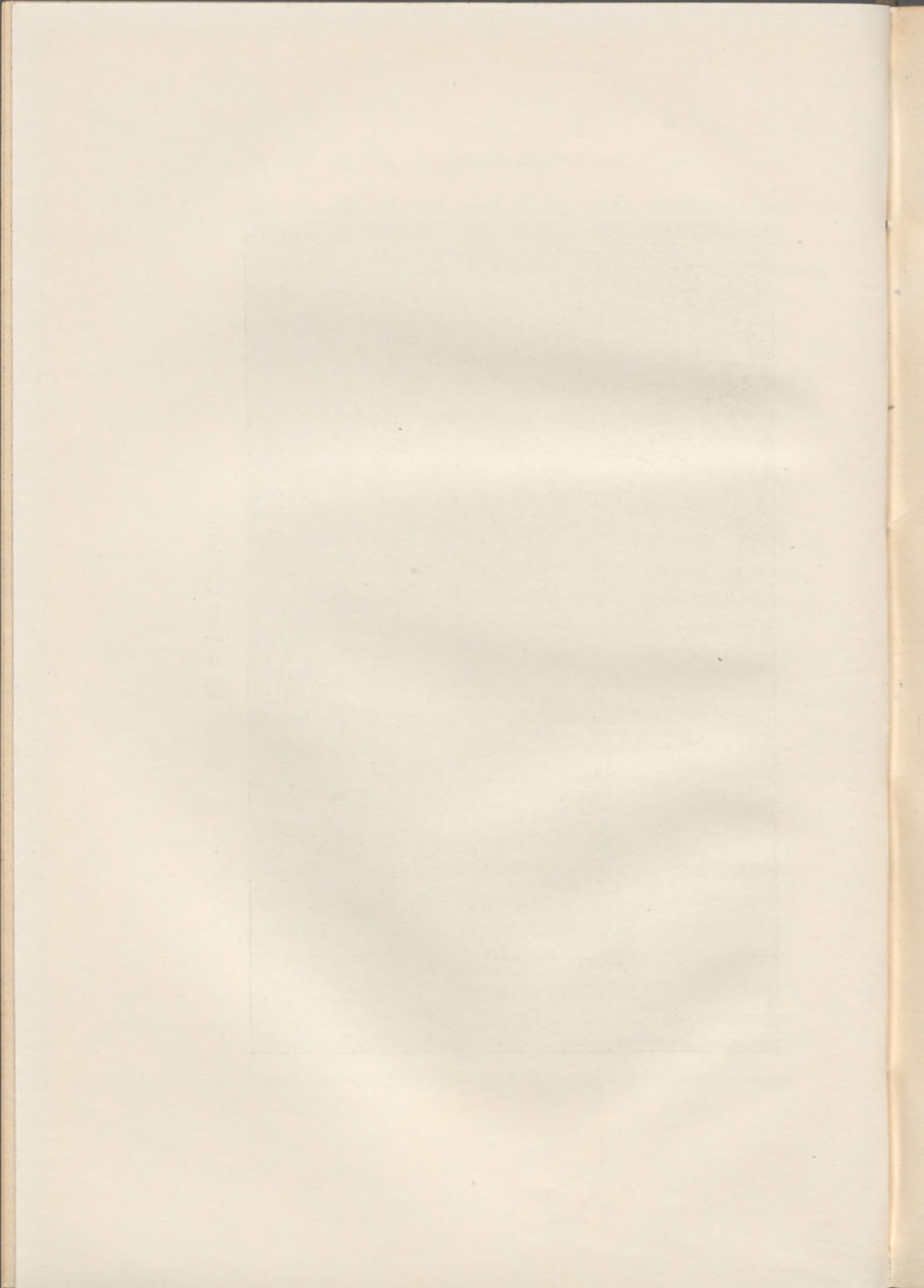
Obwohl unser Hotel den Namen des durch seine Feindschaft gegen Deutschland bekannten Lords trug, stand es unter der Leitung zweier Deutscher. Recht gut eingerichtete Räume und eine vorzügliche Küche, die sich dem deutschen Geschmack in mancher Beziehung anbequemte, mochten außerdem dazu beitragen, daß dieser Gasthof von unsern Landsleuten bevorzugt wurde. Als ich in der ersten Abendstunde den geräumigen Speisesaal betrat, in welchem um diese Zeit die Hauptmahlzeit eingenommen wurde, war ich auf das angenehmste überrascht, nicht allein an verschiedenen Tischen deutsche Laute zu hören, sondern sogar einige deutsch sprechende Kellner zu finden, deren Anwesenheit ebenfalls eine Rücksichtnahme auf einen Teil der Gäste bedeutete, der man keineswegs in allen englischen Kolonialländern begegnet.

Da es früh dunkelte, so verschob ich die erste Besichtigung der Stadt auf den folgenden Tag. Auch der Blick vom Balkon und der Veranda, auf denen nach Tisch eine Anzahl Herren ihre Zigarren zu rauchen pflegte, lohnte kaum einen längeren Aufenthalt. Gegenüber lag ein langer Bahnschuppen, und links vom Hause ragte ein schornsteinähnlicher Bau, den ich für den Schlot einer Fabrik hielt, über die Nachbardächer hinweg. Da dieser Anblick nichts besonders Anziehendes für mich besaß und ich obendrein ein Recht hatte, ermüdet zu sein, begab ich mich an diesem Tage zeitig zur Ruhe. Als ich die Treppe zum obern Stock emporstieg, tönte aus der Höhe ein langgezogener Ruf durch die stillgewordene Straße, und

nun sah ich, daß das, was ich für einen Schornstein gehalten, das Minaret einer Moschee war. Das Geräusch des Tages war verstummt, und die Stimme des Priesters, welche die Gläubigen in klingendem Tonfall zum Gebete rief, erinnerte mich wieder an die Nähe der Gegenden, in denen sich der Einfluß des südlichen Asien mehr und mehr geltend zu machen anfängt. Dann verstummte der Mollah, und das einzige Geräusch, das die feierliche Ruhe der Umgebung eher hob, als störte, war das leise Anschlagen der See an die Ufermauern der nahen Bucht. Die Algoabai, an welcher der Hauptort der Südküste, Port Elisabeth, auf einer sandigen Anhöhe sich ausbreitet, deutet durch ihren Namen auf das schon einmal erwähnte große Zeitalter der Entdeckungen und Eroberungen. Damals, als sich die Blicke der seefahrenden Völker mehr auf das reiche Südasien als auf die Länder Afrikas richteten, lag es nahe, auch die Punkte, welche für jene Schiffer Bedeutung erlangt hatten, der ihnen zugeteilten Wertschätzung gemäß zu benennen. So erhielten zwei Buchten ihren Namen von dem ersehnten Ziele der Indienfahrer, der Stadt Goa, die heute noch in portugiesischen Händen befindliche Delagoabai und der Algoahafen, dessen Bezeichnung allerdings jetzt mehr und mehr hinter dem Namen des Hauptortes zurücktritt. Einen Hafen im gewöhnlichen Sinne besitzt Port Elisabeth nicht. Die Bucht, an der es liegt, ist außerordentlich flach und bietet nur wenig Schutz gegen die Unbilden des hohen Seeganges. Ich werde weiter unten noch auf die Landungsverhältnisse eingehen; hier sei nur soviel bemerkt, daß, obgleich ein eigentlicher Schutz für die ladenden und löschenden Schiffe nicht vor-



Hauptstraße in Port Elisabeth.



handen ist, die Stadt als Ein- und Ausgangspunkt der östlichen Kapkolonie und des Oranjefreistaats eine sehr hohe Bedeutung gewonnen hat.

Entsprechend der Zeit, in welcher die eben erwähnten Landschaften vorwiegend besiedelt wurden, ist Port Elisabeth eine durch und durch neuzeitliche Anlage. Es bedarf kaum eines Ganges durch die von lauter neuen und teilweise sehr stattlichen Häusern gebildeten Straßen, um sofort den Gegensatz zu empfinden, in dem dies Stadtbild zu der äußern Erscheinung von Kapstadt steht. Wer von der Anhöhe aus, an deren Abhang sich ein Teil der Wege aufwärts zieht, seine Blicke über die bebauten Viertel schweifen läßt, der kann sich ohne weiteres in eine nordeuropäische Stadt versetzt wähnen, denn auch der Himmel zeigt hier häufiger eine dichtere Bewölkung als im Westen der Kolonie, und wenn ein feiner Regen die Häuser und Türme am Strande und auf der Höhe mit eintönigem Grau umschleiert, dann verstärkt sich dieser Eindruck bis zu jenem fröstelnden Unbehagen, welches der Besucher unsrer deutschen Küstenstädte an trüben Herbsttagen empfindet.

Afrikanisch im vollsten Sinne des Wortes ist in Port Elisabeth eigentlich nur der Verkehr an den Markttagen. Besonders in der Hauptstraße, der Mainstreet, reiht sich dann Gefährt an Gefährt, und an den leichten Maultier- und Pferdekarren drängt sich häufig genug ein schwerer Ochsenwagen mit seinem langen Bespannungszuge vorbei. Er bringt in der Regel Wolle zur Stadt; Wolle in riesige Ballen verschnürt, die von eisernen Reifen zusammengehalten werden, lagert in großen Speicherräumen am Hafen,

Proben von Wolle und Mohair liegen auf den Tischen der Kaufhäuser und Kontore umher, und um Wolle und ihren Preis dreht sich so manches Gespräch, das mehr oder minder lebhaft von den bei Whisky und Soda um die Bar versammelten Gruppen geführt wird. Unmittelbar bevor die Entdeckung von Diamanten im Griqualande die Welt in Aufregung versetzte und die umliegenden Länder dadurch plötzlich den Anstoß zu einer bis dahin nie geahnten Entwickelung erhielten, äußerte ein deutscher Forschungsreisender: „Ohne die Einführung der Wollschafe wäre Südafrika heutigen Tages ein völlig ruiniertes Land.“ Trotz der Auffindung von Diamanten und Gold oder besser gerade infolge des durch diese beiden Mineralien herbeigeführten Aufschwunges hat aber die Wollerzeugung seit dem Jahre 1868, in welchem der Berliner Professor G. Fritsch jene Worte schrieb, ungeachtet sinkender Preise eine ständige Zunahme erfahren, sie hat sich seitdem ungefähr verdoppelt. Die im Jahre 1891 aus der Kapkolonie ausgeführten Ballen hatten einen Wert von 27 000 000 Mark, und davon gingen allein für 16 000 000 Mark über Port Elisabeth.

Ursprünglich besaß Südafrika überhaupt keine Wolle tragenden Schafe, denn die dort heimischen Tiere hatten nur eine Art Haarkleid. Sie zeichneten sich dafür durch ihr Fleisch und besonders durch den ungeheuren, aus einer Masse weißen, zarten Fettes bestehenden Schwanz aus, dessen Gewicht nicht selten mehr als fünf Kilogramm betrug. Diese Fettsteißschafe sind indessen heute durch das Wollschaf sehr zurückgedrängt, und namentlich die Karrulandschaften verdanken erst der Einführung dieses Tieres

ihre heutige wirtschaftliche Bedeutung. Allerdings sind die Flächen, deren ein Farmer bedarf, um von Schafzucht leben zu können, außerordentlich groß, denn selbst in den gut bewachsenen Landschaften der Ostprovinz und in den Grasländern im Norden rechnet man etwa ein Hektar Weideland auf ein Tier, und in der Karru steigt die Ausdehnung des zur Erhaltung eines Schafes nötigen Landes von anderthalb ausnahmsweise bis auf sechs Hektar an. Gleichwohl giebt es selbst in diesen trockenen Steppen einzelne Farmer, welche Mengen von siebentausend Stück und darüber ihr eigen nennen, und man kann sich denken, wie ausgedehnt eine solche Farm sein muß, um so großen Herden genügendes Futter zu bieten.

Die Angoraziegen, welche in Südafrika sehr gut gedeihen, sind später eingeführt als die Wollschafe, und ihre Zucht hat auch noch nicht die Bedeutung erlangt, die sie in Zukunft sicher gewinnen wird. Wolle aber und Mohair werden auch dann noch den Wohlstand dieser Länder vermehren helfen, wenn längst der letzte Goldbarren die Erzwerke von Transvaal verlassen hat, wie sie schon vor der Hervorbringung des ersten diese Stadt an der Grenze des indischen Meeres zu einem wichtigen Ausfuhrhafen gemacht haben.

Während die unteren Stadtteile von Port Elisabeth den Charakter des Geschäftsmäßigen nirgends verleugnen, tritt uns auf der Höhe des Oberlandes bei dem Gange durch die von grünenden Gärten und vornehmen Villen umrahmten, ruhigen Straßen überall jenes Etwas entgegen, das der Engländer mit dem unübersetzbaren Worte „Comfort“ bezeichnet. Man hat häufig versucht, jene

Eigenschaften zu zergliedern, welche den tüchtigen und erfolgreichen Kolonisator ausmachen. Man hat dem Deutschen mit Recht nachgerühmt, daß er sich in Ansprüchen und Lebensgewohnheiten leicht den Anforderungen seiner neuen Heimat füge, und daß ihn diese Biegsamkeit seines Wesens befähige, noch in einer Umgebung vorwärts zu kommen, in welcher der Engländer nach den ersten Versuchen jede Arbeit aufgebe. Auf der andern Seite ist es gerade die Zähigkeit des Briten, mit der er sich überall sein Leben in der gewohnten Art und nach der überlieferten Sitte einzurichten sucht, welche seinen außertropischen Kolonien ein einheitliches und nationales Gepräge verleiht, und die so zum wesentlichsten Förderungsmittel des Zusammenhanges mit seinen Landsleuten auf der ganzen Erde wird. Der Geist einer in sich geschlossenen Kultur spricht nicht allein aus den Reden der Minister und der Abgeordneten oder aus den Aufsätzen der Zeitungen, er weht uns auch aus den schattigen Wegen der Parks entgegen, und er schaut uns von den Mauern und Firsten der Häuser und Kirchen an, gleichsam eine ständige, strenge Mahnung: hier ist nicht Kapland, hier ist nicht Afrika; hier ist England, dasselbe England wie am Kanal und an der Nordsee.

An die Nordsee konnten auch der trübe Himmel und das graublaue Meer erinnern, welche sich soweit dehnten, wie der Blick von der meteorologischen Station auf der Anhöhe zu schweifen vermochte. Wenn ich die Aufzeichnungen vollendet hatte, deren ich für meine Zwecke bedurfte, dann gewährte es mir jedesmal den größten Genuß, die endlose Fläche des Ozeans auf mich wirken zu



Landungsbrücke, Port Elisabeth.

lassen. Zu meinen Füßen lag die Stadt und die unmittelbar auf die Reede zuführenden Straßen. Soweit das Auge blickte, umsäumte eine weiße Linie die Küste, und der kräftige Südost, der von der See heranwehte, trug über die roten Dächer hinweg das Donnern der an die Ufermauern stürmenden Brandung zu mir empor. Ein eigentliches Hafenbecken ist nicht vorhanden, und ungehemmt rollt eine Woge nach der andern von draußen herein, um sich mit betäubendem Lärm an den Felsblöcken zu brechen, die den tiefsten Teil des Strandes bedecken. Weit draußen liegen ein paar Schiffe vor Anker, und jetzt stößt von einem derselben ein winziger Dampfer ab, hinter sich her ein paar mächtige Leichterboote schleppend. Ein andrer, der Passagiere und Mannschaften von einem in der Nähe ankernden Dampfschiff an Land befördert, überholt ihn auf halbem Wege, aber auch er gebraucht trotz der Geschwindigkeit, mit der er über die langen Wogen dahinschießt, reichlich zehn Minuten, ehe er an der Jetty, der ungeheuren Landungsbrücke anlegt. Mittlerweile sind wir von unsrer luftigen Höhe herabgestiegen und haben uns dem Ende der breiten, mit riesigen Bohlen gedeckten und von mehreren Schienengeleisen durchzogenen Anlage genähert. Eben legt der kleine Dampfer, dessen unverwüstlich feste Bauart wir jetzt erst erkennen, an einer der zum Wasser herabführenden Treppen an. Aber es dauert noch eine ganze Weile, bis der letzte Reisende das Schiffchen verlassen hat, denn dasselbe tanzt ununterbrochen auf und nieder, und jeder, der es verläßt, muß eines der ihm entgegengehaltenen Taue fassen und den geeigneten Augenblick zum Sprunge auf eine der untersten Stufen

abpassen. Endlich hat auch der letzte das Dampfboot verlassen, und nun sucht sich die ganze Gesellschaft ihren Weg zwischen umherliegenden Kisten und Ballen, zwischen rasselnden Ladekrähnen und langsam hin- und herfahrenden Güterzügen. Dreihundertundfunfzig Meter weit zieht sich die fünfundzwanzig Meter breite Brücke in die wilde See hinaus, ein kühner, gewaltiger Bau, ohne den der rege Schiffsverkehr der Algoabai mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde.

Als ich kurz vor meiner Abreise eines Tages das Palmerston Hotel betrat, rief mich der Wirt in sein Zimmer und zeigte mir eine eigenartige Jagdtrophäe, die er soeben von einem aus der Umgegend eingetroffenen Farmer käuflich erstanden hatte. Es war der Kopf eines vor wenigen Tagen erlegten Kaffernbüffels, eines der gefährlichsten Jagdtiere von ganz Südafrika. Die tückischen Augen und die über der Stirn beinahe zu einer einzigen Masse zusammengewachsenen Hörner geben dem schwarzen Kopf dieses Wildes einen fast teuflischen Ausdruck, und das angeschossene Tier soll in seiner Wut ein höchst beachtenswerter Gegner sein.

Die Waldzone des Südens und Ostens ist zur letzten Heimstätte für diese Büffel geworden. Aber sie beherbergt auch ein zweites, noch stolzeres Wild. Im Westen von Algoabai beginnt ein Gebiet reicher und gleichmäßig über das Jahr verteilter Niederschläge, und dort ist das Küstenland weit hinaus von geschlossenem Urwalde bedeckt. Diese Landschaft, die Dickichte der Knysna und der Plettenbergbai und das Gestrüpp des Addobuschs bergen noch heut kleine Rudel des edelsten Hochwildes der Erde,

des afrikanischen Elefanten. Aber nur der Schutz des Gesetzes und ein strenges Verbot der Jagd haben es ermöglicht, diese Riesen der Steppe und des Waldes vor dem Schicksale der zahllosen Dickhäuter zu bewahren, die in den letzten Menschenaltern nicht allein schnöder Gewinnsucht, sondern mehr noch einer durch nichts zu rechtfertigenden Mordlust weißer Jäger und Sportsleute zum Opfer gefallen sind. Das nachahmenswerte Vorgehen der Kolonialregierung zeigt übrigens, daß es bei gutem Willen möglich ist, selbst den am meisten verfolgten Bewohnern der Wildnis eine Freistatt zu schaffen, in der sie vor gänzlicher Vernichtung geschützt werden. Es ist eine lohnende Aufgabe gerade für die Staaten, deren Besitz sich über die noch heute wildreicheren Gebiete des Innern ausdehnt, also auch für unser Deutsches Reich, hier mit der Erhaltung mancher nützlichen Tierform sich ein großes Verdienst zu erwerben.





6. Kapitel.

Am indischen Ozean.

Alles auf der Welt nimmt ein Ende, und wenn man auch im Kapland weniger mit der Zeit rechnet als bei uns, so kommt doch auch dort für jede Reise ein letzter Tag. Draußen auf der Reede von Port Elisabeth lag die „Grantully Castle“, und die dichten Rauchwolken, die von Zeit zu Zeit ihrem Schlot entquollen, mahnten daran, daß die Dauer ihres Aufenthalts nur auf wenige Stunden bemessen war. Ich begab mich also, von einigen deutschen Herren geleitet, zeitig auf die Landungsbrücke, um nicht in den unmittelbar vor der Abfahrt herrschenden Trubel zu geraten. Unsere Einschiffung auf einem der kleinen Hafendampfer war nach einigen kühnen Sprüngen glücklich von statten gegangen. Schon dampfte ein zweites Schiffchen hinter uns heran, um die nächste Ladung von Reisenden mit ihrem Gepäck aufzunehmen, da mit einem Male richtete sich das unsrige auf einer heranrollenden Woge hoch auf, um gleich darauf mit einem kräftigen Ruck niederzustampfen. Einer der Passagiere, ein Arbeiter,



Brandung in der Algoabai.

der offenbar beim Abschied von seinen Genossen des Guten zu viel gethan hatte, verlor bei der heftigen Bewegung das Gleichgewicht und flog im Bogen über die niedrige Bordwand in die See. Nur der gellende Ruf „Stopp“ und die vereinte Anstrengung von Mannschaft und Reisenden rettete den Mann vor dem gräßlichsten Tode, denn einige Sekunden später hätte ihn der nachdrängende Dampfer trotz des augenblicklich abgegebenen Gegendampfs unrettbar zu Brei zermalmt. Es war ein Augenblick ungeheurer Aufregung, und es war kein Wunder, daß der eben Gerettete, der sich triefend und zitternd auf einer der Bänke niederließ, durch das unerwartete Bad und die ausgestandene Angst völlig ernüchtert war.

Es wurde fünf Uhr nachmittags, bevor das Schiff die Anker lichtete. Die Luft war trübe, und obgleich beinahe völlige Windstille eingetreten war, herrschte eine hohle, unruhige See. Durch den gewaltigen Bau ging ein leises Dröhnen, und das Auf- und Niedersteigen des Vordermastes rief bei manchem der Mitreisenden ein bänglich-wehmütiges Gefühl hervor, dessen Sitz zwischen Magen und Herzen nichts Gutes ahnen ließ. Obgleich die verdächtigen Schlingerleisten auf der im Schmuck von Blumen und Südfrüchten prangenden Tafel fehlten, an der die Kellner mit Tellern und dampfenden Schüsseln geräuschlos auf und nieder eilten, blieb mehr als ein Platz leer. Einzelne Mutige, die sich soeben mit freundlich verlegenem Lächeln auf den äußersten, dem Ausgang benachbarten Sesseln niedergelassen haben, stieren plötzlich dem Stewart, der sich erkundigt, ob sie Suppe oder ein Vorgericht wünschen, mit irren, verzweiflungsvollen Blicken

ins Gesicht. Höflich wiederholt der Mann seine Frage, doch nur ein gurgelnder Laut entringt sich der Kehle der Unglücklichen. Der Angstschweiß steht ihnen in hellen Tropfen vor der Stirne, und kaum vermögen sie sich noch mit einem letzten, heldenmütigen Entschluß aufzuraffen und wankenden Schrittes in ihre Kabine zu schleppen. Die Armen, ihr kühner Versuch, den inneren Feind zu bekämpfen, findet keine Anerkennung; nur höhnische Blicke und spottende Bemerkungen folgen ihnen nach, und ihre herzlosen Mitmenschen, welche die Natur mit einem seefesten Magen begabt hat, lassen sich mit durch die Schadenfreude beträchtlich erhöhtem Genuß die Herrlichkeiten der reichbesetzten Tafel munden. Ja, sie gehen in ihrer Gleichgültigkeit gegen die durch die Leiden der Seekrankheit hart mitgenommenen Unglücklichen sogar noch weiter Während sich diese unter schmerzlichem Stöhnen in ihrer Koje hin- und herwälzen oder totenbleich und gänzlich teilnahmlos auf ihrem Lager ruhen, ertönt plötzlich über ihren Häuptern laute Musik. Und während sich unten im Halbdunkel der Kabinen von Zeit zu Zeit Schreckliches ereignet, beginnt sich auf Deck ein regelrechter Ball zu entwickeln, und kein Gedanke des Mitleids mit den mit der Krankheit Ringenden trübt das Vergnügen der Glücklichen, die es wagen dürfen, bei solchem Seegange noch zu tanzen. Nicht einmal die Damen lassen sich durch diese Erinnerungen stören. Sie haben vielleicht vor einigen Wochen bei der Abfahrt von Southampton und im Biscayischen Meere dieselben Leiden erduldet, aber das ist lange her, und nichts vergißt sich schneller als die überstandene Seekrankheit, die dem eben noch damit Behafteten

nach wenigen Tagen bereits wie eine erheiternde Einleitung seiner Reise erscheint.

Als ich, an die Reeling gelehnt, den Tanzenden zuschaute, gesellte sich ein Herr zu mir, in dem ich schon bei Tische einen Deutschen zu erkennen geglaubt hatte. Die gegenseitige Vorstellung ergab, daß ich nicht allein mit meiner Vermutung recht gehabt, sondern auch, daß der Betreffende mit einem Bruder meines Vaters zusammen ein Berliner Gymnasium besucht hatte. Während aber wohl fast alle seine ehemaligen Mitschüler in Deutschland geblieben waren, hatte ihn das Schicksal schon vor Jahren nach Transvaal verschlagen. Die Goldentdeckungen, welche damals stattfanden, hatten auch ihm zu einem ansehnlichen Vermögen verholfen, und er war, obwohl er sich gern an die Reichshauptstadt erinnerte, durchaus zufrieden mit der Wendung, die sein Leben genommen. Er kam, wie ich, von Port Elisabeth, und auf meine Frage, wie ihm die „Grantully Castle“ gefalle, erwiderte er, sie sei ja ein ganz schönes Schiff, wenn sie ihm auch wegen ihrer Raumverhältnisse zu einer Fahrt von England nach Südafrika wenig geeignet erscheine. Ich war einigermaßen erstaunt über dies Urteil, denn ich fand das Schiff sehr schön, und einen Dampfer von 3300 Tonnen kann man doch auch nicht als einen kleinen Kasten bezeichnen. Ich bedachte freilich nicht, wie ungeheuer die Ansprüche, die man heute an die Postdampfer der großen Linien stellt, in den letzten Jahren gewachsen sind. Ich selbst war zwar durch die Fahrzeuge, die ich bisher auf meinen Seereisen benutzt hatte, nichts weniger als verwöhnt. Aber auch die ozeanischen Linien selber haben sich verändert,

und neben einem jener Schiffe, die vor der Entdeckung der Diamanten zwischen England und Südafrika fuhren, würde auch unsere „Grantully Castle“ dem Beschauer wie ein Riese vorgekommen sein.

Leichter Dunst bedeckte den Himmel auch am andern Morgen, als wir vor East London ankerten. Der Ort ist ein Flußhafen, aber dieser, die Mündung des Buffaloriver, ist durch eine Barre versperrt, so daß ein Fahrzeug von der Größe des unseren genötigt ist, auf der offenen Reede liegen zu bleiben. Dazu ging die See noch immer hoch, und der Brandungsdampfer, der auch hier das Ein- und Ausschiffen der Reisenden besorgte, flog wie ein kleiner Kahn an den Bordwänden auf und nieder. Unter solchen Umständen wird mit den Passagieren kurzer Prozeß gemacht. Wer an Land will oder wer von dort kommt, muß es sich gefallen lassen, wie ein Stück Gepäck behandelt zu werden. An einem der vom Maste herabhängenden Krahnbalken wird ein länglicher Korb befestigt, der oben geschlossen ist, und in dem etwa drei nicht zu dicke Personen Platz finden. Dann öffnet einer der Steuerleute eine kleine Thüre, und auf seine freundlich einladende Handbewegung steigen zuerst einige Damen hinein. Zwar zögern sie ängstlich, ehe sie das eigentümliche Beförderungsmittel zu benutzen wagen. Aber es giebt keine andere Möglichkeit, das Land zu erreichen, und so treten sie denn in den engen Raum, die Thür wird geschlossen, und die kleine Maschine, welche den Krahn in Bewegung setzt, beginnt rasselnd zu arbeiten. Hat der Korb, der natürlich mittels seitlich angebrachter Leinen von einigen Matrosen vor zu argen Schwingungen bewahrt wird, die

nötige Höhe erreicht, so wird er nach außen gedreht und vorsichtig auf das auf den Wogen tanzende Schiffchen herabgelassen. Dann wird er aufgeholt, und das Schauspiel beginnt von neuem, und die Landenden können von Glück sagen, wenn ihrer nicht viele sind, denn um ein längeres Warten auf dem in den haltenden Tauen furchtbar stampfenden Hafenboot auszuhalten, dazu gehören durchaus seefeste Eingeweide, wie sie nicht jeder sein eigen nennt.

In diesem Falle dauerte der Aufenthalt indessen nur kurze Zeit, und schon um Mittag befanden wir uns wieder in voller Fahrt. Die See war ruhiger, allein die Luft hatte sich wieder stärker getrübt, und am Nachmittag war das, was in grauen Schleiern über die dunkle Flut heranwallte, zu einem richtigen Nebel geworden. Während aber draußen unfreundliches Wetter herrschte, warfen im Speisesaal die elektrischen Lampen ihr helles Licht auf die wieder mit frischen Blumen geschmückten Tische, und da der Lauf des Schiffes nun durch keine merkliche Schwankung mehr gestört wurde, hatten sich manche von den gestern so eilig Verschwundenen eingefunden, die sich eifrig für die Entbehrungen des vorhergehenden Tages schadlos zu halten suchten. Doch des Lebens ungemischte Freude sollte ihnen auch heute nicht zu teil werden, obschon sie für diesmal mit einem kleinen Schrecken davonkamen. Während der Mahlzeit dröhnte plötzlich ein Kanonenschuß, dem das Prasseln mehrerer Raketen folgte. Gleichzeitig begann die Schraube langsam und langsamer zu arbeiten, und eine gewaltsame Seitenwendung des Schiffes machte den ganzen Bau erzittern. Durch die Fenster aber sah

man im Nebel die Laternen eines kleinen Dampfers vorüberschwanken, der infolge der Unachtsamkeit seiner Wachen um ein Haar in unsere Seiten gerannt wäre.

Als ich am folgenden Morgen, dem 22. Februar, das Deck betrat, lachte die Sommersonne vom reinen Himmel auf die blauen Wogen hernieder. Der Dunst, der uns von der Algoabai her begleitet hatte, war bis auf den letzten Rest verschwunden, und wir glitten mit voller Geschwindigkeit dicht unter der schönen Küste des Pondolandes dahin. Die Mündung des wasserreichen Umsimvubu lag bereits hinter uns, doch zuweilen öffnete sich die Reihenfolge von grünen Gehängen und steil in die Lüfte aufsteigenden Tafelbergen, und der Blick fiel im Verfolg eines aus dem Innern herabziehenden Flußlaufes mit dicht bewachsenen Berglehnen auf den noch höheren Rand eines Hochlandes, das fern im Westen einen imposanten Abschluß für die stromdurchrauschten Waldthäler bildete. Wärmer und feuchter wehte uns die Luft entgegen, und die Wälder der nahen Küste ließen beim Vorüberfahren einen tropischen Pflanzenwuchs erkennen. Die Fluten, die der Bug der „Grantully Castle“ brausend durchschnitt, und die uns im hellen Sonnenschein schimmernd und leuchtend entgegenzogen, gehören bereits dem vollen Strom der Mosambikstraße an und führen die warmen Gewässer des indischen Ozeans dem kälteren Süden zu. So rücken sie, wie ein deutscher Reisender bezeichnend sagt, diese Länder gleichsam dem Tropicus um mehrere Grade näher, und der warme Wind, der uns umfächelt, und das dunkle Dickicht drüben am Ufer sind die Vorboten der heißen Zone, der sie benachbart sind.

Eine Weile noch, und die Küste gewann ein anderes Aussehen. Kaum zwei Kilometer betrug die Entfernung, in der wir unter dem Lande entlang dampften. Abgeteilte Flächen, in bestimmten Abständen mit Bäumen und Büschen bestanden, ausgedehnte Wirtschaftsgebäude und ab und zu eine Villa, auf deren Fenstern der Sonnenschein glitzerte, deuteten auf die Anwesenheit weißer Kolonisten. Deutlich konnte man die auf den Feldern arbeitenden Menschen erkennen, und der Wechsel von Wildnis und Kultur, von üppigen Gärten und malerischen Felsgebilden, an denen wir seit dem Morgen vorüberzogen, konnte den Eindruck hervorrufen, als gleite das Schiff auf einem Riesenstrome dahin. Ein Blick nach Osten freilich auf die schimmernden ozeanischen Weiten hätte uns in die Wirklichkeit zurückgerufen, und das Schauspiel, das sich einige Stunden später vor unseren Augen entwickelte, ließ jeden Zweifel daran schwinden, daß die Gewässer, die sich in gleichbleibender Ruhe zu unsern Füßen hoben und senkten, nichts von der wilden Kraft eingebüßt hatten, die ihnen das Weltmeer verlieh. Vor uns erhob sich ein niedriger Berg, von dessen Höhe eine Signalstation ihre Zeichen einem uns vorläufig noch unsichtbaren Ort zusandte. Dichter Wald bedeckte die Abhänge des Hügels, aber an den steil in das Meer absinkenden Felsen seines Fußes hob sich die Brandung zu mehr als Haushöhe empor. Wie naher Kanonendonner klang ihr Gebrüll zu uns her, und jedesmal, wenn eine höhere See sich dem Ufer näherte, stieg ein Teil der aufspritzenden Wassermassen zu der Höhe eines Mastbaumes in die Lüfte, um gleich darauf unter dumpfem Getöse in eine ungeheure

Flut von blendendweißem Gischt zusammenzusinken. Der Hügel, der von den erregten Wogen des Nordoststromes umbrandet vor uns lag, war die Landmarke von Port Natal, dem Weihnachtshafen, und fast genau vor vierhundert Jahren, am 25. Dezember 1497, war es, als Vasco da Gama mit seinen Schiffen ungefähr in derselben Gegend lag, in der unser Castle-Dampfer vor Anker ging.

Die Reede von Natal, das diesem Aufenthalt des großen Seefahrers seinen Namen verdankt, liegt außerhalb des eigentlichen Hafens der Stadt Durban, in dessen Inneres Schiffe von mehr als dreitausend Tonnen nur ausnahmsweise zu gelangen vermögen. Über die Barre, welche sich bis vor die durch zwei Wellenbrecher gebildete Einfahrt erstreckt, befördern mehrere äußerst stark gebaute Brandungsdampfer die Reisenden nach den im innern Wasserbecken liegenden Landungsgebäuden, und der sandige Rücken, der sich, von einzelnen Häusern gekrönt, vor uns hinzog, verbarg die Stadt selbst vor unseren Blicken. Nur die hinter ihm sichtbare Hügelkette, aus deren dunklem Grün allenthalben die weißen Landhäuser der Europäer hervorschauten, und die mit einem portugiesischen Namen als Berea bezeichnet wird, ließ in uns eine Ahnung von den Herrlichkeiten aufdämmern, die unsrer hinter dem Sandwalle des Ufers warteten. Aber noch galt es in Geduld zu harren, ehe wir den Boden des schönsten Landes von Südafrika betreten durften. Wieder that der Ausschiffungskorb seine Dienste, aber diesmal hatte er mehr als hundert Passagiere mit ihrem Gepäck in das unten liegende Hafenboot zu befördern, eine Arbeit, die mehrere Stunden in

Anspruch nahm. Gern ließen die Vorsichtigen diesmal den Ungeduldigen den Vortritt. Früher als wir konnten die zuerst Ausgeladenen doch nicht zur Stadt gelangen, und während der langen Zeit, welche die Übernahme der Passagiere in Anspruch nahm, hatten wir die Genugthuung zu beobachten, wie die Voreiligkeit der gleich zu Anfang von Bord Gegangenen schwer bestraft wurde. Verzweifelt klammerten sie sich an den Reelingen und Bänken des auf und ab tanzenden Schiffes fest. Geschrei der Damen und Kinder und laute Goddams der Herren verkündeten jedesmal das Überkommen eines alles durchnässenden Spritzers, und manch einer wankte hastig durch die scheu und respektvoll zurückweichende Menge der dicht zusammengedrängten Menschen an die Bordwand, um noch einmal dem ärgerlichen alten Seegotte eine unheimliche Spende darzubringen. Endlich allerdings mußten auch die letzten daran, und dann schoß unser kleiner Dampfer mit einer solchen Heftigkeit in die langen Brandungswellen hinein, die sich über die Barre hinwegwälzten, daß seinen Insassen Hören und Sehen verging. Dieses Mal empfingen auch wir unsre Strafe für den eben noch laut geäußerten Spott über die unglücklichen Opfer Neptuns. Als die Zuletztgekommenen hatten wir nur einige neben den Luken befindliche Stehplätze beanspruchen können, und als das Schiffchen von der Höhe einer riesengroß heranrollenden Woge plötzlich in ein tiefes Wellenthal herabgeschleudert ward, wurden wir von einer überschäumenden Wassermasse von Kopf bis zu Füßen überschüttet. Diesmal galt das Hohngelächter der Mitreisenden uns, doch die warme Nachmittagsonne und die ruhige Wasserfläche,

die uns gleich darauf zwischen den Wellenbrechern umgab, trösteten uns ebenso schnell über unser Mißgeschick, wie die oben Sitzenden über ihre eben noch erlittenen Unbilden.

An der Landungsstelle herrschte ein unglaublicher Trubel, und ich hatte Mühe, aus dem riesigen, von den beaufsichtigenden Zollbeamten bewachten Haufen von Koffern die mir gehörigen Stücke herauszufinden. Wie im Kaplande wurde auch hier die Untersuchung des Inhalts milde gehandhabt, allein bei der Masse der Ankömmlinge wurde es dennoch Abend, bis die Letzten glücklich die Halle verlassen konnten, in der die Prüfung des Gepäcks stattfand. Ich war ohne Zahlung irgend welcher Gebühren davongekommen, aber mein Gewehr, das die spähenden Augen eines Beamten sofort beim Ausladen der Güter entdeckt hatten, war gleich mit Beschlag belegt worden und wanderte in einen Schuppen, in dem bereits Hunderte von Henry-Martini- und anderen Büchsen aufgestellt waren, um ihren Eigentümern erst beim Verlassen des Landes wieder ausgehändigt zu werden. Eine größere Schußwaffe ohne besondere Erlaubnis mit in das Innere zu nehmen, ist bei hoher Strafe untersagt, und die schwere Gefahr, welche die freie Einfuhr einer beliebigen Menge von Gewehren bei dem Ausbruche von Unruhen unter der überaus zahlreichen Sulubevölkerung mit sich bringen würde, läßt diese an sich harte Maßregel nur zu gerechtfertigt erscheinen.

Die Dunkelheit brach herein, als ich das Zollgebäude verließ, um mich nach meinem Hotel zu begeben. Aber was war das für ein seltsamer Anblick, der sich mir beim Betreten des freien Platzes bot, auf dem im Schein

einiger Gaslampen eine lärmende Menge von Eingeborenen die Reisenden erwartete? Wie kamen diese zweirädrigen, von je einem Manne gezogenen Karren hierher nach Südostafrika, deren Verwendung ich bisher nur in dem fernen Ostasien vermutet hatte? Die Umstände, welche der Rickschah, diesem eigenartigen Beförderungsmittel, hier Eingang verschafft hatten, waren aber keineswegs durch irgendwelche wunderbaren Beziehungen zwischen beiden Erdteilen noch durch die etwas undeutlichen „Völkergedanken“ der heutigen Ethnologen zu erklären, sondern ihre Verpflanzung aus den asiatischen Kulturstätten an diese Küsten war merkwürdigerweise ganz natürlich zugegangen. Ein Engländer, der aus China oder Japan nach Durban gekommen war, brachte solch ein lackiertes Wägelchen mit, und irgend ein findiger Kopf, der die seltsame Kutsche sah, faßte den Plan, diese Dinger zum Gebrauch seiner gehfaulen Mitbürger und zur Erhöhung seiner Einnahmen zu verwenden. Als praktischer Europäer ließ er elegante kleine Kutschkästchen mit einer Gabeldeichsel bauen, setzte sie auf hohe Velocipedräder aus Draht und verbesserte so die schwerfällige Bauart seines Vorbildes um ein beträchtliches. An billigen Arbeitskräften war kein Mangel, und die muskelstarken, gewandten Körper der massenhaft umherlungernden Kaffern waren wie geschaffen, die eleganten Damen und Herren in dem neuartigen Gefährt durch die Straßen zu ziehen. Sein Versuch fand Anklang, und heute erschallt der Ruf „Rickschah“ gerade so in den Straßen Durbans, wie anderwärts der nach einer Droschke.

Drückend lag die warme Abendluft über den Straßen, durch die mich mein Kaffer in eiligem Laufe dahinzog.

Ab und zu feuerte er sich selbst durch einen Pfiff zu ein paar kühnen Galoppsprüngen an, aber ich vermute, daß er dennoch froh war, als er mich vor dem Hotel absetzen konnte, denn der Schweiß floß in Strömen von der Stirne und der nackten Brust des schwarzen Burschen. Bald darauf saß ich im hellerleuchteten Speisesaal, in dem mehr als ein Dutzend Reisegenossen vom Schiff sich niedergelassen hatten, und wieder fiel mein Blick auf ein ungewohntes Bild. An jedem der kleinen Tischchen, an denen die Mahlzeiten eingenommen wurden, stand, von Kopf bis zu den Füßen in schneeweiße Kleidung gehüllt und mit gekreuzten Armen die Gäste erwartend, ein würdevoller Inder. Man hätte die schlanken Gestalten, deren dunkle Gesichter unbeweglich unter dem seidenen Turban hervorschauten, für Wachsfiguren halten können. Aber kaum hatte ich mich gesetzt, so kam lebendige Bewegung in den eben noch regungslos verharrenden Diener. Mit lautloser Gewandtheit, die dem besten europäischen Kellner noch zum Muster dienen konnte, wurden Speisen und Getränke gebracht und die gebrauchten Teller abgeräumt, und mit leiser Stimme, aber allerdings in einem schaudervollen Englisch, erkundigte sich der braune Ganymed nach meinen ferneren Wünschen. Kein überflüssiges Geräusch, kein unnötiges Tellergeklapper und Gläserklirren belästigte die Tafelnden, und ungestört durch die hin- und herhuschenden Diener konnten sie sich zum Schlusse an den wundervollen Früchten erlaben. Herrliche Bananen und köstliche, frisch gepflückte Ananas durchdufteten den Raum, und durch die geöffneten Fenster herein wogte die schwere, mit betäubendem Blütengeruch beladene Luft der tropischen

Sommernacht. Um das süße Nichtsthun, zu dem einen diese Umgebung verführt, aus dem Grunde zu genießen, pflegte die Mehrzahl der Anwesenden den Kaffee in dem geräumigen Hof des Hotels zwischen Baumfarnen und plätschernden Brunnen einzunehmen, und dort lernte ich am ersten Abend einige Landsleute kennen, die in demselben Hause abgestiegen waren.

Unter den Deutschen im Royal Hotel befand sich auch der bisherige Konsul in Pretoria, Herr v. Buri, der im Begriff stand, sich auf seinen neuen Posten nach Sansibar zu begeben, wo er den auf Urlaub befindlichen ersten Beamten des Kaiserlichen Konsulats ersetzen sollte. Unsere Bekanntschaft vermittelte sich leicht, denn durch seinen früheren Aufenthalt in Kapstadt waren ihm die leitenden Persönlichkeiten in Windhoek wenigstens durch schriftlichen Verkehr bekannt, und wie jeden in Südafrika lebenden Deutschen interessierten ihn die kriegerischen Ereignisse im Damara- und Namalande auf das lebhafteste. Und damit auch die andere Seite des Weltteils nicht zu kurz kam, schloß sich uns in diesen Tagen ein junger deutscher Arzt an, der mehrere Jahre hindurch eine einträgliche Stellung an der neuerbauten Delagoabahn innegehabt hatte. Seine bleiche Farbe und ein leises Frösteln, das seinen Körper von Zeit zu Zeit überflog, waren ein deutlicher Beweis, daß auch er sich nicht ungestraft in den sumpfigen Niederungen des Komati aufgehalten hatte, und daß er dringend der Erholung bedurfte, die ihm ein längerer Aufenthalt in der Heimat verschaffen sollte.

Zum ersten Male lernte ich in dieser Nacht die Seg-

nungen des Moskitonetzes schätzen. Zwar gehört große Sorgfalt beim Zuziehen desselben dazu, um zu verhindern, daß sich nicht eine der winzigen Mücken in den Falten verbirgt. Ist eine solche in das Innere des Netzes geraten, dann ist es mit der Nachtruhe auf längere Zeit vorbei. Kaum hat man sich zur Ruhe gelegt, so stört einen schon das unheimliche Summen auf, und es dauert nicht lange, so verkündet ein scharfer Stich auf der Hand oder im Gesicht, daß das Tier seine blutsaugerische Thätigkeit begonnen. Dann entspinnt sich wohl beim Frühstück am anderen Morgen unter den Leidensgefährten eine anregende Erörterung über die interessante Frage, ob die Moskitoplage oder die Scharen von Wanzen, welche diese Länder bevölkern, leichter zu ertragen sind. Was mich betrifft, so gebe ich keinem der beiden Tiere den Vorzug, sondern bin für eine möglichst allgemeine Ausschließung derselben von den menschlichen Wohnungen.

Die erste Woche, welche ich in dem „Garten von Südafrika" zubrachte, verging in anregendem Verkehr mit neuen Bekannten. Einigemal führten mich Ausflüge in die weitere Umgebung, die in mir die Überzeugung befestigten, daß jene Bezeichnung dieser glücklichen Landschaft in der That in vollem Umfange zukomme. So stattete ich mit v. Buri der größten Zuckerfabrik der Kolonie einen Besuch ab. Sie befindet sich in Mount Edgecombe nördlich von der bei Durban mündenden Umgeni, und man erreicht die Anlagen nach einer einstündigen Eisenbahnfahrt durch die Küstensavanne, in deren Niederungen allenthalben Bananenpflanzungen und Zuckerrohrfelder sichtbar werden. Die innere Einrichtung und die

Maschinen sind ähnlich wie in unseren Rübenzuckerfabriken, doch machte man uns auf große Stapel des ausgepreßten Rohres aufmerksam, die zur Feuerung benutzt werden. Mehr, als durch die weitläufigen Baulichkeiten, wird die Aufmerksamkeit durch die Scharen von Arbeitern gefesselt. Überall in den langgestreckten Hallen tauchten die dunkeln Gestalten der indischen Kulis und singhalesischer Arbeiter auf, denen die frauenzimmerhafte Haartracht etwas abstoßend Weibisches verlieh. Nur mit einem schmierigen Hüfttuch bekleidet, stand eine Anzahl von ihnen in den Bottichen, in denen ihnen der dicke rötliche Syrup bis an die Schenkel reichte, und wenn einer der über und über von der klebrigen Masse triefenden Kerle aus dem Behältnis herausstieg, konnte er ohne weiteres für einen roten Teufel gelten. Dieser appetitliche Anblick genügte, um mich in der Erinnerung an den Natalzucker, der unsern Kaffee im südwestafrikanischen Schutzgebiet versüßt hatte, mit innerlichem Grausen zu erfüllen, und ich hatte nichts dagegen, als wir dem ekelhaften Getriebe bald den Rücken kehrten.

Ist die Zuckergewinnung von Natal auf der einen Seite ein wichtiger Erwerbszweig für die Grundbesitzer im Küstengebiet geworden, so hat der Anbau und die Verarbeitung des kostbaren Rohres doch auch weniger wünschenswerte Folgen gehabt, die gleich erörtert werden sollen. Obwohl übrigens die Pflanze erst im Jahre 1848 von Bourbon her eingeführt wurde, und obgleich zehn Jahre später erst zehn Mühlen sich in Betrieb befanden, sind die bisher erzeugten Werte schon ganz gewaltige. Bis zum Jahre 1891 hat die Kolonie für insgesamt 100000000 Mark

Zucker und Rum ausgeführt, und man kann allein den Wert des jetzt alljährlich hergestellten Zuckers auf mehr als 5 000 000 Mark veranschlagen, d. h. auf etwa 100 Mark auf den Kopf der weißen Bevölkerung.

So glänzend aber auch dieser Aufschwung, der als die unmittelbare Folge des Plantagenbaues im Küstengebiet dieser Kolonie gelten kann, auf den ersten Blick erscheinen mag, so gefährdet ist die gesunde Entwicklung des Landes durch die damit zusammenhängende Vermehrung der indischen Bevölkerung. Jeder der Dampfer, welche, über Ostafrika oder direkt von Indien kommend, in Durban einlaufen, bringt eine Anzahl Kulis mit, und so ist die Zahl dieser Südasiaten, welche 1880 erst achtzehntausend betrug, zehn Jahre später schon auf vierzigtausend angewachsen, d. h. sie hatte beinahe die Kopfzahl der viel langsamer zunehmenden weißen Bevölkerung erreicht. Diese noch immer im Wachsen begriffene Zunahme eines Volkes, dessen Eigenschaften höchst schädliche genannt werden müssen, kann man ohne Übertreibung als eine „indische Pest" bezeichnen. Durch ihre geradezu unglaubliche Anspruchslosigkeit machen diese Leute als Arbeiter jeden Wettbewerb des Weißen unmöglich. Das wäre allenfalls zu ertragen, da die halbtropischen Niederungen von Natal ohnedies von Europäern ohne Zuhülfenahme eingeborener Arbeiter nicht gut bewirtschaftet werden könnten. Aber davon abgesehen überschwemmen diese Fremden das ganze Land mit einer Fülle von Schund, sogenannten Bombaywaren, die nur dazu bestimmt zu sein scheinen, den Eingeborenen und unerfahrenen Weißen das Geld aus der Tasche zu



Zuckerrohrpflanzung an der Küste.

ziehen. Die auf diese Weise zusammengescharrten Summen aber bleiben keineswegs im Lande, denn viele Inder kehren mit ihrem erwucherten Vermögen in ihre Heimat zurück, und zahlreiche andere senden den größten Teil des Erworbenen schon während ihres Aufenthaltes in Natal nach Hause. Auf der Post begegnet man häufig solchen Leuten, die eine Anweisung an ihre Verwandten und Freunde befördern lassen, und die Kellner im Hotel erzählten mir, daß sie oft selbst ganz geringe Summen nach Indien schickten. In einzelnen Teilen der Stadt glaubt man sich nach Südasien versetzt. Überall starren dem Spaziergänger die mit verdorbener Luft und von dumpfigem Geruch erfüllten Löcher entgegen, in denen das schmutzige und unehrliche Gesindel seine Wohnungen aufgeschlagen hat, und in denen es mit einer Handvoll Reis und einigen Früchten sein Leben auf eine Art fristet, die ihm nicht einmal ein Kaffer, geschweige denn ein Weißer nachmachen kann. Nie ist mir das abstoßende Äußere dieser kleinen und kraftlosen Menschen deutlicher zum Bewußtsein gekommen, als wenn ich am Hafen die Sträflinge ihre Arbeit verrichten sah. Während die weißen Gefangenen von einem mit einem Gewehr bewaffneten Engländer bewacht wurden, arbeiteten die Inder unter der Aufsicht einiger mit kurzen Hosen und Jacken bekleideter eingeborener Polizisten, und es gewährte mir ein wahres Vergnügen, die riesigen, prachtvoll gebauten Gestalten dieser Kaffern zu beobachten, die mit würdiger Ruhe auf die Schar der ihnen anvertrauten Sträflinge blickten. Hätte von diesen je einer einen Fluchtversuch gemacht, so würden die herkulischen Sulus ihn mit ein paar Sprün-

gen wieder in ihre Gewalt bekommen haben, ohne daß sie es nötig gehabt hätten, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, die in der Regel nur aus dem Kirri, der kurzen Keule, und aus einigen Assegaien oder Wurfspeeren bestanden.

Wie stark die Einwanderung von Indien her ist, vermochte ich zu beurteilen, als ich dem Einlaufen des Reichspostdampfers „Kaiser“ von der deutschen Ostafrikalinie beiwohnte. Port Natal ist der Endpunkt dieser Linie, und das Schiff hatte von Sansibar eine ganze Schar von Kulis mitgebracht, die in hellen Haufen über die Landungsbrücke herabdrängten. Der „Kaiser“ war nämlich trotz seines Gehalts von 3600 Tonnen bei ausnahmsweise gutem Wasserstande über die Barre hinweg in den Binnenhafen gelangt und lag nun an der hohen Ufermauer unmittelbar vor den Speichern und Zollhäusern der Stadt. Reger Verkehr herrschte an Bord des Dampfers, der in zwei bis drei Tagen die Heimreise antreten sollte. Als ich mit Herrn v. Buri, der sich auf ihm nach seinem Bestimmungsorte Sansibar begeben sollte, an Bord kam, war beinahe jeder Platz in den für die Herren bestimmten Räumen von eifrig rauchenden und noch eifriger zechenden Bewohnern der Stadt besetzt. In friedlicher Vereinigung saßen Deutsche und Engländer beisammen, und die hin- und hereilenden Stewarts hatten alle Hände voll zu thun, um die allseitig geäußerten Wünsche zu befriedigen. Der Preisunterschied der Getränke in der Stadt und an Bord der deutschen Postdampfer ist nämlich ein so gewaltiger, daß sich ein Besuch der reichlich mit solchen versehenen Schiffe wohl lohnt. Am meisten bezeichnend

für die Scheinheiligkeit gewisser Leute war aber der starke Verkehr, dessen sich diese Fahrzeuge am Sonntag zu erfreuen hatten. In der Stadt ist dann jede Bar geschlossen, aber selbstverständlich erstrecken sich die strengen, der Heilighaltung dieses Tages geltenden Bestimmungen nicht auf die im Hafen liegenden Fahrzeuge fremder Herkunft. „Am Sonntag machen wir in Durban das beste Geschäft während der ganzen Reise", erklärten mir alle Oberstewarts, die ich in dieser Sache befragte, und besonders die Massen von deutschen Schaumweinen und echtem Champagner, die man an einem solchen Feiertage vertilgen sah, bestätigten durchaus die Richtigkeit dieser Äußerung.

Unter den mit dem „Kaiser" angekommenen Reisenden befand sich ein Herr Hansing, Vertreter einer großen, in Ostafrika thätigen Hamburger Firma. Er kam von Beira, dem damals seit kaum zwei Jahren bestehenden und sich mit amerikanischer Geschwindigkeit entwickelnden Hafen des Maschonalandes, und er wollte auf ein paar Wochen in das Hochland gehen, um sich von den Folgen einiger leichteren Fieberanfälle zu erholen. Da auch ich die Absicht hatte, zu klimatischen Studien mich einige Zeit im Innern von Natal umzusehen, so entschloß ich mich, in dem von ihm gewählten Ort, der für meine Zwecke außerordentlich günstig gelegen war, ebenfalls während der nächsten Wochen meinen Aufenthalt zu nehmen. Vorher jedoch hatte ich Gelegenheit, von dem genannten Herrn und verschiedenen anderen Landsleuten vom Schiff und aus der Kolonie in öfterem Zusammensein mir verschiedenes Wissenswerte über diese Gebiete mitteilen zu lassen. Der „Kaiser" war nämlich nicht so bald in der Lage, die

Heimreise antreten zu können, wie sein damaliger Führer, Kapitän v. Issendorf, nach dem glücklich erfolgten Einlaufen in den Binnenhafen gehofft hatte. Es giebt kaum irgendwo einen gleich veränderlichen Wasserstand wie den über der vor den Wellenbrechern von Durban liegenden Barre. Es kann vorkommen, daß dieser heute genügt, um ausnahmsweise einem Riesendampfer die Einfahrt in die Lagune zu gestatten, während morgen das Wasser über der Untiefe kaum für ein Tausendtonnenschiff ausreicht. Der arme v. Issendorf mußte mit seinem Schiff die ganze Scheußlichkeit dieses unvorhergesehenen Wechsels durchmachen. Er hatte gehofft, ebenso leicht auslaufen zu können, wie er hineingekommen war, und nun mußte die neue Ladung, die sich zu einem großen Teile schon im Raume befand, schleunigst wieder gelöscht werden, damit der auf diese Weise erleichterte Dampfer wenigstens die äußere Reede erreichen konnte. Draußen ging dann das Laden des unruhig in der hohen See liegenden Schiffes mit Hülfe der Brandungsdampfer und Leichterboote von neuem an, und es dauerte mehrere Tage, bis das stattliche Fahrzeug die Anker zur Weiterfahrt nach Norden lichten konnte. Inzwischen versuchten sich die ungeduldig wartenden Passagiere die Zeit, so gut es gehen wollte, zu vertreiben, und die Zurückbleibenden waren redlich bemüht, ihnen dabei nach Kräften behülflich zu sein.





7. Kapitel.

Im Hochland von Natal.

Heller Sonnenschein liegt auf dem weiten Meer, das im Osten durch die Lichtungen heraufschimmert, die fleißige Hände zwischen den Bananenpflanzungen und den Ananasfeldern der niedrigen Hügel hergestellt haben, um Platz für die Eisenschienen zu schaffen, auf denen unser Zug bergan fährt. Heiß brennen die Strahlen der Sonne auf das Dach unsres Wagens hernieder, während sie gleichzeitig die Dächer und Türme der die Lagune umsäumenden Stadt und den hoch darüber auf grünbewachsenem Felsen liegenden Leuchtturm von Durban mit blendendem Licht übergießen. Froh, dem Gedränge des Bahnhofs mit seinen Horden schmutziger Kulis entronnen zu sein, dehnen wir uns behaglich in den weichen Polstern der Sitzbänke. Was sind es doch für heimatliche Erinnerungen, die diese Abfahrthalle in uns hervorgerufen? — Richtig, die Stationen von Hamburg und Leipzig sind es, die sich beim Anblick des engen, häßlichen Schuppens vor unserm geistigen Auge erheben. Allerdings ist der

Bahnhof von Natal noch ein gut Teil hübscher als die Eisenbahnscheunen der beiden deutschen Orte. Auch bekommt man hier eine Rückfahrkarte, die ohne weiteres eine Gültigkeitsdauer von drei Monaten besitzt, und auf die man einen ganzen Centner Freigepäck mitzunehmen berechtigt ist, während man bei uns zu Hause solche Vergünstigungen bekanntlich nicht genießt. Endlich aber, und das ist das Beste bei der Sache, wir brauchen unsre Sinne nicht durch den Blick auf eine abwechselungsarme Tiefebene zu ermüden, wie in der Umgegend jener beiden Großstädte, sondern wir werden in wenig Stunden drei Zonen durchfahren, wir werden nach der beinahe tropischen Glut dieses Tages zu Anfang März noch vor Sonnenuntergang die Luft eines der gesundesten Hochländer der Erde atmen. Leider sind unsre Gedanken und Wünsche, wie so oft, auch diesmal schneller als die träge Wirklichkeit. Noch langsamer fast, als die berüchtigten Züge des Kaplandes, kriecht unser „Schnellzug“ auf seiner Strecke voran. Bis zu einem gewissen Grade läßt sich seine geringe Geschwindigkeit allerdings durch die Steilheit des Anstieges erklären. Denn auch das Küstenland, das wir bis zu dem Städtchen Pinetown zu durchfahren haben, ist keineswegs eine bloße Ebene, sondern es besteht aus einem Gewirr niedriger Hügelzüge, die sich allmählich mehr und mehr über den Spiegel des Meeres erhöhen.

Pinetown und seine Umgegend gehört noch vollständig der tropischen Zone der Kolonie an, wenn man diesen Namen auf ein Gebiet anwenden will, in dem sich auch der Nordeuropäer ohne Gefahr für seine Gesundheit dauernd aufzuhalten vermag. Aber unmittelbar jenseits des Ortes

steigt eine steile Wand vor unsern Blicken empor, mehrere hundert Meter hoch, wie ein das tiefere Land scharf begrenzendes Gebirge. Dieser Eindruck eines schroffen Bergzuges verstärkt sich, wenn wir auf die in der Tiefe hinter uns zurückbleibenden Windungen des Schienenweges herabblicken oder hinüber zu den Tafelbergen, die wie ferne Vorgebirge in das grünschimmernde Hügelland hinaustreten. Jetzt liegt dieses tief unter uns, und nur noch eine niedrige Anhöhe erhebt sich zur Seite des bergankeuchenden Zuges. Wenige Minuten noch, und auch diese ist überwunden, aber statt des romantischen Gebirgslandes, das sich die Phantasie jenseits der Paßhöhe vorgestellt hat, dehnt sich nun wirklich ein flachgewelltes Grasland vor, neben und bald auch hinter uns aus, denn nun kommt unser Zug endlich in schnellere Fahrt. Häufige Kurven von fabelhaft kleinem Durchmesser und von Zeit zu Zeit eine seitlich sich öffnende Aussicht in weite Thäler und auf wildzerrissene Bergränder zeigen, daß es ein Hochland und nicht eine Hochebene ist, das wir durchfahren. Besonders in der Nähe von Bootha Hills, einer nicht weit von Pinetown gelegenen Haltestelle, fällt der Blick plötzlich in eine abgrundtiefe Thallandschaft, deren Bergrücken und steile Grenzberge weit jenseits unserer Höhe mich in packendster Weise an die Hochlandschaften in der Umgebung des Ortes Windhoek erinnerten. Die großen Grundzüge der südafrikanischen Landschaft, der Wechsel welliger Ebenen und scharfrandiger Hochländer, steile Abstürze und enge Thäler auf der einen, endlose Fernsichten über scheinbar unbegrenzte Flächen auf der andern Seite, endlich die ganz vereinzelten Erhebungen, sie bleiben sich überall gleich in diesen weiten

Ländern, wie ja auch die Pracht der Farben und das blendende Taglicht, wie die Klarheit der Luft und die wundervolle Reinheit des Sternenhimmels sich in den sonst so verschiedenen Gebieten südlich vom Sambesi stets ähneln.

Ganz anders freilich, als zum Beispiel in Deutsch-Südwestafrika, ist die Pflanzendecke beschaffen, die im Hochland von Natal Hügel und Ebenen überkleidet. Wohl ist der dichte Buschwald der Küste hier oben verschwunden, denn die scharfe Scheidung des Jahres in eine feuchte und eine trockene Hälfte begünstigt nicht die Entwickelung zusammenhängender Wälder. Aber dafür ist alles Land, das man von dem westwärts eilenden Zuge aus wahrnimmt, grüne Weide, und so üppig, wie das Gras in dieser schönen Savanne, sieht man solches nirgends in den Steppen des übrigen Südafrika. Natal ist um ein Fünftel größer als die Provinz Schlesien, und eine ältere Berechnung hat feststellen wollen, daß der Nährwert der in diesem Lande wachsenden Futterpflanzen, übersetzt in die Menge des Viehs, das mittels derselben ernährt werden kann, ausreiche, um einer Bevölkerung von zwölf Millionen Menschen genügenden Unterhalt zu gewähren. Ich vermag nicht zu beurteilen, inwieweit dies landwirtschaftliche Rechenstück den Thatsachen entspricht. Soviel mindestens geht daraus hervor, daß diese Kolonie die Perle des ganzen außertropischen Südens von Afrika allein schon wegen des Wertes ihrer Weideländereien genannt werden darf. Gras, Gras und überall Gras erblickt man, soweit das Auge reicht. Nur in der Nähe der Stationen unterbricht hin und wieder eine kleine Baumpflanzung, vorwiegend



Landschaft bei Bootha Hill.



Blick auf die Hochsavanne.
(Natal.)

aus dem unvermeidlichen Eucalyptus bestehend, das gleichmäßige Grün, und auf dem Grunde der Thälchen verrät bisweilen ein Buschdickicht, untermischt mit Baumfarnen, den feuchteren Boden.

Ja, Natal ist ein bevorzugtes Land, eine Perle in der englischen Krone, nur schade, daß die Fassung ein wenig dunkel ausgefallen ist. Nicht nur Gras ist überall zu erblicken, sondern noch etwas anderes, weniger Erfreuliches. Die bienenkorbähnlichen Rundhütten, die allenthalben in kleinen Ansammlungen sich zeigen, stören ein wenig die angenehmen Zukunftsbilder, welche beim Anblick der schönen Weideflächen vor dem Reisenden auftauchen wollen. Wären es noch die Dörfer friedfertiger Eingeborener, die da rechts und links in der Savanne sichtbar werden, so würden solche störenden Gedanken nicht viel zu bedeuten haben. Aber ihre Bewohner gehören dem gefürchtetsten, dem kräftigsten und kriegerischsten aller der Völker an, welche die weiten Gebiete zwischen dem Kap der Guten Hoffnung und dem Äquator bewohnen. Es sind dieselben Sulus, zu deren Überwindung eine große englische Armee nötig war, und sie verdienen in der That nicht nur das Interesse, das ihnen der Völkerkundige entgegenbringt, sondern in noch weit höherem Grade die sorgfältige Beachtung des Politikers, der die künftigen Geschicke dieses Landes nicht ohne eine gewisse bange Sorge erwägt.

Wie sehr die weiße Bevölkerung im Innern zurücktritt, fällt uns am meisten auf den Stationen auf, die unser Zug zu passieren hat. Die Mehrzahl von ihnen sind nur eine Art von Haltestellen, und nur wenige sind die Bahnhöfe irgend eines wirklichen Ortes, der auch dann

bisweilen mehrere Kilometer von der Bahn landeinwärts liegt. Auffallend sind die großen Kohlenzüge, an denen wir auf mehreren dieser Bahnhöfe vorbeikommen. Die Entdeckung der im Nordwesten der Kolonie liegenden Kohlenfelder war von der höchsten Bedeutung für dies Land. Während früher die Tonne des unentbehrlichen Feuerungsstoffes in Durban auf beinahe vierzig Mark zu stehen kam, stellt sich dasselbe Gewicht heute etwa auf die Hälfte. Ohne diese Kohle wäre der Betrieb einer Bahn bis zu der ziemlich weit entfernten Grenze überhaupt kaum denkbar.

Mittag war lange vorüber, als wir in die Bahnhalle von Pietermaritzburg einfuhren. Das inmitten ausgedehnter Gärten und Baumpflanzungen gelegene Städtchen bietet wenig Bemerkenswertes. Zwar ist es die Hauptstadt des Landes, aber seine Größe und seine Bedeutung für den Handel und Verkehr der Kolonie kann sich nicht entfernt mit derjenigen von Durban messen. Wenn es auch mit seiner Einwohnerzahl von rund siebzehntausend Seelen sämtliche übrigen im Innern gelegenen Orte weit übertrifft, ist es im Vergleich mit jenem Hafenplatz doch nicht mehr als eine Landstadt.

Dasselbe Bild, das wir bei der Abfahrt von Pinetown vor uns hatten, wiederholt sich auch hier, nur in bedeutend großartigerem Maßstabe. Noch um einige hundert Meter höher als dort steigt der Randwall eines neuen Hochlandes vor uns empor, den unser Zug abermals in mannigfachen Windungen erklimmen muß, um uns auf die innere Terrasse emporzuführen. Vom rein technischen Standpunkte aus ist die Anlage dieser Bahn

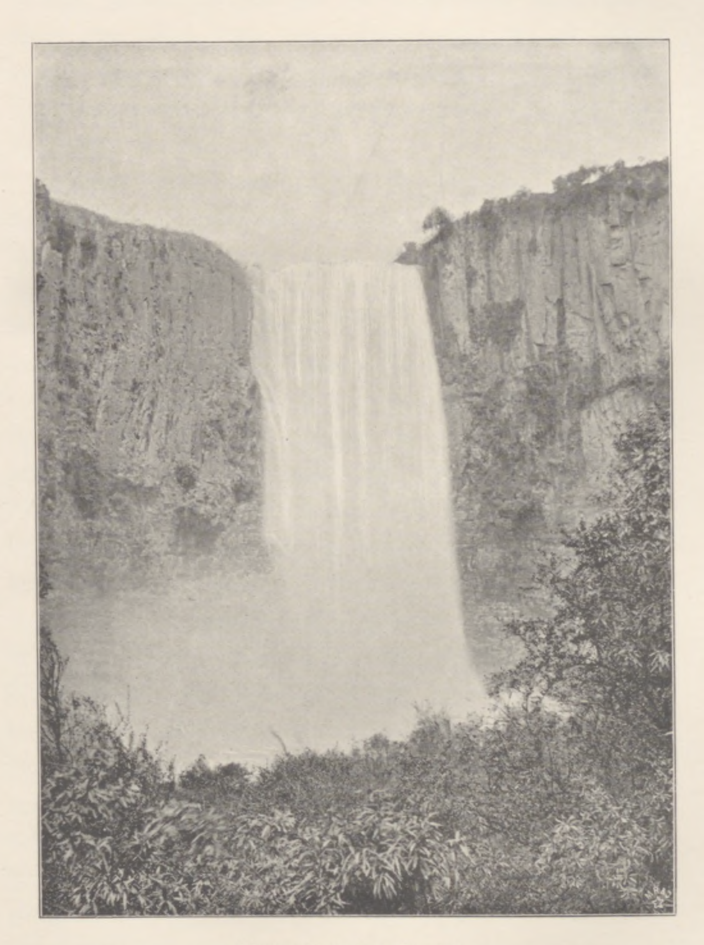
eine sehr anerkennenswerte Leistung. Beängstigend auf den Neuling wirken hier wieder die starken Steigungen und die scharfen Wendungen des schmalspurigen Geleises. Bei jeder neuen Biegung öffnet sich eine entzückende Aussicht über den flachen Thalkessel von Maritzburg, und bald vermag der Blick weit darüber hinaus zu schweifen über die wellige Savanne, die am fernen östlichen Horizont leise verdämmert. Endlich ist die Höhe erstiegen, und wieder thut sich scheinbar dieselbe Fläche vor uns auf, die wir mehrere Stunden zuvor geschaut haben. Und doch ist die Landschaft eine andere. Durch die offenen Fenster des Wagens dringt ein Strom frischer Luft in das Innere, so kühl und rein, daß man meinen könnte, die Luft der Alpen zu atmen. Auch das Grün der flachen Hügelzüge erscheint saftiger und dunkler, kurz das ganze Land rings umher läßt uns empfinden, daß wir uns hier wirklich im Hochland befinden. In mehr als Brockenhöhe jagen wir noch eine Stunde durch das Land. Endlich ertönt der Ruf „Howick", wir verlassen den Zug und stehen vor einigen kleinen Häusern und grünen Gärten mitten in den leise im Winde wogenden Grasflächen, die im Lichte der eben untergehenden Sonne einen goldigen Schimmer anzunehmen beginnen.

„Ist das der Ort", fragte ich einen Beamten. „Nein, der liegt hinter jenen Hügeln, zwei Meilen von hier", lautete die Entgegnung. Wir bestiegen also ein zweirädriges Gefährt, das die stolze Aufschrift „Castle Hotel" trug, unser Gepäck wurde herbeigeschafft, und hinein ging's in die frische Abendluft, die uns nach der drückenden Wärme des Tieflandes empfindlich kühl vorkam. In

raschem Trabe zog uns das Gespann den niedrigen Hügel hinan, hinter dem Howick liegen sollte.

Von einer Höhe aus erblickten wir das Örtchen, denn den Namen einer Stadt verdient diese Anzahl verstreut liegender Häuser kaum, die soeben an dem Abhang einer neuen Anhöhe sichtbar ward. Doch was ist das? Täuscht uns die Dämmerung, oder hat uns ein Zauberer plötzlich in die schottischen Hochlande versetzt? Etwas abseits vom Orte, über dem steilen Ufer eines rauschenden Flusses, erhebt sich etwas wie ein altes Schloß. Unter gewaltigen Bäumen zieht sich die Vorhalle hin, und hinter den Weiden, die sich an hohen Ufern erheben, ragt ein dicker Turm empor, eng umsponnen von einem Gewirr dunkelgrüner Epheuranken. „Wie kommt dieser Bau hierher?", fragen wir unsern Kutscher. „Das ist das Castle Hotel", lautet die mit sichtbarem Stolz erteilte Auskunft. In der That, dies entzückende Schlößchen inmitten dieser Umgebung verdiente seinen Namen; es war nicht nur das hübscheste Hotel von allen, die ich bisher gesehen, sondern eines der schönsten Landhäuser, denen ich überhaupt jemals begegnet bin.

Mit einem Male, lange ehe unser Gespann die Brücke erreicht hatte, die über die reißende Umgeni zum Orte hinüberführt, wurde erst leise, dann immer stärker anschwellend, ein dumpfer Donner hörbar. Und jetzt sahen wir aus dem Grün des Graslandes, einem uns vorläufig noch unsichtbaren Abgrunde entsteigend, in der Richtung, aus welcher das donnerähnliche Geräusch zu uns herüberschallte, eine Rauchsäule aufwallen. Das waren die Staubschleier der ungeheuren Fälle, der großartigsten



Umgenifall bei Howick.

von Natal, und voller Spannung sehnten wir den nächsten Morgen herbei, an dem wir die wunderbare Naturerscheinung zum ersten Male mit eigenen Augen schauen sollten, deren Abbildungen in den Reisewerken einer früheren Zeit bereits lebhafte Bewunderung in jedem von uns hervorgerufen hatten.

Unser erster Gang am andern Tage galt denn auch den Fällen, die nur wenige hundert Meter vom Orte entfernt liegen. Von der Seite der Niederlassung ist die Aussicht auf die stürzenden Gewässer durch die Nähe des Abgrundes an der einzigen Stelle erschwert, von der aus man sie zu überblicken vermag. Hansing und ich zogen es daher vor, eine gegenüberliegende Anhöhe aufzusuchen, von der aus man den Anblick in seiner ganzen Großartigkeit genießt. Ich persönlich kenne keinen Fall, der seine Wirkung auf den Beschauer so plötzlich äußert, wie der von Howick. Doppelt so hoch wie der Niagara rast die Umgeni in einem ununterbrochenen Sturz in die Tiefe. Eine einzige weißschäumende Säule, donnert der Fluß über den senkrechten Felsen in einen schauerlichen Erdriß hinab, und einem Wildbach gleich verschwindet er, über das Gestein dahinbrausend, hinter den starren Wänden der unheimlichen Schlucht, durch die sein Lauf ihn in wilden Thälern aus dem Hochlande in das Mittelgebiet von Natal hinausführt. Auf der Höhe, die wir erstiegen, liegen, von dunkeln Wäldchen halb verborgen, die Höfe einiger Farmen. Doch weder auf diesen noch überhaupt auf irgend etwas anderm vermag das Auge länger als eine Sekunde zu haften. Immer wieder kehrt es zu jener Stelle zurück, wo die leuchtenden Gewässer mit dem Lärmen

und Toben eines Orkans dem Abgrunde entgegenstürmen. Ein gewaltiges Schauspiel für jeden, der in diesem seit Jahrtausenden stürzenden Flusse mehr zu sehen vermag als ein großartiges Bild des Augenblicks. Hier ist mehr als ein wundervoller Anblick, hier stehen wir vor einer der Werkstätten der Natur, in denen sie, dem Menschen sichtbar, an der Umwandlung eines Landes schafft. Hunderttausende von Jahren vielleicht mußten vergehen, um den Thalweg dieses Flusses in dem harten Gestein entstehen zu lassen, der langsam aber sicher weiter nach Westen rückt. Wird das unermüdliche Werkzeug im Haushalt der Schöpfung, Wasser geheißen, seine Arbeit je vollenden und diesem wie den andern afrikanischen Strömen einen leichteren Weg zum Meere bereiten? Oder wird diese Zeit für einen ganzen großen Weltteil niemals heraufziehen? Und was wird aus ihm und den anderen Landfesten und aus ihren Bewohnern in jener dämmernden Zukunft geworden sein, die wir hinter dem Schleier ferner Jahrtausende kaum zu ahnen vermögen? Keiner giebt eine Antwort auf diese Fragen, auch die Wasser nicht, die vor uns in die Tiefe rollen, unaufhaltsam und ohne Aufhören. So fielen sie schon vor vielen hundert Jahren, als die ersten dunkelhäutigen Menschen, von Norden kommend, das wilde Land betraten. Ihr Donner übertönte das Krachen der Büchsen, als der weiße Mann sich auch dieser Striche bemächtigte. Und bisweilen klingt es noch wie dumpfes Grollen aus der düsteren Schlucht, eine mahnende Erinnerung an geheimnisvoll in der Erde wirkende Kräfte für die, die sich heut Machthaber des Landes nennen. Natur und Menschen in diesem Erdteil gleichen sich an

Wildheit und Kraft, wenn sie fessellos dahinstürmen können, und wohl dem, der das ernste Mahnwort versteht, das die Fälle der Umgeni dem zurauschen, der es zu vernehmen vermag.

Der Ort Howick scheint sein Dasein in erster Linie dem Wassersturz zu verdanken. Vier Hotels, ein paar kleine Läden und Handwerksstätten, zu denen noch eine kleine Kirche, ein Post- und ein Gerichtsgebäude und mehrere in schönen Gärten gelegene Wohnhäuser kommen, das ist die Niederlassung, welche den stolzen Namen einer Stadt führt. Aber der Aufenthalt in diesem kleinen Landnest bietet so viele Annehmlichkeiten, daß ich ihn jeder Zeit dem Leben in dem geräuschvolleren, aber unangenehm warmen Durban vorziehen würde. Wie ruhig wohnt es sich in den Landhäusern, deren einige von ganzen Wäldchen stattlicher Bäume umgeben sind. Wie erfrischend und belebend vor allem wirkt die reine Luft dieses Hochlandes selbst im wärmeren Halbjahr auf die von der drückenden Schwüle der Küste erschlafften Lebensgeister ein. Noch befanden wir uns im März, als ich zum ersten Male in Howick weilte. Gleichwohl waren es nur die Stunden zwischen elf Uhr vormittags und vier Uhr nachmittags, in denen man die Strahlung der Sonne beim Wandern im Freien stärker empfand. Im Schatten habe ich dagegen auch um diese Tageszeit niemals eine Belästigung durch die sommerliche Wärme empfunden. Man würde sich aber täuschen, wollte man in der kühlen Jahreszeit, von April bis September, in diesen Meereshöhen einen harten Winter vermuten. Wohl ist die Tagestemperatur dann ein gut Teil niedriger als in der

entgegengesetzten Jahreszeit, wohl giebt es kalte Nächte und selbst gelinde Fröste im innern Hochland,*) aber selbst der mit Unrecht so sehr gerühmte Winter Mittelitaliens kommt an Milde dem dieser bevorzugten Landschaft nicht gleich. Ebensowenig, wie durch die glühende Hitze des Mittelmeersommers, wird der Genuß der wunderbaren Luft durch rauhe Kälteeinfälle getrübt, hier herrscht in der That so etwas wie ein ewiger Frühling. Anders wäre auch die seltsame Mischung halbtropischer Gewächse mit solchen der kühleren Zonen nicht zu erklären, die in den Gärten der Hochlandstädtchen die Verwunderung manches Neuangekommenen erregt. In der Nachbarschaft des Castle Hotels gedeihen australische Eucalypten, die Bäume und der dichte Epheu nordeuropäischer Wälder einträchtig neben zwei Phönixpalmen, neben baumartigen Farnen und fruchtbeladenem Citronengebüsch, während auf der Höhe jenseits der Fälle eine wahre Allee von riesigen Aloes und Agaven den Rand eines nordischen Wäldchens umsäumte, ein untrüglicher Beweis für die hohe Begünstigung dieses Erdstrichs durch die geringe Schwankung des dem Pflanzenleben zuträglichsten Wärmemaßes.

Aber auch vor andern ähnlich bevorzugten Ländern Südafrikas hat Natal eine Eigenschaft voraus, die es an wirtschaftlicher Bedeutung hoch über alle die weiten Provinzen der Kapkolonie und der Burenstaaten stellt. Das, was der Viehzüchter in den Steppen der Karru und selbst in den Graslandschaften der beiden Freistaaten nur zu oft vergebens herbeisehnt, die befruchtenden Niederschläge, mit

*) In Maritzburg, auf der mittleren Terrasse, wurde dagegen in zehn Jahren nur einmal Frost beobachtet.

deren Ergiebigkeit das Gedeihen seiner Herden auf das engste verknüpft ist, wird diesen Gegenden in ausgiebigem Maße zu teil. Die nördlichen und östlichen Winde, die im Sommerhalbjahr feuchtigkeitbeladen vom warmen Indischen Ocean in das Land heraufwehen, verlieren einen beträchtlichen Teil des von ihnen mitgeführten Wasserdampfes, bevor sie die hohen Ketten der Natal im Westen begrenzenden Drachenberge übersteigen, in Form von heftigen Regen. Die stärksten Güsse fallen zwar im Küstenland, aber auch das Innere empfängt noch so reiche Niederschläge, daß es höchst selten unter wirklich dürren Jahren zu leiden hat. Die Küstenregen, die nicht bis in das höhere Land hinaufreichen, bezeichnet man auch wohl als Seeregen, und es ist ein eigentümliches Schauspiel, wenn man vom Oberland aus ein wallendes und wogendes Nebelmeer zu seinen Füßen erblickt, das den östlichen Horizont den Blicken entzieht, und das nichts anderes ist als die Wolkenmassen, die, während in der Höhe heller Sonnenschein herrscht, ihre Regenfluten auf die Zuckerrohrfelder und Bananenpflanzungen der Niederungen herabströmen lassen.

Es nimmt einen beinahe wunder, daß in diesem von der Natur so herrlich ausgestatteten Gebiet so wenig Europäer ansässig sind. Der Hauptgrund ist wohl, daß Großbritannien so viele ältere Kolonialländer von großer Ausdehnung besitzt, denen sich die Scharen seiner Auswanderer seit langer Zeit zuzuwenden pflegen, daß für Südafrika nur ein sehr kleiner Teil dieses alljährlich hinausflutenden Menschenstromes übrig blieb. Die holländischen Buren aber, die auch hier vor der Besitzergreifung durch die Eng=

länder festen Fuß gefaßt hatten, verließen Natal in der Folgezeit fast sämtlich wieder, so daß die Weißen im Lande heutzutage eine rein britische Bevölkerung bilden, gegen welche die Abkömmlinge anderer europäischer Nationen sehr in der Minderheit bleiben.

Für die Zukunft des Landes darf man es als ein Unglück bezeichnen, daß die niederländischen Afrikander so bald ihren neidischen Nachbarn den Platz geräumt haben. Wären sie geblieben und hätte eine verkehrte Kaffernpolitik Englands nicht den Scharen von Sulus die Einwanderung ermöglicht, die heute außer den ursprünglich vorhandenen Eingeborenen Natal bevölkern, es würde besser um die Aussichten der Kolonie stehen, als es heute der Fall ist. Wenn irgendeines, dann wird dies Land am schwersten unter der Lösung der Eingeborenenfrage zu leiden haben, die drohend vor der Thür steht, ein wenig willkommener Ersatz für die soziale Frage der alten Kulturländer. Immerhin sind die Mittel zu ihrer Lösung leichter zu finden als diejenigen zur Ausgleichung allzu großer Standes- und Vermögensunterschiede innerhalb desselben Volksstammes, denn sie ist eine Frage der bloßen Abstammung, und die Buren haben die Niederhaltung des blutigen Gespenstes durch das eiserne Festhalten an der unumstößlichen Wahrheit möglich gemacht, daß in menschlichen Dingen die Abkömmlinge verschiedener Rasse und Begabung nun und nimmer gleichwertig sein können.

Ueberall auf den Landstraßen und Wegen des Innern begegnen einem die dunkelhäutigen Sulus, welche den Hauptbestandteil der Kaffernbevölkerung von Natal bilden. Wer einen Augenblick von der durch sie veran-

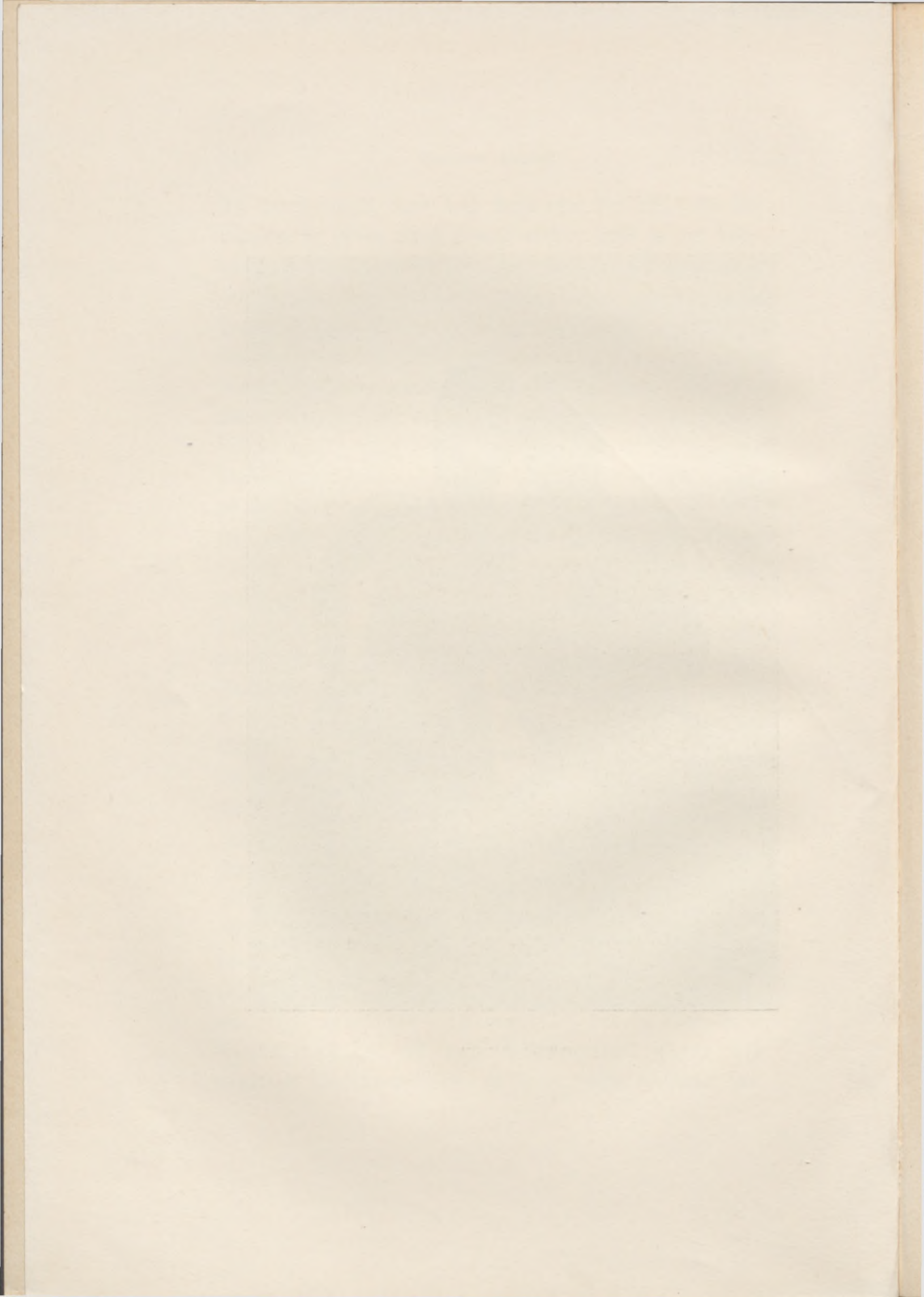
laßten Lage des Landes abzusehen im stande ist oder wer etwa als Fremder den Dingen kühl beobachtend gegenübersteht, der wird freilich seine helle Freude an diesen herrlichen Gestalten haben. Sind die Körper der Männer das Urbild der Kraft und Gewandtheit, so sind die ebenmäßigen Figuren namentlich der jüngeren Mädchen für jeden Künstler wahre Modelle zu einer Venus. Die Gesichtszüge freilich sind im allgemeinen negerhaft, doch sind sie keineswegs so abstoßend, wie man sich bei uns häufig vorstellt. Diese riesigen Kerle, die mit dem kühlen Gruß „Saku bona“ an uns vorüberschreiten, verstehen es sogar eine gewisse Würde in den stolz verächtlichen Blick zu legen, den sie dem Weißen gönnen, und das vergnügte Lachen, mit dem die dunkelbraunen Schönheiten der Landstraße sich ihre Bemerkungen über uns zuflüstern, verleiht ihren Gesichtern etwas ungemein Anziehendes. Sie verstehen jedenfalls gerade so gut sich über die Herren der Schöpfung, die zugleich diejenigen ihrer Heimat sind, während ihres freundlichen Grußes ein wenig lustig zu machen, wie die gewandteste Weltdame.

Ernstere Gedanken überkommen uns indessen, wenn wir uns vorstellen, daß all die kriegerischen Gestalten der Männer, die täglich zu Hunderten unseren Weg kreuzen, eines schönen Tages anstatt ihrer langen Stöcke die hölzerne Schlachtkeule und die furchtbare Assegaie gebrauchen könnten, um sich der verhaßten Bleichgesichter mit einem Schlage zu entledigen. Im Jahre 1891 zählte man rund vierzigtausend Europäer und beinahe vierhundertundsiebzigtausend Eingeborne, und diese beiden Zahlen führen in ihrem nüchternen Nebeneinander eine sehr beredte Sprache.

Elf gegen einen, und noch dazu was für elf! In den Wochen, in denen ich in Howick weilte, starb in der Nachbarschaft des Ortes ein alter Sulukrieger. Er hatte eines der furchtbarsten Blutbäder mitgemacht, das die alten Herrscher seines Volkes je unter den Weißen anrichteten, und bei dem das Leben von Frauen und Kindern ebensowenig geschont wurde wie das der Männer. Und wer etwa denkt, daß die Nachkommen jener blutgierigen Bestien sich in wenig mehr als einem Menschenalter so sehr verändert haben sollten, daß derartige Schreckensscenen künftig zu den Unmöglichkeiten gehören würden, der ist in einem sehr gefährlichen Irrtum befangen. Vorläufig allerdings sind Unverschämtheiten gegen die Europäer das einzige, worin sich die Nichtachtung der sich ihrer Stärke allgemach bewußt werdenden Kaffernbevölkerung äußert. Beinahe jede Woche berichteten die Maritzburger Zeitungen von den Frechheiten, welche sich übermütige Sulujünglinge in den Straßen der Hauptstadt selbst gegen Damen hatten zu Schulden kommen lassen. Glaubt man wirklich, daß es bei rüpelhaften Ausschreitungen bleiben wird, wenn dieses Volk einmal versuchen sollte sich für seinen natürlichen Zuwachs der im Besitz der Europäer befindlichen Weideländereien zu bemächtigen? Wer Afrika und seine Eingeborenen kennt, der weiß, daß solche Vorkommnisse die ersten Anzeichen für das Erwachen gefahrdrohender Instinkte sind, die eines Tages zu einem furchtbaren Ausbruch führen können. Dann wird es zu spät sein, das nachzuholen, was eine verkehrte „Humanität“, die in Wahrheit nichts anderes ist als Grausamkeit gegen die eigenen Volksgenossen, in diesem Lande versäumt hat.



Junge Sulus.



Ich behaupte das alles nicht etwa, um den Engländern etwas anzuhängen, aber ich halte es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß nicht alles, was der Staat England in seinen Kolonien thut, nachahmenswert genannt werden darf. Das ist übrigens die Meinung fast aller Engländer, die genötigt sind, an ihrem Leibe die segensreichen Folgen der heimatlichen Negerpolitik zu verspüren, und man kann oft recht derbe Aussprüche hören, in welchen sie ihrer Gesinnung gegen diese humanitäre Vereinsmeierei Ausdruck verleihen. Deutlicher freilich kaum als Hansing und ich von der energischen Wirtin eines kleinen Landhotels, dessen hübscher Garten von uns bisweilen als das Endziel eines größeren Abendspazierganges gewählt wurde. Eines Tages galoppierten mehrere Sulus stolz an uns vorüber, als wir gerade nach einer solchen Wanderung bestaubt und erhitzt bei ihr eintraten. Die stattliche Dame aber machte ihrer Entrüstung über diesen nach ihrer Ansicht durchaus ungehörigen Gegensatz Luft, indem sie rief: „Wenn doch die verdammten Halunken in London sähen, wie zwei Gentlemen zu Fuß gehen müssen, während diese Kaffern reiten!"

Da ich einmal von dieser Sache spreche, will ich noch eine kleine Geschichte mitteilen, die besser als irgend etwas anderes die Verkehrtheit der englischen Negerpolitik in das rechte Licht setzt. Ich hörte sie von einem guten Bekannten erzählen, der als Begleiter der Wißmannschen Seenexpedition eine Zeit lang im Britischen Niassaland sich aufhielt. Einmal — ich glaube, es war in Blantyre — sah einer seiner sudanesischen Soldaten, wie ein Eingeborener nach einem Engländer schlug. Das kam

ihm, der in der schuldigen Achtung vor der weißen Haut erzogen war, so arg vor, daß er auf den Schwarzen zustürzte und ihm flugs eine ordentliche Maulschelle verabfolgte. Und am andern Tage verurteilte der englische Richter den Sudanesen zu einer Geldbuße, weil er ein „british subject“, einen Unterthanen Ihrer Majestät der Königin geschlagen hatte. Dieser wahren Geschichte vermag ich nichts weiter hinzuzufügen. Wem sie die Augen nicht öffnet, dem ist nicht zu helfen.

Da berührt uns trotz der Ströme Blutes, die in den Kämpfen der Buren mit den Eingeborenen dieser Länder geflossen sind, die Geschichte ihrer mörderischen Gefechte unendlich wohlthuender, als das Satyrspiel englischer Negerverhätschelung. Größer als die falsche Lehre von der Gleichberechtigung ungleicher Rassen, wie sie unwissende Londoner Vereine und verhimmelte Geistliche predigen mögen, erscheint mir wenigstens die Geschichte von dem Ringen dieses zähen niederdeutschen Bauernvolkes, das in nie ermüdender Kraft und unter schweren Opfern an Gut und Blut wahre Gesittung, das will heißen die Gesittung der Weißen in diese wilden Gebiete getragen hat. Ein schönes Beispiel von der Erhaltung altgermanischer Eigenschaften gab es in seinen Wanderkriegen, die in mehr als einer Beziehung an die große Völkerwanderung ihrer Vorfahren erinnern, als in einigen Treffen die Frauen und die Mädchen ihren todesmutig auf der Wagenburg ausharrenden Gatten und Brüdern die abgeschossenen Gewehre luden und auf die in Schanzen umgewandelten Fuhrwerke reichten, in ihrer

Weise Anteil nehmend an dem Kampfe, der die Herrschaft ihres Stammes über die blutgierigen Feinde der hellen Rasse begründete. Die Männer und die Frauen, welche heute das Europäertum in Natal vertreten, sind im Vergleich mit diesem heldenhaften Geschlecht verweichlicht zu nennen. Ihr Gegner, und das ist der Kaffer für alle Zeit und unter allen Umständen, hat dagegen weder an Haß noch an Wildheit für den Ernstfall etwas eingebüßt. Wenn er auch diesen grundlegenden Eigenschaften seines Wesens für den Augenblick nicht den gewünschten Ausdruck verleihen kann, kommen wird der Tag, an dem sich die Fehler der britischen Politik in diesem Lande blutig rächen werden. Schade nur, daß die wirklich Schuldigen dann weit vom Schuß sitzen, und daß es die thätige Kolonistenbevölkerung ist, die den Unverstand des Mutterlandes wird ausbaden müssen.





8. Kapitel.
Europäerleben im Hochlande.

Im vorigen Kapitel habe ich die Gefahr betont, welche der Besiedelung Natals von dem Überhandnehmen der Schwarzen droht, weil ich es für meine Pflicht halte, diese Dinge nicht etwa deshalb zu verschweigen, weil sie unangenehme Wahrheiten predigen. Bietet nun aber der englische Staat keineswegs in jeder Hinsicht ein nachahmenswertes Muster für unsere kolonialen Kreise, so thut dies der einzelne Engländer in mancher Beziehung. Dahin rechne ich vor allem das Bestreben dieser Leute, alles praktisch zu versuchen, ohne daß sie sich dabei lange auf leere Erörterungen über die Ausführbarkeit des Versuchten einlassen. Wir Deutschen beispielsweise streiten uns seit einiger Zeit über die Zweckmäßigkeit einer Gesundungsstation für die durch Malariafieber Geschwächten herum, ohne uns einmal an die Errichtung einer solchen in den Hochgebieten unserer Tropenkolonien zu wagen. Die Engländer dieses Landes, von dem unbestreitbar richtigen Gedanken ausgehend, daß der Genuß guter, die Verdauung



Umgeni bei Howick.

anregender Höhenluft im Verein mit einer kräftigen Verpflegung unter allen Umständen nützlich wirken müssen, haben für die blutarmen Opfer jener Krankheit in diesem Hochlandklima seit einiger Zeit ein wirksames Kräftigungsmittel gesucht und gefunden. Und Howick wiederum ist der von ihnen am meisten aufgesuchte Ort der ganzen Landschaft. Allerdings sind es nicht die Küstenstriche von Natal, welche solche Kranken und Genesenden hierher senden. Aber die an Bedeutung immer mehr zunehmende, von schweren Fiebern heimgesuchte Hafenstadt der Delagoabai Lourenço Marques stellt seit Jahren eine nicht geringe Zahl dieser Kurgäste, und auch schon von ferner gelegenen Punkten aus wird das Hochland aus demselben Grunde von einzelnen aufgesucht, wofür mein Landsmann Hansing den Beweis lieferte. Zu diesen mehr oder weniger Bedauernswerten aber gesellt sich, ähnlich wie in europäischen Bädern, eine große Zahl von Sommerfrischlern, die für einige Wochen oder Monate der heißen Küste und dem eingeschlossenen Dunstkreis des Durbanhafens entfliehen wollen, und die in diesem Bestreben durch das verständige Entgegenkommen der Eisenbahnverwaltung unterstützt werden.

Unter den aus dem tropischen Südostafrika Angekommenen befand sich während meiner zweiten Anwesenheit in Howick ein Holländer, Gutteling mit Namen, dessen erschöpfte Gesundheit recht deutlich die Gefahren erkennen ließ, mit denen das sonnendurchglühte Sumpfland in der Umgegend von Lourenço Marques das Leben der Europäer bedroht. Immer wieder warfen ihn schwere Folgeerscheinungen früherer Fieber auf das Krankenlager, und

erst nach längerem Aufenthalt in der kühlen und reinen Luft, die während des Aprilmonats über den Gegenden von mehr als tausend Meter Seehöhe ruht, begann sein Zustand sich langsam zu bessern. Seine Behandlung lag in den Händen eines deutschen Arztes, eines Dr. v. Mengershausen, den auch ich, obwohl gänzlich gesund, schätzen lernte. Besonders, so lange Herr Hansing noch mit mir zusammen in Howick weilte, leistete er uns öfters die etwas einsamen Abende über Gesellschaft. Er hatte den Krieg der Engländer mit den Buren von Transvaal in seiner Eigenschaft als Mediziner mitgemacht, und er war in seiner Stellung als Oberarzt eines ausgedehnten Kreises ein guter Kenner von Land und Leuten, denn sein Dienst nötigte ihn von Zeit zu Zeit zu wochenlangen Ritten, die ihn in Begleitung eines Dieners in entlegene Teile des Hochlandes führten. Von diesen Reisen durch einsame Gegenden und von seinen Kriegserlebnissen wußte er in fesselnder Weise zu erzählen, er selbst aber hatte sich große Anhänglichkeit an sein altes Vaterland bewahrt und ließ sich von uns wieder über dessen Entwickelung mancherlei berichten.

Besonders im April 1894 war ich froh in Herrn v. Mengershausen und dem vorerwähnten Herrn Gutteling ein paar nichtenglische Gesellschafter für die immer länger werdenden Abende zu besitzen. Hansing weilte bereits wieder in Beira, und das Wetter nötigte uns jetzt bisweilen mehr, als während seiner Anwesenheit, im Hause zu bleiben. So herrlich sich die Luft tagüber atmen ließ, so kühl waren bereits die frühen und die späten Tagesstunden, und wir hatten manche Abende, an denen sich

sämtliche Bewohner des Hauses fröstelnd in dem geräumigen Saal des turmartigen Seitenbaus versammelten, in dessen Kamin dann ein mächtiges Feuer prasselte. Gleichzeitig ergossen die letzten Gewitter der scheidenden Regenzeit wahre Wasserfluten über die im Sturm wogenden Savannen. Niemals, selbst in Südwestafrika nicht, habe ich so heftige elektrische Entladungen erlebt wie auf diesen den Wolken nahen Hochflächen. Grelle Blitze folgten sich in ganz kurzen Zwischenräumen, und gellende Donnerschläge ließen in unaufhörlichem Krachen die Fenster der Häuser klirren und die Wände erzittern. Ab und an trat auch ein richtiger Landregen ein, und dann konnte der graue Himmel über den grünen Wiesen, die eintönig auf die Dächer niederfallenden Tropfen und der kühle Wind, der über die flachen Anhöhen strich, ohne weiteres heimatliche Herbsttage in jedermanns Gedächtnis zurückrufen. In solchen Zeiten war man an das Haus gefesselt, und dann war reichlich Gelegenheit geboten, die schätzenswerten und die weniger angenehmen Seiten des englischen Hotellebens kennen zu lernen.

Ich habe schon erwähnt, daß in Howick vier Gasthöfe vorhanden waren. Ohne Frage war das Castle-Hotel bei weitem das beste von ihnen, und ich muß gestehen, daß ich mich in den insgesamt anderthalb Monaten, die ich im Hochland von Natal zubrachte, dort recht wohl gefühlt habe. Die meisten seiner damaligen Bewohner betrachteten den hübschen Ort als bloße Sommerfrische, und die Kinder verschiedener Familien brachten besonders an den Regentagen ein ziemlich bewegtes Leben „in die Bude“. Bei dem wochen- und monatelangen Zusammensein, den ge-

meinsamen Mahlzeiten und Abendunterhaltungen gewann der ganze Aufenthalt etwas Familienhaftes, und da die Anwesenden zufällig nette Leute waren, so war dagegen auch gar nichts einzuwenden. Im allgemeinen ziehe ich allerdings die größere Trennung der Gäste, wie sie in deutschen Hotels durchgeführt wird, vor, und besonders an den widerwärtigen englischen Sonntagen hat solch ein gezwungenes Zusammenleben für uns Deutsche immer etwas Peinliches. Mit wahrem Vergnügen denke ich noch an die entsetzten Mienen einer englischen Dame, die mich an einem regnerischen Sonntagvormittag im Lese- und Schreibzimmer meine Aufzeichnungen ordnen sah. Ja, es ereignete sich noch etwas Schrecklicheres. An demselben Vormittag ertönte plötzlich auf dem Klavier dieses Zimmers die sehr falsch geklimperte Melodie eines — man denke — weltlichen Liedes. Unter allgemeiner Entrüstung wurde die Übelthäterin in der Person der kleinen Grace Hope, der Tochter eines Maritzburger Kaufmannes, welche die Rolle eines Hauskobolds mit großem Geschick durchzuführen verstand, entdeckt und hinausbefördert.

An den Werktagen, deren es, Gott sei Dank, auch in englischen Ländern sechs in der Woche giebt, herrschte im Gegensatz zu der gähnenden Langenweile des Sonntags ein sehr munteres Treiben. Nicht wenig trug die Lebhaftigkeit des Mr. Simons, unseres Wirtes, dazu bei, der mit wahrer Leidenschaft nicht allein alle schönen Punkte in der Nähe, sondern auch sein Hotel und seine Gäste in immer neuen Gruppen und Zusammenstellungen photographierte. Übrigens leistete er für einen Liebhaber auf

diesem Gebiet wirklich Vorzügliches, und ich verdanke ihm einige ausgezeichnet gelungene Aufnahmen der Fälle und seines Hauses in der anziehenden Umgebung von Fluß und Park. Zum Lobe des Besitzers darf auch nicht unerwähnt bleiben, daß er sich nicht nur auf die Herstellung von Lichtbildern verstand, sondern daß sein Gasthof zu den bestgeleiteten von ganz Natal gehörte. Namentlich die Verpflegung war ausgezeichnet, und wenn die köstlichen Früchte des tropischen Unterlandes hier oben fehlten, so bot die Küche dafür reichen Ersatz in der Menge kräftiger Fleisch- und Eierspeisen, die der Engländer nun einmal, und ich glaube mit Recht, als die Grundlage einer gesunden Ernährung ansieht. Zum Glück überwogen die Braten, die ja in der englischen Art wirklich gut sind, so daß die Scheußlichkeiten der bei diesem Volke üblichen Zubereitung vieler Gerichte uns nur selten begegneten. Eines nur fiel mir und jedem Fremden auf, die ungeheure Menge Thee, die den Gästen des Castle-Hotels bei jeder Gelegenheit und zu jeder Tageszeit vorgesetzt wurde. Um sieben Uhr morgens stellte ein bräunliches Individuum, einer der indischen Diener, eine Tasse Thee auf den Stuhl neben meinem Bette; um neun Uhr zum ersten Frühstück gab es Thee, um elf Uhr, nach dem Mittagessen, um vier Uhr, zu der Abendmahlzeit und noch einmal gegen zehn Uhr abends wurde Thee gereicht, und ich vermute, daß einige dieser Theefanatiker sich nachts wecken ließen, um eine erneute Auflage des ihnen, wie es schien, unentbehrlichen Getränkes zu sich zu nehmen. Der Thee war übrigens wirklich vorzüglich, und die Vorliebe der Hausbewohner für denselben war mir wenigstens insoweit ver-

ständlich, als es sich um ein Erzeugnis ihrer neuen Heimat handelte, das möglicherweise einmal eine Rolle auf dem Weltmarkt zu spielen berufen ist. Obwohl die Ausdehnung des zum Anbau der wertvollen Pflanze benutzten Landes bisher sehr gering ist, schätzte man die Menge der erzeugten Ware schon damals auf mehr als eine halbe Million Pfund. Die bis jetzt angelegten Farmen im Küstenlande sollen nach der Ansicht von Sachverständigen im stande sein, bei vollem Ertrage den Bedarf von ganz Südafrika zu decken. Augenblicklich giebt es deren erst sehr wenige, und die Theekultur vermag somit aller Wahrscheinlichkeit nach noch eine erhebliche Erweiterung zu erfahren. Das Pfund der feinsten Sorte, die von Kennern der guten chinesischen Ware völlig gleichgestellt wurde, kostete im Jahre 1894 im Einzelverkauf in Durban zwei Schilling, also rund zwei Mark, so daß den asiatischen Ursprungsgebieten dieses Genußmittels hier einmal ein gefährlicher Wettbewerb erwachsen kann.

Immerhin mochte sich der starke Theeverbrauch auch dadurch erklären, daß der Wein, der im übrigen Südafrika mit oder ohne Wasser in großen Mengen getrunken wird, in Natal schon recht teuer ist. Das edle Gewächs kommt hier nicht mehr fort, und der Grund für diese auffallende Thatsache ist in dem Auftreten der Regen und in der starken Bewölkung gerade in denjenigen Monaten zu suchen, in welchen die sich entwickelnden Trauben am meisten der Sonne bedürfen. Da übrigens nach verständiger Landessitte in den Hotels dieser Kolonie ein Zwang hinsichtlich des Verbrauchs geistiger Getränke nicht besteht, so empfindet man diese Preiserhöhung in den meisten

Fällen kaum. Und das Leben im Hochlande war trotz der guten Unterkunft und Verpflegung von einer für Südafrika geradezu fabelhaften Billigkeit. Für den Aufenthalt von einer Woche zahlte man fünfunddreißig Schillinge, und für die Familien oder bei mindestens einmonatiger Anwesenheit eines Gastes wurde dieser Preis noch um eine kleine Summe ermäßigt. Das macht auf den Tag für die volle Pension nur fünf Mark, also weniger als in unzähligen deutschen Sommerfrischen in einer bei weitem nicht so großartigen Umgebung. Vergleicht man endlich die Teuerkeit aller Lebensverhältnisse in Großbritannien mit den im Innern dieser Landschaften herrschenden Preisen, so versteht man, warum immer mehr Engländer diese Länder aufzusuchen beginnen, um dem naßkalten Winter ihrer Heimat zu entgehen. Während sie in Italien nach allen Richtungen hin geprellt werden und dazu noch gezwungen sind, unter einem ihnen fremden Volke zu leben, das in den unbeholfenen Reisenden lediglich ein Mittel zur eigenen Bereicherung erblickt, läßt sich eine Reise etwa nach Howick unter Einrechnung der Seefahrt und eines kürzeren Aufenthalts in Durban für die Dauer eines halben Jahres bequem mit dreitausend Mark bestreiten. Dazu braucht der Kurgast hier in keiner Hinsicht seinen Sitten und Gewohnheiten zu entsagen, während er vom Klima nicht die geringsten Unannehmlichkeiten zu befürchten hat.

Selbst die Unterhaltungen und Vergnügungen in diesem wie in andern kleinen Städtchen der Kolonie sind ganz auf das friedliche Landleben zugeschnitten, das ihre Bewohner zu führen pflegen. Einen Teil der Tageszeit

erfordert das Lesen der riesigen Zeitungen und der illustrierten Blätter, ohne die der Engländer nun einmal nicht leben kann. Eine Partie Billard auf einer der gewaltigen, mit Säckchen zum Auffangen der Kugeln versehenen Tafeln, die man selbst hier als deutsche Billards bezeichnet, ab und zu ein Genuß anderer, wenn auch meist nicht hervorragender Art, wie eine schlechte Theateraufführung in Maritzburg, ein kleines Pferderennen und dergleichen, bilden die Höhepunkte der Zerstreuungen in dem Leben der Bewohner von Howick. Wir, d. h. Hansing und ich, zogen dieser Unterhaltung an manchen Abenden einen gemütlichen Skat vor, was man bei Deutschen wohl verzeihlich finden wird.

Wer sich lange im Innern von Natal aufhält, der kann sich außerdem für wenig Geld das Vergnügen häufiger Spazierritte verschaffen. Der Preis eines Pferdes ist sehr gering, und der Besitzer des Tieres hat für die Weide nur eine so mäßige Entschädigung zu zahlen, daß dieselbe fast gar nicht in Betracht kommt. Einen sehr vorteilhaften Pferdekauf hatte ein Angestellter des Hotels abgeschlossen, der ein allerdings zum Reiten noch etwas zu junges Tier für funfzig Mark erworben hatte und es bis übers Jahr auf der Weide stehen lassen wollte, um es von da ab zu benutzen. Für die Futterberechtigung hatte er etwa zwanzig Mark jährlich an die Gemeinde zu zahlen. Allerdings sind in manchen Jahren die Verluste, welche die Pferdesterbe, jene gefährliche Seuche des Nachsommers, im Hochland verursacht, sehr groß. So langte eines Tages ein Mann aus dem Innern der Kolonie an, der von hundert Pferden in ganz kurzer Zeit siebenzig



Castle Hotel.
(Howick.)

verloren hatte. Immerhin ist aber die Zucht des Tieres in dem schönen Graslande mit so geringen Kosten verbunden, daß solche bösen Jahre keinen allzugroßen Schaden für den Besitzer bedeuten. Die während der schlimmen Zeit im Stall gefütterten und bei Tage mäßig bewegten Pferde sollen übrigens auch hier der von der noch immer rätselhaften Krankheit drohenden Gefahr viel weniger ausgesetzt sein als die im Freien weidenden Trupps.

Einen Vereinigungspunkt allerdings muß ich noch erwähnen, an dem beinahe alle männlichen Bewohner des Ortes ihre Erholung zu suchen pflegten, die Bar, der Ausschank des Hotels. Ich will mich hier nicht auf eine Beschreibung der verschiedenen Getränke einlassen, die an dieser Stelle verzapft wurden. Nur eines möchte ich mit einer gewissen Genugthuung betonen. Trotz aller Versuche, die man in Südafrika mit der Herstellung eines trinkbaren Bieres gemacht hat — und ein solches erscheint in diesen durstigen Ländern jedem halbwegs vernünftigen Menschen als ein viel gesunderes Getränk, als alle die englischen B. a. S. oder W. a. S. (Brandy and Soda oder Whisky and Soda), die zu einer förmlichen Charaktereigenschaft vieler Briten in Südafrika geworden sind — trotz aller Brauereiversuche also ist es bis auf den heutigen Tag den Afrikanern weißer Herkunft nicht gelungen, das deutsche Bier zu verdrängen. Im Gegenteil, obgleich eine Flasche dieses nach Pasteurscher Art haltbar gemachten Getränkes im Innern anderthalb bis zwei Mark kostet, verdrängt es sogar das echte, aber dabei sehr schwere Ale Altenglands mehr und mehr, und die englischen Zeitungen dieser Länder sprechen mit einer gewissen Bekümmernis von dem

unaufhaltsamen Siegeszuge, den das deutsche Bier durch ihre Kolonialstaaten angetreten hat. Sie könnten damit ganz zufrieden sein, denn die bei den Angelsachsen so beliebte Massenvertilgung von mehr oder weniger verdünntem Schnaps ist in diesen milden Himmelsstrichen noch entschiedener zu verwerfen, als in der feuchten Nebelluft der britischen Inseln.

Im übrigen geht es in Afrika ähnlich her wie in Europa. Wer ein umgänglicher Mensch ist, wird sich dort wie hier leichter im Verkehr bewegen, als ein schwerfälliger und zurückhaltender Gesellschafter, und wer seine kleinen Schwächen allzu auffällig hervorkehrt, der hat auch unter der Sonne Natals manches auszustehen. Während meines Aufenthalts in Howick befand sich dort solch ein Pechvogel, der bisweilen die Zielscheibe harmloser Neckereien wurde. Er hieß allgemein der Schmetterlingsdoktor, denn von früh bis spät zog er, mit Schachteln, Büchsen und Netzen bewaffnet, auf die Jagd nach den bunten Faltern. Seines Zeichens ein Londoner Arzt, war er, abgesehen von dieser Leidenschaft und einer etwas weitgehenden Empfänglichkeit für ärgerliche Ereignisse, ein liebenswürdiger und zuvorkommender Herr, der sich besonders bei mir stets eingehend nach der Tierwelt unseres südafrikanischen Schutzgebiets erkundigte. Leider verstand er kein Wort deutsch, und ich hatte Mühe, die schauerlichen Verdrehungen zu enträtseln, welche die englische Sprache mit den wissenschaftlichen Tiernamen vornimmt. So fragte er mich eines Tages, ob es in der Gegend von Windhoek auch Peissens gebe; erst nach langer, von lebhaften Ausrufen des Naturforschers unterbrochener

Unterredung wurde mir klar, daß er von dem Python, unsrer dortigen Riesenschlange, sprach. War schon diese Unterhaltung, die mich an die Frage eines Engländers nach der Oper Jurydeiß (Eurydice) erinnerte, ein Beispiel des ergötzlichen Verkehrs, der sich zwischen ihm und uns entwickelte, so war er bei einer andern Gelegenheit der Gegenstand unerschöpflicher Heiterkeit für alle Hotelbewohner.

Furchtbare Töne weckten eines Nachts sämtliche Insassen des Castle Hotels. Ein Geheul, das von verstimmten Trompeten herzurühren schien, und das dumpfe Rasseln einer Blechpauke wurde durch einen höllischen Gesang übertönt, der aus dem nahen Park herüberschallte. Ungewiß, ob es der Kriegsgesang einer einbrechenden Suluhorde oder ein von Nachtgeistern veranstaltetes Konzert sei, was wir da zu so ungewöhnlicher Stunde zu hören bekamen, vernahmen wir plötzlich das laute Schelten des Mr. Simons, der in Anbetracht des zornigen Klanges seiner Stimme mit den Gespenstern auf sehr vertrautem Fuße stand. Gleich darauf zeigten sich diese auch den Augen seiner in ziemlich fragwürdiger Umhüllung an allen Fenstern auftauchenden Gäste. Es waren die indischen Hausdiener, die, im Verein mit einigen Landsleuten, zu Ehren irgend einer Persönlichkeit von göttlichem Rang, welche Beziehungen zum Vollmond zu unterhalten schien, die entsetzliche Katzenmusik aufgeführt hatten. Was wir für Hörner und Gongs gehalten hatten, waren die Gießkannen des Gärtners gewesen, und befriedigt zog sich alles in die Betten zurück. Nur der Doktor leistete einen gräßlichen Schwur, wenn das indische Gesindel ihn noch ein=

mal störe, werde er beim Magistrat die schwerste Freiheitsstrafe für diesen Frevel beantragen, denn die Nachtruhe eines Bürgers von London sei heiliger, als alle Götzen der Welt. Und siehe da, schon in der nächsten Nacht begann der Lärm noch toller, als in der vorhergegangenen, diesmal allerdings auf Bestellung einiger zu einem Witz aufgelegter Herren. Und in der That bewegte sich am andern Morgen ein feierlicher Zug vor das Haus des Magistrats, mit dem Doktor an der Spitze und bestehend aus sämtlichen im Castle Hotel anwesenden Herren. Dort brachte er unter Berufung auf die Verfassung des Vereinigten Königreichs seine Beschwerde vor und war unangenehm überrascht, als ihm der Beamte erklärte, er könne in der Kolonie Natal nicht so ohne weiteres die Diener des Mr. Simons festsetzen, wenn dieselben nichts weiter verbrochen hätten als die von dem Gekränkten geschilderte Unthat. Zum Schluß aber klärte ihn das stürmische Gelächter der Anwesenden über den wahren Sachverhalt auf.

Es gab aber auch ernstere Arbeit für die hohe Justizbehörde von Howick als die eben erzählte. Besonders unter den Indern waren die Spitzbuben keine seltene Erscheinung, und zu jener Zeit saßen sogar einige der braunen Kerle wegen dringenden Mordverdachts hinter Schloß und Riegel. Die Sträflinge und Gefangenen wurden täglich am Hotel vorübergeführt. Auch hier waren ihre Wächter mit dem Kirri und der Assegaie bewaffnete Sulus, und es war eine unnachahmliche Miene der Verachtung, mit der diese schwarzen Herkulesgestalten auf das ihrer Obhut anvertraute Volk herabblickten.

Nur zu bald leider nahm der Aufenthalt in dem schönen Hochlande für mich ein Ende. Am 16. April erhielt ich ein Telegramm aus Port Elisabeth, in dem mir mein Freund Köhler, der einen Landtermin im Groß-Namalande kurz zuvor glücklich beendet hatte, die Nachricht zugehen ließ, er werde in einigen Tagen in Durban eintreffen. Da wir gemeinsam über Sansibar zurückzukehren beabsichtigten, so mußte ich Howick möglichst bald verlassen und nach der Küste zurückkehren.

Man darf sich nicht wundern, wenn man während einer Reise in Südafrika häufig Telegramme aus andern Staaten und Kolonien dieses Ländergebiets erhält. Entsprechend der richtigen Anschauung, daß jede Erleichterung des Verkehrs sich unmittelbar zu lohnen pflegt, haben die verschiedenen Regierungen einen Einheitssatz für alle unter ihrer Oberhoheit stehenden Landschaften festgesetzt. Gewiß eine nachahmenswerte Einrichtung für die mit einander in lebhaftem Verkehr stehenden Nachbarstaaten anderer Erdteile.

Zu meinem Bedauern hatte ich auf die Bereisung der Hochgebirge verzichten müssen, die sich an der westlichen Grenze dieses zum indischen Ozean absinkenden Landes zu Alpenhöhe erheben. Eine Untersuchung dieser Gegenden, die außerdem Mittel erfordert, wie ich sie nicht besaß, ist unter einigen Monaten nicht mit Erfolg durchzuführen. So waren es nur die letzten Ausläufer einer östlichen Kette, die ich bei meinen Fußwanderungen zu Gesicht bekommen habe. Da sie aber über einem Hochlande von mehr als zwölfhundert Meter Seehöhe aufstiegen, so war ihr Anblick nicht viel anders, als der eines

friedlichen mitteldeutschen Gebirgszuges. Nur die Klarheit der durchsichtigen Luft und die Glut des Abendhimmels, von dem sich die Berge wie dunkelblaue Schatten abhoben, verrieten, daß es afrikanische Höhen waren, die vor mir lagen.

Am 18. April verließ ich das Hochland. Infolge der Dauer meines Aufenthaltes trug der Abschied von den Hausgenossen im Castle Hotel einen freundschaftlichen Charakter, und noch als unser Wagen über die Umgenibrücke rollte, ertönte plötzlich aus dem Gebüsch am Flusse, einem Indianergeheul vergleichbar, das good bye der ganzen dort wohnenden Kinderschar, geführt von der wilden Grace Hope und ihrem Bruder. Eine Stunde später saß ich im Zuge und genoß noch einmal den großartigen Anblick von der Höhe über das Thal von Maritzburg mit seinem Tafelberg. Ehe wir an den zweiten Absturz gelangten, war es dunkel geworden, und trotz des Mondlichtes, das auf den Berggipfeln von Bootha Hill lag, war von den Thälern nur wenig zu erblicken, denn nächtliche Nebel erfüllten die schwindelnde Tiefe mit ihrem dichten, weißen Gewoge und schwebten hoch hinauf an den jenseitigen Gebirgsrändern, ein Zeichen des nahenden Spätherbstes, dessen Kühle ich bei geöffnetem Fenster deutlich genug verspürte. Erst als ich in Durban neben dem plätschernden Brunnen unter den im Abendwind raschelnden Wedeln der Palmen und Baumfarnen des Hotelgartens saß, empfand ich wieder die ganze Milde einer wahren Tropennacht. Hier fühlt man selbst in dieser vorgeschrittenen Jahreszeit und zu später Nachtstunde, wie die weiche Luft wie eine warme Decke über der Stadt

und ihren Gärten ruht. Ganz leise nur wird sie durch den schwachen Hauch bewegt, den die Hügel im Westen zeitweise zum Meere herabsenden.





9. Kapitel.

Port Natal.

Am Nachmittag des folgenden Tages wurde die Ankunft der „Roslin Castle" gemeldet. Ich begab mich sofort an den Strand, aber es dauerte noch mehrere Stunden, bis der Brandungsdampfer mit seiner Ladung von Menschen und Koffern am Zollgebäude anlegte.

Unter den ersten, die über die Landungsbrücke drängten, befand sich Herr Köhler, und in die Freude des Wiedersehens mischte sich für uns beide ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß unser Plan, die Rückreise zusammen anzutreten, nun trotz aller ihm bisher erwachsenen Schwierigkeiten ausgeführt werden konnte. Ein großer Teil der Angekommenen ließ sich von den Rickschahkaffern nach dem Royal Hotel befördern. Und als wir in einem der hell erleuchteten Säle beim Abendessen saßen und sahen, wie die beturbanten Diener zwischen den dicht besetzten Tischen, an denen die Laute verschiedener europäischer Sprachen erklangen, unhörbar hin- und hereilten, da kam uns recht deutlich zum Bewußtsein, daß hier doch

etwas von dem Regen des Weltverkehrs zu verspüren sei, der auch mittlere Hafenplätze in Lebens- und Anschauungsweise ihrer Bewohner weit über den Rang mancher binnenländischen Großstadt emporhebt.

Wer längere Zeit in einem Orte wie Durban verweilt, hat beim Eintreffen fast eines jeden Postdampfers Gelegenheit, das Wachsen des Einflusses zu beobachten, den unsre Landsleute sich auch in diesen östlichen Ländern Südafrikas errungen haben. Auffallend genug ist, wie wir dabei so oft plötzlich zwischen den uns Begegnenden und uns selber Beziehungen aller Art auffinden, die von der durch den heutigen Verkehr geschaffenen Kleinheit der Welt Zeugnis ablegen.

So lernte ich in einem wegen seiner deutschen Gesinnung mir sehr angenehmen hohen Beamten des Sululandes den Schwager eines Jugendfreundes kennen, der von uns Tertianern wegen seiner Herkunft aus dem Kaffernlande als eine Art höheres Wesen verehrt worden war. Köhler aber entdeckte in dem im Beech Hotel abgestiegenen Forstmeister des Johannesburgdistrikts einen langjährigen Mitschüler aus dem Nassauischen.

Unter den mit der „Roslin Castle" Angekommenen befand sich auch ein Herr, den ich bereits in Port Elisabeth kennen gelernt hatte. Seines Zeichens war er ein Handlungsreisender. Gegenüber dem Vorurteil, das diesen Leuten so oft entgegengebracht wird, kann ich versichern, daß Männer dieses Schlages mehr als mancher diplomatische Vertreter dazu beitragen, den Ruf und den zunehmenden Einfluß des deutschen Volkes im Auslande zu fördern. Mein Bekannter war seit Jahren ununterbrochen

in allen Teilen der Erde unterwegs gewesen, um für eine große Eisenfirma neue Absatzwege zu öffnen. Er ging dabei sehr zielbewußt vor. So hatte er in Durban eine leere Wohnung gemietet und in dieser eine mehrwöchige Ausstellung der von seinen Auftraggebern zu beziehenden Waren veranstaltet. Köhler und ich, die wir unter seiner Führung die Räume besuchten, waren angenehm überrascht hier, wie an so manchen Plätzen Afrikas, Werkzeugen und anderen Gebrauchsgegenständen zu begegnen, die nach der Meinung vieler Engländer nur von britischen Häusern geliefert werden. In solchen wandernden Musterlagern können diese Leute sich überzeugen, daß sie viele Dinge in gleicher Güte, dabei aber womöglich für geringeren Preis auch aus Deutschland erhalten können. Berücksichtigt man ferner, daß der englische Kaufmann nur selten eine andere als seine Muttersprache spricht, der deutsche Handlungsreisende im Auslande dagegen stets mehrere Sprachen beherrscht, so erklären sich die Erfolge, welche der Handel unseres Vaterlandes selbst in rein englischen Kolonien zu verzeichnen hat. Ein triftiger Grund jedenfalls für unsere Landsleute, bei diesen bewährten Grundsätzen zu bleiben und den Wettkampf mit dem in seiner Leistungsfähigkeit vielfach überschätzten Fabrikgewerbe Großbritanniens mutig aufzunehmen.

Ich darf nicht verschweigen, daß auch eine weniger nützliche Sorte von Reisenden bereits unter den Südafrika durchwandernden Leuten sich zu zeigen beginnt, meist vertreten durch übermäßig reiche Söhne Albions. Ich meine die Weltbummler, für die der Engländer den bezeichnenden Namen „globe-trotter“ erfunden hat.

Diese Menschen suchen aus Mangel an irgend welcher berufsmäßigen Beschäftigung die entlegensten Länder auf, in denen sie bequeme Beförderungsmittel, gute Hotels und geldgierige Führer finden, welche ihnen die Sehenswürdigkeiten der von ihnen berührten Gegenden im Fluge vorführen. Der richtige Weltbummler kennt keinen andern Daseinszweck als den, gut zu essen und noch besser zu trinken, nur beileibe nicht alle Jahre in demselben Lande. Er fühlt sich kreuzunglücklich, wenn er einen ganzen Winter in Kairo zubringen sollte, ohne mindestens einen mehrmonatigen Abstecher nach dem Ganges oder nach Batavia gemacht zu haben. Noch tiefer würde er gekränkt werden, wenn man ihm zumuten wollte, sich ernstlich mit der Geschichte und dem wirtschaftlichen Leben der Völker zu beschäftigen, in deren Wohnsitzen er gerade verweilt. Ich machte eines Tages mit einem solchen trotz seines Reichtums bedauernswerten Geschöpf einen Ausflug, der uns ein Stück Weges über Pinetown hinausführte. Kaum hatten wir die letzten Bananenfelder vor den Thoren von Durban hinter uns, als der Kerl mich durch die Frage in innerlichen Grimm versetzte: „Aoh, is das hier noch die Kolonie Natal?" Ich hatte genug und überließ den edeln Briten der Fürsorge der anderen Herren, denen es stets ein besonderes Vergnügen machte, ihn zu hänseln.

Für einige Zerstreuung an den langen Abenden war durch Vergnügungen verschiedener Art gesorgt. Sogar der Wohlthätigkeitsvorstellung eines Liebhabertheaters schenkten wir um des guten Zweckes willen die Ehre unsres Besuchs. Das aufgeführte Stück war eine der

sinn- und geschmacklosen Burlesken, an denen nur ein richtiger Abkömmling John Bulls Gefallen finden kann. Das einzig Bemerkenswerte war, daß die Rollen einiger indischer Priester von ein paar waschechten Bräunlingen aus dem schmutzigen Asiatenviertel gegeben wurden, die man allerdings einer gründlichen Reinigung unterzogen hatte, ehe sie in ihre phantastische Gewandung gesteckt waren.

Besser, als diese europäische Affenkomödie, ließen sich die Vorstellungen an, die ab und zu von indischen Gauklern auf dem schattigen Hofe des Royal Hotels veranstaltet wurden. An Geschicklichkeit übertrafen diese Leute, die unmittelbar vor der zuschauenden Menge ihre Kunststücke vornahmen, alles, was ich jemals von europäischen Taschenspielern habe ausführen sehen. Nur ihre Schlangen, die sie in einem runden Korbe mit sich führten, wälzten sich träge bis vor die Füße der im Kreis umhersitzenden Damen, ohne sich irgendwie bei der Schaustellung nützlich zu machen. Ich bin deshalb bei dieser Gelegenheit nie den Verdacht losgeworden, daß das Auslegen von einigen dieser Tiere auf den Steinfliesen des Hofes lediglich den Zweck hatte, die Aufmerksamkeit der zunächst Sitzenden von den in der Mitte des Kreises hockenden Zauberkünstlern ein wenig abzulenken.

Durch die Gefälligkeit des deutschen Konsuls hatten wir Einlaßkarten zu einem in der Stadthalle abgehaltenen Privatkonzert erhalten. Nach Köhlers in musikalischen Dingen maßgebendem Urteil waren die Leistungen nicht schlecht. Ich selbst zog, offen gestanden, die Abendkonzerte der Militärkapelle in dem Garten des Stadthauses solchen

Kunstgenüssen vor. Fanden diese mehrmals in der Woche statt, so konnte man dagegen allabendlich die lärmende Musik der Heilsarmee in den Straßen vernehmen. Unter kriegerischen Gesängen zog sie durch die belebteren Viertel von Port Natal, um reuige Seelen für den Heerbann des General Booth einzufangen. Von Zeit zu Zeit wurde an irgend einer Ecke Halt gemacht, und unter dem Anstimmen eines marschartigen Chorals begann ein öffentlicher Gottesdienst, der reichlich Gelegenheit bot, die Gesichter der Teilnehmer zu studieren. Zwar überwogen auch in Durban unter den Betern die stumpfen Züge der Farbigen, doch war die Beteiligung von Weißen hier, auf rein englischem Boden, immerhin größer als in den vorwiegend holländischen Landschaften der westlichen Kapkolonie.

Es ist ein merkwürdiger Auswuchs des religiösen Lebens, diese Heilsarmee, und ich vermute fast, daß sie ihre nicht zu unterschätzende Verbreitung in ihrem Ursprungslande niemals gewonnen haben würde, wäre nicht die Art der in England bestehenden Religionsübung so voll von erbärmlicher Heuchelei. Nichts ist in dieser Beziehung bezeichnender als die „Heiligung" des Sonntags bei dem jenem Königreiche entstammenden Volke. Bleierne Langeweile liegt an einem solchen Tage über der Stadt. Kein Geschäft ist auch nur eine Minute lang geöffnet, kein Vorhang in einem der Läden wird gelüftet, alle Straßen sind wie ausgestorben und tot. Dreimal womöglich wandert alles in die Kirche, um dem halbkatholischen Gottesdienst beizuwohnen. Doch das alles ließe sich noch verteidigen, wenn darunter nicht gerade die wahre

Heiligkeit des Tages für das niedere Volk so gründlich zum Teufel ginge. Der englische Sonntag ist ein Tag der Ruhe für den Vornehmen und Wohlhabenden, der behaglich zwischen seinen vier Pfählen sitzt, in denen er außerdem thun kann, was er will, da ihn die hohe Polizei dort nicht stört. Was soll aber der Arme machen, der an diesem einzigen freien Tage nicht weiß, was beginnen? Er möchte vielleicht ein Museum besuchen. Aber die Museen sind geschlossen. Er will einen Ausflug machen. Schön, aber er kann froh sein, wenn es ihm draußen auf dem Lande gelingt, eine kleine Erfrischung zu erhalten. So bleibt den unglücklichen Minderbemittelten, die kein Landhaus ihr eigen nennen, nichts übrig, als sich heimlich zu besaufen. Es thut mir leid, aber ich finde kein anderes Wort dafür, denn Trinken kann man diese Massenvertilgung von Schnaps nicht nennen, die man an der heimlich geöffneten Bar der Wirtshäuser an solchen Tagen beobachten kann. Ich habe in Natal niemals so viel Betrunkene gesehen wie gerade an kirchlichen Festtagen, und es waren nicht etwa immer nur die Angehörigen der untersten Stände. Auch der auf das Hotelleben angewiesene Reisende ist durch die allmächtige Sitte gebunden, und ich habe manchen bitterbösen Blick aufgefangen, wenn ich die endlosen Sonntage benutzte, um einen Brief zu schreiben. Eines Nachmittags, als ich nach achtstündiger Eisenbahnfahrt in Durban eintraf, hätte man mich beinahe verhungern lassen. Es war eben Sonntag, und da gab es nach dem Frühstück vor neun Uhr abends nichts mehr zu essen, ich aber hatte seit dem vergangenen Abend nichts genossen. Schließlich gelang es mir, durch

einen mitleidigen mohammedanischen Kellner des Royal Hotels ein paar Butterbrote zu erlangen, die er mir so heimlich auf mein Zimmer brachte, als ob es sich um eine strafbare That schlimmster Art handelte.

Das Tollste und zugleich das Abstoßendste aber, was ich von der mit der englischen Festtagsheiligung verbundenen Heuchelei erlebt habe, war folgendes. Am ersten Osterfeiertag fand ein kirchliches Konzert statt. Unter den Sängern und Sängerinnen, welche in demselben mitwirkten, befanden sich auch die Mitglieder einer Tingeltangeltruppe, die in Natal gerade zu jener Zeit Vorstellungen veranstaltete. Es muß ein besonderer Genuß für die fromme Gesellschaft von Durban gewesen sein, an diesem Tage dieselben Dämchen, denen sie in der Woche zuvor gelauscht hatten, wenn sie in sehr hochgeschürzten Röckchen ihre Chansons vortrugen, Hymnen zur Ehre Gottes anstimmen zu hören. Desselben Gottes, von dem die Engländer annehmen, daß er ihrer scheinheiligen Selbstsucht besondern Vorschub leisten müsse, wenn sie nur in den starren und ganz auf das Äußere gerichteten Formen des ihrem Charakter offenbar sehr nahestehenden Alten Testaments ihm ihre Verehrung bezeugten.

Auch an den Werktagen begannen übrigens die Straßen von Durban gegen Abend sich zu leeren. Nach fünf Uhr, wenn nach südafrikanischer Sitte fast alle Geschäfte geschlossen hatten, starb ein Teil der Stadt förmlich aus. Die wenigsten irgendwie bemittelten Europäer lieben es, sich länger als nötig im Orte aufzuhalten, und viele von ihnen sind in der glücklichen Lage, eigene Landhäuser auf der Berea ihr eigen zu nennen. Unter der Berea versteht

man den niedrigen Höhenzug, der den Hafen in weitem Bogen umgiebt, und während unten in der Nähe des Wassers die Luft ziemlich eingeschlossen ist, hat man auf der Hügelkette besonders gegen Abend stets einen frischen Hauch, der auch in der wärmeren Jahreszeit den Aufenthalt daselbst zu einem ganz erträglichen werden läßt.

Das schönste freilich ist der Rundblick, den man von den Höhen der Berea aus genießt. Der Weg dorthin führt in langsamer Steigung über freie Grasflächen und vorüber an dichten Gehölzen fremdartiger Bäume auf eine Allee von hohen Bambusstauden zu, deren Laub zehn Meter über unsern Köpfen im Winde raschelt wie ein riesenhaftes Schilfröhricht. Weiter hinauf durchzieht die Straße, die bis zur Höhe von einer Pferdebahn befahren wird, eine ununterbrochene Folge herrlicher Gärten, deren Pflanzenbestände und Blumenbeete die schönsten Gewächse Europas, Afrikas und Südasiens zu anziehenden Gruppen vereinigen. Wo aber eine Lücke in dem dichten Laubwerk den Blick in die Tiefe gestattet, da schweift das Auge weit über die grüne Niederung hinaus auf das sonnige Meer. Als Köhler und ich noch in den letzten Tagen vor unserer Abreise eine Spazierfahrt nach Umgeni unternahmen, da sahen wir draußen auf den stahlblauen Wogen des Ozeans den weißen Rumpf der „Roslin Castle" schaukeln, aber der mächtige Schiffskörper nahm sich, von der Höhe gesehen, aus wie eines jener zierlichen Fahrzeuge, welche um die Weihnachtszeit in den Schaufenstern der Läden erscheinen.

Das Dorf Umgeni liegt ein wenig oberhalb der Mündung des gleichnamigen Flusses und bildet einen beliebten Ausflugsort für die Bewohner der Stadt, da man es



Park bei Durban.

auch mit der Bahn bequem erreichen kann. Ich habe die kleine Niederlassung öfters besucht, da man in ihrer Umgegend die wichtigsten Plantagenbetriebe des Küstenlandes am besten kennen lernen kann. Besonders die ausgedehnten Zuckerrohrfelder ziehen die Aufmerksamkeit auf sich. Bis zu doppelter Mannshöhe wächst das von den Pflanzen gebildete dichte Gebüsch auf, und Hunderte von indischen Kulis, an einzelnen Stellen auch eine Schar schwarzer Arbeiter, sind in diesen Pflanzungen bis spät zum Abend thätig. Andere sind in den Bananenanlagen mit der verhältnismäßig leichten Arbeit beschäftigt, die großen Trauben mit den gelbgrünen Früchten auszusuchen und abzuschneiden, die dann in ungeheuren Mengen auf dem Markt der Stadt zum Verkaufe gelangen. Gerade die verschiedenen Sorten der Natalbanane zeichnen sich durch großen Wohlgeschmack vor vielen ihrer Verwandten aus, und wer sich an den Genuß der gesunden und angenehmen Frucht gewöhnen will, dem wird das in dieser Gegend nicht allzu schwer werden. Im allgemeinen gilt nämlich von der Banane wie von manchen andern tropischen Genußmitteln, daß die meisten Menschen längere Zeit gebrauchen, ehe sie ihnen geradezu unentbehrlich erscheint. Ich kenne überhaupt in diesen Ländern nur zwei Gewächse, deren Erzeugnisse ohne weiteres einem jeden munden, die Orange und vor allem die köstliche Ananas Südostafrikas. Von letzterer bekam man einige Dutzend für eine Mark, und man kann sich denken, wie eifrig alle Insassen des Hotels dieser edelsten aller Früchte zusprachen. Die indischen Diener besaßen eine ganz besondere Gewandtheit darin, für den Gast eine ganze Ananas in einigen Minuten so gut zu

schälen, daß dieser nur nötig hatte, die ihm am meisten zusagenden Stücke abzuschneiden und zu genießen. Ich habe in keinem Tropengebiet so verlockende Ananas wiedergefunden, wie in Natal, selbst in Sansibar nicht, dessen Früchte zwar süßer waren, denen aber der unvergleichliche Duft der südostafrikanischen fehlte.

In der Umgeni sollten sich unterhalb des Dorfes noch vier Flußpferde befinden, deren kostbares Leben angeblich durch eine strenge Verfügung der Regierung sichergestellt war. Ob sie sich wirklich dort aufhielten, weiß ich nicht. Jedenfalls ist das afrikanische Hochwild in diesen ziemlich dicht bevölkerten Teilen der englischen Besitzungen sehr selten geworden, noch viel seltener als auf den ausgedehnten Hochflächen des Transvaal und des Betschuanalandes. Schade, denn in die Landschaft, die man auf der von Umgeni durch die Niederungen nach der Stadt führenden Landstraße durchfährt, würden einige Vertreter dieser von hier längst verschwundenen Tierwelt erst die rechte Stimmung hineintragen. Auf diesen Grasflächen mit ihren kleinen Waldbeständen und ihren mächtigen Kandelabereuphorbien und in der Nähe jener ruinenhaften Moschee, die in der Abenddämmerung aus dem Gebüsch hervorlugt, müßten die Riesen des afrikanischen Waldes einherwandeln wie vor einem Menschenalter. Statt dessen klappert ein friedlicher Karren vor uns her, auf dem ein Kuli eine Ladung Gemüse für den morgigen Markt zur Stadt bringt, und das Rollen des Bahnzuges, das über die Küstenwälder zu uns herschallt, verkündet, daß eine neue Zeit ihren Einzug in die ehemalige Wildnis gehalten hat.

Unter dem Zeichen der beginnenden Kultur könnte Natal einen gewaltigen Aufschwung nehmen, wenn sich seine weiße Bevölkerung mit voller Kraft an die Arbeit machen wollte, die stets sich erneuernden Schätze zu heben, die in dem fruchtbaren Boden des Tieflandes und in den unermeßlichen Weidelandschaften des Innern verborgen liegen. Statt dessen hat auch sie sich von dem Hasten und Drängen mitreißen lassen, das einem Fieber gleich die Europäer Südafrikas ergriff, als die Goldfunde von Transvaal in bis vor kurzem menschenleeren Gegenden eine neue Stadt mit allem Luxus und allen Lastern europäischer Großhandelsplätze entstehen ließen. Von den rund dreiundvierzigtausend Weißen, die man bei der letzten Volkszählung im Jahre 1891 zählte, wohnen beinahe zwei Drittel in den größeren Ortschaften und fast die Hälfte allein in Durban und Pietermaritzburg. Und das in einem Lande, das sich besser als irgend ein anderes südafrikanisches Gebiet zur Viehzucht und zum Ackerbau eignet. Man hat in gefährlicher Verkennung dieser Thatsache alles daranzuwenden gesucht, um im Verkehr mit den Goldfeldern von Johannesburg andern Gegenden den Rang abzulaufen. Seit die Delagoabahn vollendet ist, wird Natal als Durchgangsgebiet von Jahr zu Jahr an Bedeutung verlieren. Es wird sich auf seine eigentlichen Aufgaben besinnen und wird, eine glückliche Lösung der Eingebornenfrage vorausgesetzt, der erste landwirtschaftliche Staat von ganz Südafrika werden.

Vorläufig ist man noch weit von dieser Erkenntnis entfernt. Der Bau der Wellenbrecher, welche das Einlaufen größerer Schiffe in den innern Hafen ermöglichen

sollten, hat bereits wahre Unsummen verschlungen. Anstatt die Barre unschädlich werden zu sehen, überzeugte man sich, daß mit dem Vorrücken der beiden riesigen Steinwälle diese sich ebenfalls weiter in die See hinaus schob. Vorläufig ist also an ein regelmäßiges Einlaufen der großen Dampfer in das innere Becken nicht zu denken, und der Wechsel des Wasserstandes über der Untiefe ist ein weiterer Nachteil, den man in Kauf nehmen muß. Die Thatsache, daß im Sommer dieser Breiten der mittlere Wasserstand um ein halbes Meter höher zu sein scheint als in der entgegengesetzten Jahreszeit, schreibe ich der Einwirkung der dann vorwaltenden Monsunwinde zu, welche die Wassermassen in dem nach Nordosten geöffneten Kanal zwischen den Dämmen und im eigentlichen Hafen aufstauen.

Den beiden Wellenbrechern galt ein Besuch, den Köhler und ich den Hafenbauten unter Führung des Herrn Schjöth, eines sehr unterrichteten Norwegers, machten. An der äußersten Spitze des aus ungeheuren Blöcken aufgemauerten Walles stehend empfängt man einen ähnlichen Eindruck, wie unterhalb eines mächtigen Wasserfalles. Nur ist der Anblick der an den Mauern und drüben an den Felsen des Leuchtturmes emporstürmenden See fast noch überwältigender, denn hier fehlt der feste Stützpunkt, den dort die Umgebung dem Auge gewährt. Über die schwer von draußen heran rollenden Wogen hinweg schaut man auf eine unruhig bewegte, endlose Folge von dunkeln Wellenkämmen hinaus, über denen in der Ferne hin und wieder das auf und niedersteigende Segel eines Schiffes oder die schwärzliche Rauchsäule eines Dampfers sichtbar

wird. Um uns zu verständigen, müssen wir unsre Stimme zu einem lauten Geschrei erheben, denn das Brüllen und Lärmen der in weißen Gischt zusammenstürzenden Brandung ist so gewaltig, daß jedes gesprochene Wort unhörbar in dem Getöse verhallt. Natürlich geht es dabei nicht ohne einige derbe Spritzer ab, und erst an einer der am Hafen befindlichen Bars vermochten wir unsere durchnäßten Röcke ein wenig zu trocknen.

Der gewöhnliche am Strande entlang führende Weg, der wegen des frischen Seewindes ziemlich viel von Spaziergängern aufgesucht wird, ist von der Stadt durch eine sandige Anhöhe getrennt. Oben liegt neben einigen anderen Bauten das Beech Hotel, auf dessen Veranda wir in den letzten Tagen unseres Aufenthalts in Natal öfters einige Stunden zubrachten, um die kühle Luft und die Aussicht auf den in wechselnder Beleuchtung schimmernden Ozean zu genießen. Diese niedrige Bodenwelle ist es, welche die Luft in der Stadt drückend erscheinen läßt, denn wie sie dem Seewind den Zutritt in die Straßen verwehrt, so hindert sie auch den Austritt der über dem Binnenhafen sich entwickelnden Luftfeuchtigkeit nach Beginn der Dunkelheit, so daß die Nacht innerhalb des Ortes schwüler ist als selbst am Fuße der Bereahügel.

Nebenbei galt der häufige Besuch des Strandes dem Ausschauen nach unserm sehnlichst erwarteten Schiff. Hätten wir ahnen können, daß sich der deutsche Postdampfer fast um eine volle Woche verspäten würde, so hätten wir noch einen mehrtägigen Ausflug in das Innere der Kolonie unternommen. Aber auf unsere Frage, wann denn der „Bundesrat“ eintreffen werde, wurden uns in der Agentur

stets so unbestimmte Antworten zu teil, daß wir nicht wagen durften, länger als auf einen Tag die Stadt zu verlassen.

Ich kann nicht umhin, dies Verfahren für sehr unrichtig zu erklären, denn ich bin überzeugt, daß man uns genauere Auskunft über den augenblicklichen Aufenthaltsort des Dampfers hätte geben können, wenn man eben die Unkosten für eine Depesche nach Sansibar oder Mosambik angewandt hätte. Das Schiff war zwar, ohne daß seine Führung irgend welche Schuld traf, infolge des Beiramfestes an der ostafrikanischen Küste aufgehalten worden, aber ich vermag nicht einzusehen, warum man den Reisenden diesen Umstand durchaus verschweigen mußte. Ich erinnere mich, daß einige Passagiere, die ursprünglich die ihnen zusagende Fahrgelegenheit benutzen wollten, wegen der Ungewißheit, in der man sie ließ, vorzogen auf einem englischen Dampfer zu reisen.

Endlich, als wir des unnützen Wartens im höchsten Grade überdrüssig zu werden begannen, wurde uns gemeldet, der „Bundesrat“ sei soeben eingetroffen und liege bereits auf der Reede. Da uns bis zum Abgang des Schiffes noch zwei Tage blieben, so hatten wir reichlich Muße, unsere Ausrüstung für die Fahrt auf einem tropischen Meere zu vervollständigen. Es giebt in Durban mehrere Läden, die alles hierzu Nötige führen, und ich war, wie schon früher in Kapstadt, auch hier wieder überrascht zu sehen, wie recht gute Waren hier kaum viel teurer berechnet wurden als in Europa. Unter anderm kostete in dem ersten dieser Geschäfte ein feines Kaschmirhemd 8,50 Mk., die beste Sorte von weißen Schiffsjacken

7,50 Mk., und für einen rindsledernen Handkoffer von ganz besonders guter Arbeit bezahlte ich nicht mehr als 49 Mk., also etwa dieselbe Summe wie in jeder bessern Berliner Handlung.

Als Tag der Abfahrt war der 29. April festgesetzt. Wir hatten also annähernd anderthalb Wochen in Durban zugebracht, und als es kurz vorher abermals hieß, der Beginn der Reise werde sich vielleicht noch einmal um vierundzwanzig Stunden verzögern, da erklärten Köhler und ich, wir wünschten auf jeden Fall am Vormittag des 29. an Bord zu gehen. Wem es auffallend erscheint, daß wir auf diese Weise Gefahr liefen, einen ganzen Tag lang bei ziemlich hohem Seegang hin und her zu schaukeln, der wird uns vielleicht verstehen, wenn er erfährt, daß dieser Tag auf einen Sonntag fiel. Wir wollten aber lieber alle Unbequemlichkeiten des Liegens auf offener Reede ertragen, als noch einmal einen dieser fürchterlichen Feiertage an Land zubringen. Unserm Verlangen wurde denn auch Rechnung getragen, und um zehn Uhr morgens setzte der schwerbepackte Hotelwagen seine Passagiere am Hafen ab. Ehe das Gepäck der zahlreichen Reisenden, die in der Landungshalle warteten, auf den kleinen Brandungsdampfer geschafft war, vergingen indessen noch reichlich zwei Stunden. Endlich setzte sich das kleine Schiff in Bewegung, und nach einer halbstündigen Fahrt durch den Gischt der Brandung und über die hochgehenden Wogen der unruhigen See befanden wir uns an Bord des „Bundesrat“ von der deutschen Ostafrikalinie, der uns die nächsten vier Wochen hindurch beherbergen sollte.

Nachdem unsre Koffer glücklich übergeladen waren,

begannen wir uns als reiseerfahrene Leute sofort genau umzuschauen. Von einer sehr vernünftigen Einrichtung hatten wir noch, bevor wir Durban verließen, auf Anraten des Herrn Münder, österreichischen Konsuls und Inhabers der Dampferagentur, Gebrauch gemacht. Sie versetzte uns in die Lage, während der ganzen Reise mit Ruhe der oft ziemlich rücksichtslos gehandhabten Verladung und Umfrachtung unseres Gepäcks zuzuschauen. Für zehn Mark nämlich erhält jeder Reisende einen Versicherungsschein im Betrage von zweitausend Mark für sein gesamtes persönliches Frachtgut gegen die häufigen Unfälle und Beschädigungen, welche die Gegenstände beim Ein- und Ausschiffen erleiden können. Die Besorgnis, daß ein wichtiges Stück aus den Ketten der Krähne ins Wasser gleiten könne, störte uns daher nicht weiter, und wir, d. h. in diesem Falle Köhler und ich, richteten uns so behaglich als möglich in unsrer auf der Steuerbordseite gelegenen Kabine ein, ehe wir im Speisesaal erschienen. Ich erwähne hier ausdrücklich, daß der von uns mit Beschlag belegte Raum sich rechts befand, weil ich meinem Gefährten mit dieser Wahl den Beweis gegeben hatte, daß geographische Überlegung bisweilen auch in Kleinigkeiten von sehr großem Werte ist. Wer eine längere Seefahrt in tropischen Meeren unternimmt, der berücksichtige bei der Auswahl einer Kabine stets die Fahrtrichtung des Schiffes und wähle dann eine solche, die womöglich während der ganzen Dauer der Reise nur von der Morgensonne getroffen wird. Es giebt nichts Schrecklicheres, als die ersten Nachtstunden in einem Raume zubringen zu müssen, dessen eiserne Wände von der

Abendsonne durchglüht sind, während die Ostseite des Schiffes im Laufe des Nachmittags wenigstens die unmittelbar von der Bestrahlung herrührende Wärme wieder verliert.

Nur sehr allmählich lichtete sich das Gewirr von Frachtstücken, die auf dem Deck umherlagen, und erst, als gegen Abend das Brandungsboot sein letztes Zeichen ertönen ließ, nahm auch das Gedränge an Bord etwas ab. Bei dem hohen Seegange, der den ganzen Tag über herrschte, hatten die meisten unserer Mitreisenden bereits ihre Lagerstätten aufgesucht, und nur eine wackere Tafelrunde von deutschen Männern, denen sich in der Person eines Herrn Harmening ein echter Holländer, d. h. ein europäischer, aber aus Johannesburg kommender junger Kaufmann angeschlossen, blieb noch eine Weile beisammen, als gegen neun Uhr die Schraube ihre Thätigkeit begonnen hatte. Um nicht in der nächstfolgenden Nacht vor Delagoabai einzutreffen, ließ Kapitän Stahl fürs erste nur mit Halbdampf arbeiten, und während das Schiff langsam nach Norden zog, umfing auch uns bald der tiefe Schlaf, der allen Seereisenden die angenehmste Erinnerung zu bleiben pflegt.





10. Kapitel.

Die Häfen zweier Goldländer.

Der auf die Abreise folgende Tag war ein richtiger blauer Montag. Nicht nur die Stimmung verschiedener Reisender ließ sich infolge des Seegangs als katzenjämmerlich bezeichnen, sondern auch das Wetter war ganz so, wie es Scheffel just das rechte zum Abschiednehmen nennt. In Strömen prasselte der Regen auf das Segeldach des Hinterdecks, und wenn eine Bö uns mit einem besonders starken Guß überschüttete, dann konnte man trotz des Windgeheuls sogar das klatschende Aufschlagen der unzähligen Tropfen auf die ringsumher wogende Wasserfläche vernehmen. Die Küste des Sululandes mit ihren Bergen und Flußthälern konnten wir nur schwach und undeutlich durch die dichten Regenschleier wahrnehmen, und in der Gegend, in welcher sich die flacheren Ufer der Santa Luciabai nach Norden ziehen, entschwand sie gänzlich vor unsern suchenden Blicken. In diesen Gewässern, vielleicht an derselben Stelle, an der wir uns befanden, hatte sich wenige Wochen vorher ein furchtbares Unglück ereignet. Der zu unsrer Linie ge=

hörende Küstendampfer „Emin" war hier mit seiner ganzen Besatzung verschwunden, und ein abgesprengtes Stück der Kommandobrücke, das einzige Überbleibsel des Schiffes, das man einige Tage nachher aufgefischt hatte, gab Grund zu der Vermutung, daß eine Kesselexplosion den Untergang des Schiffes beschleunigt habe.

Der „Bundesrat" zeigte bei der hohen See, die uns an diesem ersten Tage der Fahrt so unvermutet überrascht hatte, eine Eigenschaft, die uns mit manchen ihm anhaftenden Schattenseiten einigermaßen aussöhnte. Er stampfte nämlich kaum merklich, und sowohl Köhler wie mir war diese Art der Bewegung weit unangenehmer, als das gleichmäßige Rollen, das heißt die seitliche Bewegung des Schiffes, in der es allerdings an diesem Tage Hervorragendes leistete. Sein Schlingern wurde zeitweis so heftig, daß wir, die wir längere Zeit nicht mehr ein so starkes Schwanken eines Fahrzeuges gewohnt waren, an den um das Rauchzimmer laufenden Geländern standen und, in unser Schicksal ergeben, den baldigen Ausbruch der Seekrankheit erwarteten. Als aber trotz des Hinausblickens auf die neben und hinter uns sich auftürmenden Wogen nicht nur die erwarteten Anzeichen des Leidens ausblieben, sondern sich allmählich sogar ein derber Hunger einstellte, da erkannten wir mit stillem Dank gegen den alten Seegott, daß wir völlig seefest geworden seien. Sogar das Hin- und Herrutschen der Bestecke und der Teller in den Schlingerleisten des Tisches vermochte uns den Appetit nicht mehr zu verderben, und als eine vorwitzige Schüssel mit kühnem Sprunge auf das Sofa hüpfte, begrüßte ein freudiges Hurra dies Ereignis.

Nur ein Gast, die einzige Dame der ersten Kajüte, fehlte bei dieser Tafel. Die Arme hatte aus Johannesburg, von wo aus sie ihre Berliner Verwandten besuchen wollte, eine Art von Klimakrankheit mitgebracht und hatte infolgedessen so sehr von der Seekrankheit zu leiden, daß sie sich erst nach mehreren Tagen erholte. Die übrigen Reisenden lernten wir dagegen schon jetzt kennen, da die erste Klasse nur schwach besetzt war. Unter ihnen befanden sich einige Herren aus Johannesburg und außerdem ein alter Bekannter von mir, Herr Wobbe, der Besitzer des Hansahotels in Kapstadt. Da waren ferner einige englische Herren und vor allem zwei Reverends, deren Echtheit allerdings hier nicht so deutlich hervortrat, wie auf britischem Boden, da sie es durchaus nicht verschmähten, am Sonntag eine Flasche Wein zu trinken oder gelegentlich den weltlichen Klängen zu lauschen, welche Köhler und Fräulein Kieschke, die vorhin erwähnte Dame, dem im Speisesaal stehenden Klavier entlockten.

Während sich die Zahl der im Hinterschiff fahrenden Passagiere erst in der Delagoabai vermehrte, war die zweite Klasse von Anfang an gut besetzt. Auch dort war die hohe Geistlichkeit vertreten, und zwar durch einige Mönche aus Natal. Besonders einer unter ihnen zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Seines Zeichens ein Trappist aus Mariahill bei Pinetown, hielt er sich an Bord für die strengen Regeln seines Ordens schadlos. Beinahe jeden Abend schallte der laute Gesang von Kommersliedern zu uns herüber, die der vergnügte Kerl zum besten gab. Wenn man seinen dunklen Andeutungen Glauben schenken durfte, so war er nach Rom berufen

worden, um dem Heiligen Vater in einigen besonders wichtigen Angelegenheiten beratend zur Seite zu stehen. Etwas mehr Wahrscheinlichkeit hatte ein Gerücht für sich, welches besagte, daß er wegen allzu großer Neigung zu einem lustigen Lebenswandel in die strenge Zucht eines römischen Klosters eingespannt werden sollte. Jedenfalls war er ein unterhaltender Gesell, der sich besonders bei den Kindern einiger holländischen Familien großer Achtung erfreute.

Das schlechte Wetter behauptete seine Herrschaft nicht länger als vierundzwanzig Stunden, und als unser Schiff am zweiten Morgen der Fahrt in die Delagoabai einlief, strahlte die Sonne bereits wieder vom blauen Himmel auf das ruhige Meer herab, wie am schönsten Frühlingstage. Vorläufig war ein niedriges Vorgebirge mit einem Seezeichen das einzige, was wir von der berühmten Bucht wahrnahmen, denn bei ihrer ungeheuren Ausdehnung dauert es mehrere Stunden, bis man den eigentlichen Hafen erreicht. Dieser selbst bildet einen vorzüglichen Ankerplatz. Eine weite Einfahrt zwischen hohen Felsufern führt in eine trefflich geschützte Bucht. Über der flachen Küste im Südosten, in weiter Ferne, werden die Berge des Swasilandes sichtbar, während die Stadt Lourenço Marques sich unmittelbar vor uns ausbreitet. Wenige hundert Meter vom Ufer ging das Schiff vor Anker, und da unser Aufenthalt nur wenige Stunden dauern sollte, so beeilten wir uns, an Land zu gehen.

Bis jetzt entspricht das Äußere des Ortes in keiner Weise der außerordentlichen Bedeutung, die gerade dieser Hafen in dem zukünftigen Entwickelungsgange Südafrikas

beanspruchen darf. Lourenço Marques ist eine jener portugiesischen Niederlassungen, die man in sich stets gleichbleibender Langweiligkeit an den verschiedensten Punkten der afrikanischen Küste trifft. Niedrige Häuser und wenig belebte Wege, dabei überwiegend Farbige auf den Straßen, das war alles, was wir sahen. Eigenartig erschien mir nur der Postbetrieb, der in den Händen eines unbeholfenen Schwarzen lag. Da das Abstempeln der für die zahlreichen sammelnden Kinder von Verwandten und Freunden gekauften Markenbogen etwas langsam von statten ging, entriß Köhler mit schnellem Entschluß und den deutsch gesprochenen Worten „ach, Sie erlauben wohl", dem Farbigen den Stempel und übernahm einfach dessen Dienst. Der verblüffte Neger ließ sich diese Gewaltthat nicht allein ruhig gefallen, sondern er war offenbar froh, die lästige Arbeit von anderen Händen als den seinen gethan zu sehen.

In wohlthuendem Gegensatz zu dem Anblick der dunkelhäutigen Postbediensteten stand wenigstens äußerlich eine Anzahl europäischer Soldaten. Zwar lagen auch sie unthätig auf ihren Pritschen in dem benachbarten Wachtraume, aber es waren so stramm aussehende Burschen, wie ich sie unter den zierlichen Portugiesen niemals vermutet hätte. Obendrein hatten einige von ihnen blondes Haar und eine sehr germanische Gesichtsbildung; so erinnerten sie mich stark an die Mannschaften unserer eigenen südwestafrikanischen Schutztruppe. Wer je in verschiedenen Ländern dieses Erdteiles sich aufgehalten hat, wird die Befriedigung leicht verstehen, die wir stets empfanden, wenn wir europäische Soldaten erblickten. Mit einziger

Ausnahme vielleicht der Sulus haben die Angehörigen südafrikanischer Stämme in Uniform immer etwas Lächerliches oder geradezu etwas Abstoßendes; sie machten auf mich stets den Eindruck eines erbärmlichen militärischen Notbehelfs.

Mit unserer Besichtigung der Stadt waren wir bald fertig, und da wir ein besseres Wirtshaus in der Nähe des Hafens nicht fanden, traten wir bei einem Chinesen ein und ließen uns eine Flasche portugiesischen Rotwein vorsetzen. Der Wein war wirklich gut, und der Preis, den der bezopfte Wirt forderte, war weit mäßiger, als wir erwartet hatten. Zu längerem Verweilen reichte die Zeit indessen nicht, denn Kapitän Stahl wollte vor Sonnenuntergang wieder auf hoher See sein, da es damals noch recht schwach um die Beleuchtung der Ausfahrt bestellt war. So beeilten wir uns denn, an Bord zu kommen, da auch das Wandeln unter den ziemlich dürftig aussehenden Kokospalmen in der Nähe des Landungsplatzes nicht viel Verlockendes hatte. Immerhin waren diese Bäume ein Beweis für den tropischen Charakter dieses Teiles von Südostafrika. Welch ein Gegensatz der Wärmeverteilung herrscht doch an den beiden Seiten dieser Ländermasse! Hier begegneten wir einer der edelsten Pflanzen der heißen Zone, während im Westen des Erdteils genau unter derselben Breite die naßkalte, über eine öde Küste dahinstreichende Luft unwillkürlich den Vergleich mit einem nebeligen Herbsttage in den Dünen der Nordsee nahelegte. Und während dort ein Umhertummeln in der eiskalten See fast zu den Unmöglichkeiten gehört, war hier das Meerwasser schon so warm, daß wir das tägliche Bad gern ein wenig kühler genommen hätten.

War das Bild, das wir von dieser Hafenstadt eines der wichtigsten Goldländer der Erde mit uns hinwegnahmen, auch für den Augenblick nicht besonders glänzend zu nennen, so hätten wir, die wir die Reede von Port Natal so gründlich kennen gelernt hatten, doch blind sein müssen, hätten wir nicht auf den ersten Blick die hervorragende Bedeutung dieser Bai im Vergleich mit jenem Ankerplatz erkannt. Eine ungeheure Bucht, fast ein Meerbusen, mit einer vortrefflichen und gegen die Unbilden der See vorzüglich geschützten Landungsstelle und ein bequemer Zugang bis an den Fuß des Transvaalhochlandes, das sind Vorteile, denen die übrigen, zum Teil weit von Johannesburg entfernten Häfen Südafrikas trotz der größten Anstrengung ihrer Bewohner nichts an die Seite zu setzen haben. Die Delagoabai wird sie alle in der Entwickelung ihres zukünftigen Verkehrs weit überflügeln, wenn sie erst aus der portugiesischen Erbschaft in andere Hände übergegangen sein wird. Daß aber dieser Besitzwechsel nur eine Frage der Zeit ist, das zu verkennen, müßte man ebenfalls blind sein. Hoffentlich wird sich noch verhindern lassen, daß sich das unersättliche England auch hier dauernd einnistet. Lourenço Marques ist das Eingangsthor der Südafrikanischen Republik, und ich glaube, daß die zielbewußte Burenbevölkerung jenes Staates es verstehen wird, sich diesen Schlüsselhafen ihres Landes unter allen Umständen zu sichern.

Nach achtundvierzigstündiger Fahrt von Delagoabai aus erreichten wir die zweite Station der Ostreise. Es ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug der deutschen, über Sansibar führenden Linie, daß sie infolge häufigen

Anlegens ihrer Schiffe eine ungemeine Abwechselung bietet. Während die zwischen England und dem Kap verkehrenden Fahrzeuge dem Reisenden höchstens Gelegenheit geben, Madeira und die Kanaren und in seltenen Fällen auch wohl Sankt Helena flüchtig kennen zu lernen, haben die deutschen Ostafrikadampfer allein zwischen Natal und Sues sieben Häfen anzulaufen. Und abgesehen von dem Anziehenden, das die beiden Endpunkte der von den Passagieren gewöhnlich befahrenen Strecke, Port Durban und Neapel, für die meisten von ihnen besitzen, ist die Reise entlang an diesen seit früher Zeit berühmten Küsten mit ihrer uns Europäern fremden Kultur für viele Südafrikaner ein Grund, diese Schiffslinie der gewöhnlichen Verbindung mit Europa vorzuziehen.

Der zweite Hafen, in den der „Bundesrat" einlief, verdiente in jenen Tagen noch kaum den Namen eines solchen. Gegen Morgen begann sich das Wasser schmutzig zu färben, und im Laufe des Vormittags dampften wir in einem richtigen Flusse dahin. Allerdings waren die Ufer des Stromes, des Pungwe, in seinem Mündungsgebiet noch mehrere tausend Meter von uns entfernt, allein wir vermochten deutlich das Mangrovegehölz und die dichten Wälder zu erkennen, die das sumpfige Flachland bedeckten. Zwar war die Betonnung des Fahrwassers bereits durchgeführt, und mancherlei Anzeichen ließen erkennen, daß ein nicht unbedeutender Verkehr auf diesen Gewässern stattfand, aber der Ort Beira, der nach zweistündiger, flußaufwärts gerichteter Fahrt auf einem flachen Sandrücken zur Rechten sichtbar wurde, machte selbst vom Schiffe aus gesehen noch einen höchst un-

fertigen Eindruck. In der That war diese Hafenstadt der Maschonagoldfelder damals kaum zwei Jahre alt, und was wir nach unsrer Landung zu Gesicht bekamen, bestätigte unser zuerst gefaßtes Urteil in mehr als einer Beziehung.

Unsre Ausschiffung aus dem Boote des Herrn Hansing, der Köhler und mich in liebenswürdigster Weise gleich nach unsrer Ankunft bewillkommnet hatte, vollzog sich diesmal ohne Landungstreppe oder Steg auf den Schultern einiger stämmiger Schwarzer, die uns durch das flache Wasser schleppten und uns dann fein säuberlich auf den festen Boden stellten. Die Festigkeit desselben bestand allerdings an der Landungsstelle und in den Straßen, die wir bald darauf durchschlenderten, vorläufig nur in einem gewissen Gegensatze zu dem Schlamm des Flusses und einer hinter der Niederlassung sich hinziehenden Lagune, im übrigen war es schöner lockerer Sand. Gelber Sand erfüllte die Wege, Sand lag vor den Wohnungen, und selbst der Garten vor dem Hause des Gouverneurs war ein Sandhaufen, auf dem ich bei genauerem Zusehen etwas entdeckte, das wie alte Kohlstauden aussah, und das später, wenn es herangewachsen war, offenbar einmal einen ganz guten Schatten spenden mochte. Wir hatten leider zu jener Zeit noch gar nichts von diesen Gärten, deren Vorhandensein meist nur durch eine Umzäunung verraten wurde, und so pilgerten wir denn in glühendem Sonnenbrande durch die Straßen, in denen weite Lücken zwischen vereinzelten Bauwerken dem Auge die nötige Abwechselung boten. Endlich landeten wir in einer geräumigen Anlage, in deren Nebengebäuden und Höfen

reges Leben herrschte, dem Geschäftshause der Firma „Hansing und Philippi", das uns mein Reisegefährte von Howick als seine Residenz vorstellte.

In den kühlen Räumen des Hansingschen Hauses verbrachten wir die heißeste Zeit des Nachmittags, denn wir mochten uns der Glut der schattenlosen Sandwege nicht noch einmal während des höchsten Sonnenstandes aussetzen. So hatten wir vollauf Muße, die ausgedehnte Niederlage zu besichtigen. Wir fühlten uns förmlich heimatlich berührt durch diese bis unter die Decke aufgestapelten Warenmassen, die so ziemlich alles enthielten, was in einem eben erst der Kultur sich öffnenden Lande gebraucht wird. Glichen sie doch bis auf das kleinste Stück den Vorräten der Kaufhäuser im Damaralande, in denen wir uns Woche für Woche stundenlang hatten umthun müssen, um den großen Bedarf unseres Haushalts im Kommissariat von Windhoek zu decken.

Alle jugendlichen Kolonien Südafrikas ähneln sich in den dort gangbaren Gegenständen des Handels, ebenso wie sich in allen die Anfänge europäischer Gesittung zu gleichen pflegen. Und wenn Beira selbst auch zu jenen Siedelungsländern nicht gerechnet werden kann, so steht es doch in den engsten Beziehungen zum Maschonalande. Der natürliche Ein- und Ausfuhrhafen dieses ausgedehnten Hochlandes, wird es sich zu einem der wichtigsten Punkte der Küste entwickeln, wenn die Erzlagerstätten des Innern nur halbwegs für längere Zeit abbauwürdig sind, wozu begründete Aussicht vorhanden ist. Denn dies ist eines der ältesten Goldländer der Erde. Nicht weit von seinen heutigen Grenzen liegen uralte Ruinen, die Bauten von

Simbabye, in denen manche Forscher die Überbleibsel des sagenumwobenen Ophir sehen wollen. Wenn dem so ist, so fände hier eine jener auffallenden Wiederholungen statt, die dem aufmerksamen Beobachter geschichtlicher Begebenheiten einen unwillkürlichen Vergleich zwischen dem Jetzt und dem in fernen Jahrtausenden gelegenen Einst nahelegen. Als der europäische Zweig der Indogermanen noch keine höhere äußere Gesittung kannte, als die dunklen Bewohner dieser Länder, da bereits führte die Gier nach dem roten Golde die Angehörigen eines orientalischen Handelsvolkes an diese Küsten. Das überbildete und in wahnsinnigem Luxus verkommene Krämergeschlecht ist an seiner eigenen Überfeinerung zu Grunde gegangen. Und jetzt, drei Jahrtausende nach jener Zeit, ist es wieder das in den Felsen dieser Gegenden schlummernde kostbare Metall, das die Phoenizier unserer Tage veranlaßt hat, sich gewaltsam in ihren Besitz zu setzen. Und, wie so oft in fernen Ländern, hat sich auch hier das traurige und für uns Deutsche so beschämende Schauspiel wiederholt, daß ein selbstloser deutscher Forscher (Karl Mauch) der Pfadfinder in das neue Goldland geworden ist, ohne daß er oder sein Vaterland einen Vorteil aus seinen Entdeckungen zu erlangen vermochte.

Die Eisenbahn, die neuerdings von Beira aus in das Innere geführt ist, wird für den Verkehr mit dem Maschonalande eine sehr hohe Bedeutung gewinnen. Ihr Bau war nötig, damit die Frachten ohne Schwierigkeiten durch das „Fliegenland" gebracht werden können. Derjenige, welcher den Teufel zuerst als den Gott der Fliegen bezeichnet hat, hat sicherlich keine Ahnung von dem Vor-

handensein eines Insekts gehabt, das man Tsetsefliege nennt. Und doch paßt obige Umschreibung des Satans vorzüglich, wenn man ihn etwa als besonderen Gönner dieses Tieres ansehen will. Die Frau eines Missionars fragte mich einmal, ob auch ich der Meinung sei, daß der Höllenfürst die Schlangen erschaffen habe. Ich konnte ihr keine Antwort auf ihre Frage geben, allein ich glaube, nach all dem, was ich von jenem kleinen Ungetüm erfahren habe, würde ich ihr heute erwidern: darüber weiß ich nichts, aber ganz bestimmt hat er die Tsetse erschaffen. Denn gefährlicher als Schlangen und Löwen und sonstiges afrikanisches Getier wird diese Fliege — zwar nicht dem Menschen, wohl aber dem Rinde, auf das vor dem Bau von Eisenbahnen der gesamte Frachtverkehr in Südafrika in jeder Beziehung angewiesen war. Wohl findet sie sich nicht überall in der ostafrikanischen Küstenniederung, aber gerade südlich vom Sambesi ist sie an vielen Stellen außerordentlich gefürchtet. Manche behaupten, daß das Vorhandensein des Tieres mit dem häufigen Vorkommen von Büffeln und anderem Großwild im sumpfigen Tieflande in Zusammenhang stehe. Das ist schwer zu entscheiden, aber allerdings war der Kafferbüffel zu jener Zeit im Gebiet von Beira in sehr großen Rudeln anzutreffen.

Die kühleren Stunden wurden zu einem Spaziergang in die jenseits einer Lagune beginnende Savanne benutzt. Eine hölzerne Brücke führte über das flache Wasser, dessen Ufer ebenso, wie die der Mündung des Pungwe, von dichtem Mangrovegehölz umsäumt waren. Wie man uns erzählte, hatte noch vor einem halben Jahre einer der

vielen Löwen, die sich in der Umgegend aufhalten sollten, diesen bequemen Zugang benutzt, um einen nächtlichen Bummel durch die Straßen der Stadt zu unternehmen. Diese müssen ihm indessen ebenso langweilig vorgekommen sein wie uns, denn er hatte ihnen den Rücken gekehrt, ohne in irgend eine Viehhürde Einkehr zu halten. Überhaupt war in dem traurigen Nest viel von Löwen und Büffeln die Rede, wie denn Beira thatsächlich als Jagdgebiet berühmt war. Solange freilich die Grasebene mit ihren kleinen Wäldchen schläfrig unter der heißen Nachmittagssonne lag, war von irgendwelchem Wild auch nicht das geringste zu sehen. Auch muß man sich hüten zu glauben, daß einem selbst in diesen eben erst von Weißen besetzten Gebieten das Getier der afrikanischen Savanne nur so über den Weg laufe. Das ist in der offenen Steppe Südafrikas viel eher einmal der Fall, als in dieser tropischen Landschaft, in der kleine Gehölze und die Entwickelung selbst der Grasdecke manches in ziemlich geringer Entfernung weidende Tier den suchenden Blicken entziehen, welches bei den ungehemmten Fernsichten der außertropischen Hochländer von dem Auge eines geübten Jägers auf mehrere tausend Meter erkannt werden würde.

Eine junge Kokospflanzung war das einzige Bemerkenswerte, das wir auf diesem Gange zu sehen bekamen, und es dauerte nicht lange, so mußten wir umkehren, denn Hansing, der den ganzen Tag über in der zuvorkommendsten Weise unsern Führer machte, hatte uns zu Tische geladen, und die Mahlzeit wartete schon, als wir das kleine Hotel betraten, in dem die Deutschen des Ortes zu verkehren pflegten. Das Haus war zwar eigentlich eine Bretterbude,

doch das störte die Gemütlichkeit weiter nicht, und an den Tischen ging es so lebhaft her, wie an der Mittagstafel eines großen Gasthofes. Während des Essens unterhielten farbige Diener mittels einer großen Pankha einen ständigen Luftzug in dem Raume, ohne den die im Innern herrschende Schwüle kaum zu ertragen gewesen wäre. Unter Pankha versteht man einen riesigen Fächer aus Tuch oder andern leichten Stoffen, der an der Decke aufgehängt ist und mittels Schnüren hin- und herbewegt wird.

Im Laufe der Unterhaltung vermochte ich eine bei Engländern und Deutschen in gleich hohem Grade eingewurzelte Abneigung gegen das portugiesische Wesen im Lande festzustellen. Der gesamte ostafrikanische Besitzstand dieses Volkes leidet unter einer Vernachlässigung der Verwaltung, die der Nation der großen Entdecker und Eroberer wenig zum Ruhme gereicht. Sind auch die Zeiten eines Vasco da Gama und eines Albuquerque für immer vorüber, so giebt es dafür auch heutzutage hinreichende Aufgaben vornehmlich wirtschaftlicher Art, deren Lösung das Mutterland trotz seiner Kleinheit gewachsen ist. Ja, dasselbe vermöchte sogar eine hochwichtige Rolle zu spielen, wenn es sich entschließen könnte, das, was ihm von seinem einstigen Herrschaftsgebiet an diesen Küsten geblieben ist, in ein Bollwerk gegen das Vordringen des unersättlichen Albion zu verwandeln. Es könnte eine Vorwacht des festländischen Europa in dem dereinst sicher beginnenden Kampf um den Besitz des gewaltigen Weltteils bilden. Statt dessen erblickt man den Verfall, wohin immer man sehen mag, und so wird zuerst Lourenço Marques, dann Beira und endlich ein Küstenstrich nach dem andern dem ehemals

so mächtigen Staate verloren gehen. Nichts rächt sich gewisser als jede Schuld, die eine europäische Macht durch Gleichgültigkeit und Schwäche ihren Kolonialländern gegenüber auf sich lädt.

Wieder zogen wir durch die öden Straßen, in denen jetzt das milde Dunkel der Tropennacht das Unfertige ihrer Anlage in wohlthätige Schatten hüllte. Noch einmal bestiegen wir den breiten Rücken der Neger, die uns in das Boot trugen. Dann begann das eintönige Knarren der Ruder, und während wir uns dem Dampfer näherten, erfreuten wir uns an der langen Reihe von blitzenden Lichtern, die in den Räumen des „Bundesrat“ über den schwarzen Gewässern des Stromes funkelten. Wahrscheinlich berührte der Kiel des Schiffes den Boden des Pungwe, denn mittlerweile war vollständige Ebbe eingetreten, und es kommt vor, daß ein größeres Fahrzeug selbst während der Flutstunden mit dem Schlamm des Grundes in unliebsame Berührung gerät.

Auch am andern Morgen durften wir wegen des niedrigen Wasserstandes nicht abfahren. Endlich, am Nachmittag, stellte sich das Hochwasser ein, und unverzüglich wurden die Anker gelichtet, damit wir sobald als möglich aus dem Flusse auslaufen konnten. Hansing und einige deutsche Herren kamen noch auf kurze Zeit an Bord, um sich zu verabschieden, und bald darauf rauschte der „Bundesrat“ durch das lehmige Wasser des Stromes dem Meere zu. Noch ehe wir aber in die offene See hinaussteuerten, begegnete uns ein großer Dampfer der Unionlinie. Von der Kommandobrücke ertönte die Pfeife des Kapitäns, und während die Flaggen der beiden Schiffe sich dem Brauche

gemäß senkten und wieder hoben und die Passagiere einander durch Hüte- und Tücherschwenken begrüßten, vermochten wir Betrachtungen über den Gegensatz anzustellen, in welchem dieser rege Verkehr in dem eben erst werdenden Hafen zu dem auf der andern Seite des Weltteils stand. Dort war unser eigenes Volk seit einem Jahrzehnt in den Besitz seines ersten Siedelungsgebietes gelangt, und während hier durchschnittlich alle Woche ein Dampfer einlief, hatten wir es damals eben erst zu einer regelmäßigen und dabei noch recht seltenen Verbindung mit unsrer eigenen Kolonie gebracht. Und das erste, was die praktischen Engländer in Angriff nahmen, war eine von Beira aus in das Innere führende Bahn, während wir Deutschen vierzehn Jahre zu dem Entschluß gebraucht haben, in Südwestafrika mit dem Bau eines Schienenweges vorzugehen. Möchte sich doch unser ganzes Volk endlich der anderwärts längst erkannten Wahrheit bewußt werden, daß alles, was dazu dient, den Verkehr mit dem Auslande und besonders mit den Schutzgebieten zu fördern, über kurz oder lang dem eignen Lande zu gute kommen muß.





11. Kapitel.

Von Beira nach Deutsch-Ostafrika.

Leider hatte sich der Anblick, den das Äußere unsres Schiffes bot, seit Beira in unangenehmer Weise verändert. Massen von indischen Kulis, welche die bequeme Fahrgelegenheit bis Sansibar benutzen wollten, lagerten mit ihren sämtlichen, von Schmutz starrenden Habseligkeiten auf und neben den Luken und ließen nur einen schmalen Raum für den Verkehr zwischen der ersten und zweiten Kajüte frei. Zwar war ihnen das Betreten des erhöhten Hinter- und Mitteldecks sowie der für die Reisenden europäischer Herkunft bestimmten Räume streng untersagt. Gleichwohl war die Belästigung durch das schmierige Gesindel keine geringe. Dicht vor den Fenstern der vordersten Kabinen hatte sich eine Anzahl von ihnen häuslich eingerichtet, und es ist mir manche Äußerung darüber zu Ohren gekommen, daß sich solche Zustände für einen Reichspostdampfer, der die Fahrpreise für die Weißen hoch genug bemißt, doch eigentlich nicht schickten. Den Dreck und das Ungeziefer, mit dem diese olivenfarbene Bande behaftet ist,

vermag ich durchaus nicht für eine notwendige Zugabe zu dem Leben auf einem solchen Schiffe zu halten, und der muffige Geruch, den die alten Decken und die schlecht gespülten Eßgerätschaften derselben bis in den Gang vor unserm Speisesaal verbreiteten, konnte geradezu als eine Verunreinigung der Luft in diesen Räumen bezeichnet werden.

Da ich diesen Mißstand einmal erwähnt habe, will ich gleich noch einige andere Dinge zur Sprache bringen, die wir an unserm Dampfer auszusetzen hatten. Die Zahl der Ratten war unglaublich, und die Frechheit der Tiere übertraf auf dem „Bundesrat" alles, was ich auf einem der vielen Schiffe, auf denen ich gereist bin, jemals erlebt habe. Nicht allein, daß dies Ungeziefer, für das ich niemals besonders geschwärmt habe, häufig in die Kabinen eindrang, sondern jeden Abend zeigten sich die verschiedensten Vertreter der anziehenden Gattung sogar im großen Saal. Während wir dort saßen und dem Klavierspiel Köhlers oder Fräulein Kieschkes zuhörten, fuhren die Tiere an den Wänden hin und her, sie fegten zwischen unsern Füßen hindurch, und eines Abends bissen sich mehrere besonders streitsüchtige Helden unter lautem Gequike auf dem Sopha herum. Die Häufigkeit der lieblichen Geschöpfe mag mit der Beschaffenheit der Ladung in Zusammenhang stehen, aber in den Speisesaal und die Kabinen eines Passagierdampfers gehören sie nicht, wenigstens nicht als regelmäßige Erscheinung; das ist ein Verlangen, welches wohl jeder Reisende äußern darf.

Überhaupt müßte auf einer Linie, die den englischen an die Seite gestellt werden will, etwas mehr Rück-

sicht auf die Fahrgäste genommen werden, als dies auf den kleineren Schiffen der Fall war. Was 'soll es zum Beispiel heißen, wenn in diesen Meeren, in denen das tägliche Bad eine unumgängliche Vorbedingung für das Wohlbefinden ist, für sämtliche Herren der ersten Klasse nur ein einziges Badezimmer zur Verfügung steht. Obwohl der erste Platz kaum zur Hälfte besetzt war, konnte nur ein kleiner Teil der Mitfahrenden es in den ersten Morgenstunden benutzen, und nach zehn Uhr herrschte in dem engen Raume bereits eine so fürchterliche Hitze, daß von einer erfrischenden Wirkung überhaupt nicht mehr die Rede sein konnte. In dieser Beziehung hätte man sich von Anbeginn an die Fahrzeuge des Lloyd und der Packetfahrt oder diejenigen der großen englischen Linien zum Muster nehmen sollen. Gerade Engländer und Holländer, auf welche die Ostafrikalinie doch sehr stark rechnet, sprachen sich des öfteren sehr scharf über die in dieser Beziehung recht mangelhafte Einrichtung unsers Dampfers aus.

Auch einige andere Übelstände, welche besonders der Benutzung der deutschen Schiffe durch die beiden ebengenannten Völker entgegenstehen, sollte man abzustellen suchen. So ist es entschieden eine Unordnung zu nennen, wenn der Keller des Schiffes laut Karte bayerisches Bier in Flaschen enthalten soll, und wenn dieser Vorrat schon am ersten Tage der Fahrt ausgeht. Eine weitere berechtigte Klage, die auch von deutschen Südafrikanern geführt wurde, betrifft die Verpflegung. Die Kost ist zwar nach unsern deutschen Begriffen sehr reichlich und gut, aber sie ist für die Fahrt in den heißesten Teilen des Weltmeeres doch ein wenig zu massig und schwerverdaulich. So behaupten

wenigstens die an weniger fette und schwere Speisen gewöhnten Südafrikaner, und man sollte daher durch Einschiebung einer größeren Zahl von leichter zubereiteten Gerichten Rücksicht auf die Magen auch dieser Leute nehmen.

Ich bin überzeugt, daß auf den neuen Prachtdampfern der Gesellschaft das alles bedeutend besser ist. Aber der Reisende ist in den meisten Fällen nicht in der Lage, sich das Schiff auszusuchen, mit welchem er fährt, und wenn er schon gezwungen ist, ein älteres Fahrzeug mit Unterkunftsräumen von geringerem Wert zu benutzen, so sollte man ihm durch einen niedrigeren Ansatz des Fahrpreises einen Ausgleich gewähren. Er kann verlangen, daß wenigstens auf sein körperliches Wohlbefinden jede nur mögliche Rücksicht genommen wird, und das ist mit geringen Kosten wohl auch auf den beiden alten Schiffen, dem „Bundesrat“ und dem „Reichstag“, durchzusetzen.

Ich habe mit Absicht bei diesen Ausstellungen so eingehend verweilt, denn ich hege den dringenden Wunsch, daß unsre deutsche Ostafrikalinie ein ähnliches Muster einer Dampferflotte für die afrikanischen Gewässer werden möge, wie sie der Norddeutsche Lloyd für den Atlantischen Ozean und die asiatischen Meere geworden ist. Die Beschwerden, die ich hiermit bekannt gegeben habe, sollen lediglich dazu dienen, auf einige Übelstände aufmerksam zu machen, die sich ohne große Mühe aus der Welt schaffen lassen. Dazu aber ist ein offenes Wort jedenfalls besser geeignet als ein Verschweigen der Klagen, die mir und andern gegenüber oft genug laut geworden sind.

Unter unsern Mitreisenden überwogen neben den

Deutschen die Engländer und Holländer, aber auch Frankreich war durch einige seiner Söhne vertreten. Ich habe auf dieser und auf einigen andern Fahrten die Beobachtung gemacht, daß Deutsche und Franzosen in außereuropäischen Gegenden stets viel lieber mit einander verkehrten als mit den Engländern. Außer uns Europäern reisten jedoch noch mehrere Goanesen in der ersten Kajüte mit nach Sansibar. Wir hatten die Leute in Beira an Bord genommen, und wir waren froh bei dem Gedanken, sie recht bald wieder los zu werden. Auf Anordnung des Kapitäns wurden sie zwar an einer der sonst unbesetzten Tafeln untergebracht, aber selbst in dieser Entfernung fielen sie noch durch einen stark hervortretenden Mangel an Sauberkeit und guten Manieren auf. Ich halte es überhaupt für einen der Gründe des Verfalles der portugiesischen Kolonien besonders in Ostafrika, daß soviel Halbblut dort die gleiche Rolle spielt wie die wirklichen Europäer. Wenn man die Mulattengesichter mit stark negerhaften Zügen betrachtet, die man in diesen Gegenden so oft zu sehen bekommt, dann wird es einem recht schwer, in ihren Besitzern, die sich obendrein mit Stolz zu den Stammesgenossen eines Vasco da Gama rechnen, die Träger europäischer Gesittung zu erblicken.

Unter den ebenfalls in Beira eingeschifften Indern herrschte eine schwere Krankheit. Der Arzt bezeichnete sie als Darmmalaria, und schon am Tage nach der Abfahrt erlag ihr einer der jämmerlich geschwächten Kulis. An demselben Abend noch nahmen seine Landsleute mit dem Körper alle möglichen feierlichen Handlungen vor. Zum Schluß wurde der Leichnam unter Gebeten mit Räucherwerk bequalmt und dann mit Tüchern umwickelt und in der

üblichen Weise auf einem Brette befestigt. Am nächsten Morgen wurde der Tote ohne besondere Anstalten der See übergeben, nachdem noch einige eiserne Roststäbe an der Unterlage angebracht waren, um ein schnelles Sinken des Ganzen zu ermöglichen.

Wir sollten indessen Gelegenheit haben, einer weit tiefern Eindruck machenden Bestattung beizuwohnen. Einer der Engländer aus Delagoabai, der dem Alkoholgenuß unmäßig gefröhnt hatte, erkrankte plötzlich heftig an Malaria. Durch das Fieber wurde ein schwerer Anfall von Säuferwahnsinn ausgelöst, dem der Unglückliche trotz seines mächtigen Körpers nicht zu widerstehen vermochte. Noch am Abend desselben Tages war er eine Leiche. Auch in diesem Falle mußte der Verstorbene bereits am andern Morgen von Bord geschafft werden. Früh um sieben Uhr versammelten sich sämtliche Europäer und der dienstfreie Teil der Mannschaft. Der Kapitän und die Offiziere erscheinen in dunkler Feiertagsuniform, und sogleich ertönt das Kommando zum Stoppen der Maschine. Während die Schraube langsamer und immer langsamer arbeitet, werden die Flaggen halbmast gehißt. Endlich liegt das Schiff still, und wieder wird das unheimliche Bündel herbeigetragen, diesmal allerdings von unsern Matrosen und eingenäht in die schwarzweißrote Flagge. Am Fallreep ragt ein langes Brett über Bord, von mehreren Männern in schräger Richtung gehalten. Auf dieses wird die Leiche gelegt, dann entblößt alles das Haupt, und der Kapitän spricht ein Vaterunser. Auf ein halblautes Kommandowort neigt sich das Brett, und langsam gleitet die Bahre in das Wasser. Von unten klingt ein leises Klatschen herauf, dann schließen sich

die Wogen, und nur noch ein weißlicher Schimmer bezeichnet für einen Augenblick die Stelle, an welcher der Körper versunken ist. In demselben Augenblick ertönt der Ruf „Flaggen über die Toppen“, die leise im Winde flatternden Wimpel fliegen empor und werden bis auf die am Heck befindliche Flagge eingeholt. Dann beginnt aufs neue das eintönige Stampfen der Maschine, und schnell entfernt sich das Schiff von jenem Punkt, an dem dreitausend Meter unter der Oberfläche abermals ein Toter die Zahl der Hunderttausende hat vermehren helfen, die tief unten auf dem Grunde des Meeres schlummern. Für das im Dienst des Weltverkehrs stehende Fahrzeug giebt es kein müßiges Verweilen, auch nicht aus solchem Anlaß. Wenige Minuten nach der Beendigung der einfachen und doch ergreifenden Feier tritt der Dienst wieder in seine Rechte, und während mancher noch einen ernsten Blick nach der Stelle auf den im Morgenlicht blitzenden Wellen zurückwirft, an der wir soeben gehalten, rauscht der Dampfer bereits wieder in voller Fahrt seinem nächsten Ziele entgegen.

Am Tage nach der hier geschilderten Bestattung erhoben sich vor uns die palmengeschmückten Hügel einer Insel, und der „Bundesrat“ steuerte in eine zwischen dieser und dem Festlande sich hinziehenden Meerenge hinein. Nach einer Weile näherte er sich dem Eiland, unter den Palmenwipfeln wurden die Dächer von Häusern sichtbar, und zur Linken erhoben sich graue Mauern und alte Bastionen über dem flachen Strande. Diese Befestigung bildet eine stolze Erinnerung an die Glanzzeit Portugals, denn sie verdankt ihren Ursprung noch dem großen

Albuquerque. Die heutige Macht des Königreichs dagegen wurde durch zwei Kanonenboote versinnbildlicht, welche im Eingang des Hafens lagen und den vorgeschriebenen Gruß von unserm Dampfer empfingen. Auf der innern Reede aber, in unmittelbarer Nähe des Strandes, erblickten wir zum ersten Male eine Anzahl dort vor Anker liegender arabischer Daus. Ihrer Bauart nach gehören diese Schiffchen einem längst vergangenen Zeitalter an; am meisten gleichen sie etwa den im Mittelalter gebräuchlichen Seglern. Gleichwohl legen sie Wege zurück, deren Länge selbst dem Seemann eine gewisse Achtung vor den Leistungen der unscheinbaren und gebrechlichen Dinger abnötigt. Ihre Anwesenheit war das erste sichtbare Zeichen, daß wir jenes große, über die westlichen Gestade des Indischen Ozeans sich ausbreitende Kulturgebiet bald erreichen würden, dem die mohammedanische Welt Südasiens in jahrhundertelangen, wechselvollen Kämpfen ein eigenartiges Gepräge verliehen hat.

In der Stadt Mosambik allerdings merkt man von diesem Einfluß noch herzlich wenig. Es ist eine Tropenstadt, wie es deren so viele andere giebt, mit einer Menge von Palmen und mit einer zahlreichen schwarzen und einer verhältnismäßig sehr geringen weißen Bevölkerung. Viel anziehender, als der Anblick der eintönigen Straßen, ist die Aussicht über den Kanal hinaus auf die Wälder der afrikanischen Küste und auf die blauen Berge, die in beträchtlicher Entfernung über dem Tieflande sichtbar werden. Es ist bezeichnend für die Schwäche der portugiesischen Herrschaft, daß schon die Bevölkerung dieses nur zwei bis drei Tagemärsche von der See entfernten Gebirgslandes

kaum noch so etwas wie die Oberhoheit einer europäischen Macht verspürt, und daß ein Ausflug dorthin nach Aussage aller Europäer für den mit wenig Begleitern reisenden Kaufmann oder Jäger als ein bedenkliches Unternehmen geschildert wird.

Zu unsern indischen Deckpassagieren gesellten sich in Mosambik in der Stunde der Abfahrt noch einige Araber, wieder ein Beweis für die bereits hier beginnenden Beziehungen zu dem eigentlichen Ostafrika. Auch die Zahl der Europäer erhielt einen Zuwachs in der Person des Herrn Johnston, des damaligen Gouverneurs von Britisch Niassaland. Der kleine Herr, der sich in der wissenschaftlichen Welt durch seine Reisen einen Namen gemacht hat, war auch ein guter Kenner der Deutschland gehörigen Landschaften an den Ufern des gewaltigen Sees. „Sie haben", erklärte er uns, „in dem Kondeland und den Hochgebieten am Niassa einen der besten Teile Afrikas unter der Herrschaft Ihres Volkes", und dies Urteil eines so hervorragenden und erfahrenen Afrikaners war uns wertvoller, als lange Abhandlungen in irgendeiner kolonialen Zeitschrift unsres Vaterlandes.

Noch hatten wir Mosambik nicht lange verlassen, als Kapitän Stahl mir eines Tages einige Berggipfel zeigte, die fern im Westen über die blauen Fluten zu uns herschimmerten. Es war das erste Stück von Deutsch-Ostafrika, das ich zu Gesichte bekam, denn wir hatten bereis am Morgen das Kap Delgado hinter uns gelassen. Obwohl es weder stolze Erhebungen noch etwa durch ihre Form auffallende Höhen waren, so erfüllte ihr Anblick mich dennoch mit freudiger Genugthuung. War Deutschland

doch erst innerhalb des letztvergangenen Jahrzehnts unter die Kolonialmächte gegangen, und hatten ihm doch die Arbeit kühner Männer und vor allem die Festigkeit seines alten Kaisers und seines ersten Kanzlers einen immerhin noch recht wertvollen Teil dieser aussichtsreichen Länder zu sichern vermocht. Man muß selbst in den Afrika umgebenden Meeren umhergesegelt sein, um das Gefühl der Befriedigung voll ermessen zu können, das jeden von uns bei den Worten überkommt: „Das dort drüben ist deutsches Gebiet“.

Dichter unter die Küste kamen wir erst später. An einem sonnigen Morgen steigen vor uns und links vom Schiffe ein flacher, kokosüberwachsener Strand und kleine Inseln aus der wogenden Flut. Ueber dem Wald, der sich bis an das Ufer des Meeres erstreckt, erhebt sich ein Leuchtturm, der erste, den wir an deutschafrikanischer Küste zu sehen bekommen. Immer mehr nähern wir uns dem Lande, und fast scheint es, als wolle der „Bundesrat“ auf jenen Hain von hohen Palmen zusteuern, der unmittelbar vor uns ein stattliches Haus mit der vom Giebel flatternden Kolonialflagge umgiebt. Der wunderliche Eindruck, den diese Richtung der Fahrt hervorruft, wird verstärkt, wenn wir einen Blick zur Seite werfen. Dort stehen Eingeborne, mit dem Fang von Fischen beschäftigt, mitten im flachen Meere, und das langsam vorwärtsdampfende Schiff kommt ihnen so nahe, daß man wähnt, ihnen über das Wasser hinweg etwas zuwerfen zu können. Mit einem Male öffnet sich in dem Walde vor uns eine Einfahrt, nicht breiter als die Mündung eines mäßigen Flusses, und vorsichtig biegt unser Dampfer in

den Kanal ein. Eine Minute lang führt uns unser Weg mitten durch ein tropisches Gehölz, doch schon zeigen sich wehende Flaggen über den Bäumen, und schimmern uns durch das üppige Grün weiße Gebäude entgegen. Ein Augenblick noch, und wir gleiten in ein rundes, völlig abgeschlossenes Becken, dessen eine Seite von stattlichen Bauten und sorgfältig angelegten Pflanzungen umsäumt ist. Dann ertönt das „Stopp“ des Kapitäns von der Brücke, die Schraube stellt ihre Arbeit ein, und während ein Kanonenschuß vom Deck über das ruhige Wasser donnert und von den Gebäuden der Stadt und den Palmenwäldern dröhnend zurückhallt, rasselt der Anker in die Tiefe. Wir sind in Dar es Salaam, dem „Hafen des Friedens“, und während wir uns noch des eigenartig schönen Anblicks freuen, den die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika bietet, nähern sich uns schon die Boote, welche Beamte, Offiziere und andre Landsleute in dienstlicher Angelegenheit oder zur Begrüßung an Bord führen.

Der Leser wird von mir nicht erwarten, daß ich ihm in diesem und den folgenden Kapiteln eine Schilderung der Ostküste von Afrika geben werde. Das wäre angesichts der vielen und zum Teil vortrefflichen Berichte von Männern, welche sich lange Zeit dort aufgehalten haben, eine Anmaßung, die ich mir als Fachmann auf dem Gebiet der Erdkunde nicht zu Schulden kommen lassen will. Es ist ja leider nur zu häufig, daß jemand, der einige Wochen flüchtig in einem nicht gerade vom großen Strom der Ferien- und Vergnügungsreisenden berührten Gebiet verweilt hat, bisweilen sogar, ohne irgendwelche Vorkenntnisse von eben diesem Lande zu besitzen, mit einem fertigen



Dar-es-Salaam.

Urteil über dasselbe vor die Welt tritt. Was ich in diesen Blättern zu geben habe, das sind lose aneinander gereihte Bilder und Eindrücke des Tages. Aber ich bin ebenso, wie mein Freund Köhler und mancher andre meiner Reisegefährten, mit einem durch längern Aufenthalt in verschiedenen Gegenden Afrikas geschärften Blick an das herangegangen, was uns in andern Landschaften dieses Weltteils der nähern Bekanntschaft wert zu sein schien, und ich glaube, daß die Fähigkeit des richtigen Sehens durch jahrelange Reisen in wenig entwickelten Ländern und durch die eigene Mitarbeit an ihrer Kolonisation entschieden verstärkt wird. So mag denn auch in den folgenden Kapiteln die eine oder andre meiner Ausführungen selbst den Kenner der behandelten Gegenden interessieren.

Einer meiner südwestafrikanischen Bekannten, der etwa ein Jahr nach mir dieselbe Dampferlinie zur Rückreise nach Europa benutzt hatte, fragte mich einmal: „Finden Sie nicht, daß man in Deutsch-Ostafrika viel zu kostbare und große Bauten errichtet hat?" Da ich einem ähnlichen Urteil auch bei einigen Herren aus Transvaal begegnet bin, so möchte ich die Gelegenheit benutzen, dieser Ansicht ganz entschieden zu widersprechen. Ich kann es verstehen, daß der Südafrikaner ausgedehnte Häuser und hohe, luftige Räume in einer eben erst entstehenden Stadt für etwas Überflüssiges hält. Aber dann vergißt er, daß an diesen Küsten nicht die gesunde Luft seiner herrlichen Hochländer weht, sondern der fieberschwangere Hauch feuchter, tropisch warmer Niederungen. Und vollends der Südafrikaner bedenkt nicht, wie viel billiger sich Holz und andre zur Errichtung von Häusern gehörige Rohstoffe am

Ufer des Meeres stellen, wo ja das, was diese Dinge im Damaralande so sehr verteuert, der hohe Frachtsatz für die Landbeförderung, ganz fortfällt. Man braucht nur die bleichen Gesichter der an Bord gehenden Weißen in einem Orte wie Dar es Salaam mit dem frischen, gesunden Aussehen der vom Kap und aus den Burenländern kommenden Reisenden zu vergleichen, und man wird keine Ausgabe zu hoch finden, welche für die Herstellung möglichst guter und luftiger Wohnungen gemacht wird.

Was wir in diesem Hafen an Anlagen und Bauwerken sahen, das durfte selbst den Vergleich mit den entsprechenden Gebäuden in den mittleren Ortschaften Südafrikas nicht scheuen. Sehr viel stattlicher aber und vor allem unendlich sorgfältiger und besser gehalten waren die Kaserne und die Regierungsgebäude, als die entsprechenden Häuser in dem doch so viel bedeutenderen Lourenço Marques. Ich hatte die Freude, aus dem Munde einiger mit uns reisender Engländer Worte ungeteilter Anerkennung über die Dinge zu hören, die sie während ihres Aufenthalts am Lande wahrgenommen hatten. Was aber ihre größte Bewunderung hervorgerufen hatte, das war das Militär. Selbst auf uns, die wir in unserm fernen südlichen Schutzgebiet gewohnt gewesen waren, eine stramme Truppe von vorzüglich ausgebildeten deutschen Soldaten vor uns zu sehen, machten die dunkelbraunen Kerle, die vor den Thoren der Kaserne auf Posten standen, und die in dem weiten Hofe exerzierten, den denkbar besten Eindruck. Und wie gut wußten sich diese Leute — ich glaube, die meisten der damals dort anwesenden Mannschaften waren Sudanesen — zu benehmen, wie

würdevoll traten sie auf, wenn sie im Orte umherwandelten! Mancher jüngere Soldat bei uns hätte sich ihre Ruhe und ihre ganze Haltung durchaus zum Muster nehmen können.

Ein Gedanke wird sich jedem Spaziergänger in den Straßen Dar es Salaams mit ziemlicher Gewißheit aufdrängen, der geeignet ist, ihn zum Nachdenken anzuregen. Wohin man sich auch wenden mag, die einem begegnenden Deutschen sind vorwiegend Beamte und Offiziere. Das ist in einem so jungen Ort ja an und für sich nichts Auffallendes, aber natürlich ist das Verhältnis zwischen der Zahl dieser Herren und derjenigen der Händler, Pflanzer u. s. w., kurz der eigentlich Werte hervorbringenden Stände doch nicht. Das Bismarcksche Wort, daß in unsern afrikanischen Besitzungen der Kaufmann und Pflanzer, in außertropischen Landschaften selbstverständlich auch der Ansiedler, die erste Stelle einnehmen sollen, wird durch einen ziffermäßigen Vergleich der beiden Klassen miteinander in ein eigentümliches Licht gesetzt, und wenn auch beispielsweise in Windhoek die Zahl der Offiziere und Beamten keine kleine ist, so beträgt dort diejenige der dem erwerbenden Stande Angehörenden doch etwa das Zehnfache. Hoffentlich wird der augenblickliche Zustand auch in Dar es Salaam recht bald ein Ende nehmen, denn so nützlich und so notwendig sowohl der Leutnant wie der Assessor in unsern neuen Gebieten jenseits des Meeres zu wirken vermag, so sind doch beide ganz allein um der Kolonisten willen dorthin gesandt. Diese aber auch nur annähernd in derselben Menge in jene Länder zu ziehen, wie die Engländer es nach kürzester Zeit in den ihnen gehörigen

Gegenden des Erdteils fertig gebracht haben, ist uns bisher nirgends gelungen. Ein weitblickender Amerikaner, der verschiedene Teile von Afrika bereist hat, sagt in einem lesenswerten Abschnitt seines Buches, wenn es nach der Zahl der Beamten ginge, so besäße Deutschland die besten Kolonien der Welt. Weiter fügt er hinzu, wenn unser Vaterland in seinen außereuropäischen Besitzungen Erfolge erzielen wolle, so müsse es vor allem seine Angestellten daselbst besser bezahlen. Er berührt damit in der That einen wunden Punkt, denn wie will man hier höhere Staatsdiener und erfahrene Truppenführer heranziehen, wenn man ihnen nicht durch ein hohes Einkommen einen Ausgleich für die bei langem Aufenthalt zunehmende Möglichkeit eines frühen Todes oder einer dauernden Erwerbsunfähigkeit bietet. Bei den jetzigen Gehältern sind die Betreffenden wohl kaum jemals in der Lage, ebenso wie die englischen Kolonialbeamten eine jahrelange Dienstzeit in einem tropischen Lande wagen zu können. Dazu gehört doch mindestens die Sicherheit, den Erholungsurlaub ohne Rücksicht auf die Kosten wirklich ganz allein der Wiederherstellung und Kräftigung der Gesundheit widmen zu können, wozu heutzutage die wenigsten der deutschen Kolonialbeamten in der Lage sein dürften.

Wir blieben die Nacht über im Hafen liegen, da der Gouverneur, Herr v. Scheele, den Mr. Johnston zu einer Besprechung eingeladen hatte, die bis spät in den Abend hinein dauerte. Erst im Laufe des folgenden Vormittags wurde die Weiterfahrt begonnen. Auch, nachdem der „Bundesrat“ den engen Waldkanal wieder hinter sich hatte, wurde indessen nur Halbdampf aufgemacht, da die

Kessel in Sansibar einer Reinigung unterzogen werden sollten. Kurz nach dem Verlassen des Hafens von Dar es Salaam wurde abermals einer der an Malaria zu Grunde gegangenen Inder den Wellen übergeben. In letzter Zeit war noch öfters einer von diesen schwächlichen Menschen gestorben, und wir waren es zufrieden, daß die ganze lästige Gesellschaft uns in wenigen Stunden verlassen sollte, um auf einem andern Schiffe in ihre Heimat befördert zu werden.

Trotz der langsamen Fahrt dauerte es kaum einen drittel Tag, bis wir dicht unter den Ufern der Insel Sansibar dahindampften. Da man die Stadt nicht gleich zu sehen vermag, so hatte die Küste zunächst viel Ähnlichkeit mit dem Strande vor Dar es Salaam. Dichtes Grün und die leise vom Winde bewegten Fächer der Kokospalmen zeigten sich auch hier zuerst den erwartungsvoll ausschauenden Fahrgästen, und nur eine versenkte Dau, auf die uns einer der von der deutschen Küste mit uns herüberfahrenden Beamten aufmerksam machte, zog als einzige auffallende Erscheinung die Blicke auf sich. Wie man uns mitteilte, kommt es immer noch ab und zu vor, daß ein solches Schiff in dunkler Nacht den aufsichtführenden Kriegsschiffen entgeht und seine kostbare Ladung, bestehend aus Sklaven, an irgend einer abgelegenen Stelle der Insel an Land setzt. Das ziemlich wertlose Fahrzeug wurde dann, wenn die Gefahr einer Entdeckung drohte, angebohrt, und die schwarze Ladung auf irgend einem Wege in die Stadt gebracht.

Leider hatte sich der Himmel stark umwölkt, ehe wir auf der Reede von Sansibar eintrafen. Endlich erschien

das erste Haus, wahrscheinlich der Landsitz eines vornehmen Arabers, auf einer niedrigen Anhöhe unter den Palmen des Ufers. Dunkle Rauchwolken, die schwarzen Schlote verschiedener großer Dampfer und die roten Wimpel einer ganzen Flotte von Daus zeigten sich jenseits einer kleinen Landzunge. Und gleich darauf wurden auch die weißen Häuser der Stadt sichtbar, die Konsulatsgebäude mit den Flaggen ihrer Staaten und ein Gewirr von Straßen, die sich von dem belebten Strand die flachen Uferhöhen hinanzogen. Alle überragend lag vor uns ein mächtiger, blendend weißer Bau, von mehreren, übereinander hinlaufenden Galerien umzogen, der Palast des Herrschers von Sansibar. Langsam fuhren wir an ein paar stattlichen Ozeandampfern vorbei, und nach kurzer Zeit gingen wir unmittelbar neben dem kleinen deutschen Kriegsschiff der ostafrikanischen Station, der „Möwe“, vor Anker.

Der Regen, der uns noch eben bedroht hatte, war als ein Guß von glücklicherweise nur kurzer Dauer niedergegangen, und wir hatten genügend Muße, das lebendige Treiben zu beobachten, das sich an Deck und auf der uns umgebenden Flut entwickelte. Dutzende von Booten tanzen längsseit des „Bundesrat“ auf den Wellen der ziemlich bewegten See, und ihre Insassen, Wasuaheli in langen weißen Hemden oder in der einfachen Kleidung von Ruderern, machen einander unter lautem Geschrei die Reisenden streitig, welche sofort an Land zu gehen beabsichtigen. Noch sind wir mit dem Lesen der uns nach Sansibar entgegengesandten Posteingänge beschäftigt, doch schon wird unsere Aufmerksamkeit aufs neue durch eine Menge von feilschenden Indern und Singalesen in An-

spruch genommen, die das ganze Deck mit ihren Warenkästen in eine Art Jahrmarkt verwandelt haben. In einem soeben abstoßenden Ruderboot erblicken wir unsere arabischen Passagiere, die für die Ankunft in ihrer Heimat bessere Kleidung angelegt haben als bisher. Ihre hellen Gewänder umhüllt ein langer schwarzer Mantel mit eingewirkter Goldborte, und in der Rechten halten sie lange Schwerter in schön gearbeiteten ledernen Scheiden. Da schallt in das Lärmen und Rufen und in das Gerassel der hin und her schwingenden Krähne von unten herauf eintöniger Gesang, von lautem Händeklatschen begleitet. Ein mit arabischen Arbeitern überfülltes Boot legt sich eben neben den Dampfer, und die Leute, die bei dem Löschen und Laden der Fracht beschäftigt werden sollen, zwingen uns durch ihre nicht gerade sehr musikalischen Leistungen, die Erledigung unsrer Briefe auf einen ruhigeren Augenblick zu verschieben.

Eben wollte ich mich in die Kabine begeben, um mich zur Fahrt nach der Stadt fertig zu machen, als ein lautes „Donnerwetter, da sind Sie ja auch“ mich stutzen machte. Sofort erkannte ich in dem, der diesen Ausruf that, und der in demselben Augenblick die Treppe zum Hinterdeck emporstieg, meinen langjährigen Fachgenossen aus dem geographischen Colloquium des Geheimrats von Richthofen in Berlin, den Geologen Lieder aus Ostafrika. Hocherfreut über die Aussicht, mit diesem schon in Berlin wegen seines unverwüstlichen Humors allgemein beliebten jungen Forscher die Rückreise gemeinsam fortsetzen zu können, machte ich ihn mit Köhler bekannt, und obwohl unser künftiger Reisegefährte noch an den Folgen eines nicht

ungefährlichen Anfalles von Dysenterie litt, erkärte er ohne weiteres: „Jetzt bin ich für drei Tage Ihr Bärenführer durch das alte Sultansnest". Ohne seine ausgezeichnete Kenntnis von allen Winkeln der arabischen und indischen Viertel hätten wir schwerlich so viel von dem wunderbaren Leben und Treiben in dieser Stadt, der wichtigsten im Westen des indischen Weltmeeres, kennen gelernt, wie wir unter seiner sachverständigen Leitung zu sehen bekommen haben.





12. Kapitel.

Sansibar.

Seit der „Bundesrat“ auf der Reede von Sansibar lag, war kaum eine Pause in dem lebhaften Treiben an Bord eingetreten. Nach einer kurzen Musterung der in der Nähe des Fallreeps harrenden Bootinhaber und Fischer wählten wir einen rabenschwarzen Suahelijüngling, der durch die Sauberkeit seines bis auf die Knöchel reichenden Hemdes und die ruhige Würde, mit der er sich unter seinen schwarzen Landsleuten bewegte, uns vertrauenerweckender als jene erschien. Ali, dies war der Name des Edlen, behauptete zwar auf unsere Frage nach seiner Herkunft schlankweg, er sei ein echter Araber, indessen blieb diese Äußerung einer verzeihlichen Eitelkeit das einzige, was man ihm hätte vorwerfen können. Im übrigen hielt er so gute Mannszucht unter seinen Bootjungen und wußte an Land so geschickt jede Belästigung der sich ihm Anvertrauenden durch das Volk der Straße zu verhindern, daß wir ihn ohne weiteres zu unserm Leibdiener für die Tage unseres Aufenthalts in der ostafrikanischen Stadt

ernannten. Schon während der Fahrt trieb ihn der Ehrgeiz, mit uns zuerst die Landungsstelle zu erreichen, zu eifrigen, den Ruderern geltenden Kommandoworten, und so entwickelte sich ein förmliches Wettfahren über die prächtig schäumenden Wellen, bei dem unsre braven Kerle, die sich selbst durch muntern Gesang zu lebhafter Thätigkeit anspornten, ohne viel Mühe den Sieg davontrugen.

Beim ersten Betreten des Strandes geht es wohl manchem Neuling wie in so vielen orientalischen Häfen. Die Gebäude, die, vom Schiffe aus gesehen, sich so stattlich und so malerisch ausnahmen, lassen in zahlreichen Einzelheiten die sorglose Nachlässigkeit ihrer Besitzer erkennen. Was von weitem erschien wie der Palast eines vornehmen Asiaten, das entpuppt sich bei näherer Betrachtung als das Heim eines gemeinen indischen Wucherers. Die Ufergegend, deren hübschen Gesamteindruck er eben noch vor Augen hatte, will ihm jetzt mit den schlechten Wegen, mit dem überall umherliegenden Gerümpel und mit den üblen Gerüchen, die faulende Fische und weggeworfene Früchte und Speisereste in der dumpfen Schwüle der auf das Meer mündenden Gassen verbreiten, gar nicht mehr so recht gefallen. Mag er sich trösten. Der Schmutz und die zwar malerische, aber in der Nähe oft nichts weniger als anziehende Unordnung sind eine unabänderliche Beigabe fast aller dieser Städte, während die farbenprächtigen Bilder des Menschentreibens in den Straßen in ihrer engen Umrahmung durch düstere Mauern und gefängnisähnliche Häuser eher gewinnen als verlieren. Dazu kommt, daß dies Leben in einem großen, von der europäischen Kultur noch so wenig berührten

Handelsplatz wie Sansibar uns in seiner fremden Eigenart viel auffallender entgegentritt als in den meisten Ortschaften Nordafrikas oder Westasiens. Endlich aber muß der Reisende, der eine solche wirklich kennen lernen will, ein wenig von dem Gefühl seiner kulturellen Überlegenheit daheim oder wenigstens an Bord seines Schiffes zurücklassen, er muß versuchen, selbst mit dem Blick eines Malers die Bilder zu erfassen, die sich in ewigem Wechsel an ihm vorüberdrängen, und er darf vor allem nicht über jede Einzelheit, die sein Auge, über jeden Geruch, der seine Nase in ungewohnter Weise trifft, in Verzweiflung geraten. Wer während einer solchen Fahrt allenthalben die Bequemlichkeit und die Annehmlichkeiten seiner europäischen Heimat zu finden erwartet, wer sich darüber entrüstet, daß ein Hotel in Sansibar einer Dorfkneipe ähnlicher ist als einem mit allen Anforderungen der Neuzeit ausgestatteten Gasthofe, dem ist nur ein Rat zu erteilen. Er bleibe hübsch zu Hause und freue sich dort seiner Behaglichkeit. Aber er verzichte auch auf die Hoffnung, von seinem Studiertische aus den Entwicklungsgang fremder Länder jemals so völlig begreifen zu können, wie wenn er das Auf- und Abwogen ihres Lebens mit eigenen Augen geschaut haben würde.

Nicht immer freilich lassen sich die verschiedenen Zeiten, in denen ganze Völker in der Beherrschung jener fernen Tropenreiche einander ablösten, in dem flüchtigen Getriebe des Tages ahnen. Oft sind nur die steinernen Reste vergangener Jahrhunderte mahnende Zeugen der Vergänglichkeit einer Gewalt, die versäumt, die Waffen gegen ihre Gegner unter den Beherrschten geschärft zu halten.

Das Sinken der portugiesischen Macht in Europa, aber wohl auch die übermäßige Unterdrückung der unterworfenen Gebiete haben den arabischen Sultanen die Eroberung von Ostafrika erleichtert. Heute erinnern nur die Ruinen einzelner Bauten und die zinnengekrönten Rundtürme in den Städten dieser Länder daran, daß auch hier schon vor mehr als dreihundert Jahren die Flagge einer europäischen Seemacht wehte.

Langsam sind wir die Hauptstraße aufwärts gewandelt, und mit einem Male umgiebt uns ein Gedränge und ein Treiben, als befänden wir uns mitten in dem Trubel eines Jahrmarkts. Rechts und links reiht sich, schwarzen Höhlen vergleichbar, in den Erdgeschossen der den schmalen Weg einfassenden Häuser ein Lager an das andere. Seltsam geformte Früchte, daneben Säcke und Körbe mit stark duftenden Gewürzen, buntgewirkte Tücher und leichte seidene Stoffe füllen das Innere der halboffenen Räume bis unter die niedrige Decke. Vor andern Ladenöffnungen hängen Felle und Stöcke, und die herumstehenden Gehörne und Tierschädel werden von ihren Besitzern, die in uns sofort kauflustige Fremde erkannt haben, aus den dunkelsten Winkeln der Niederlage herbeigeschleppt, um mit gewaltiger Verschwendung von Worten angepriesen zu werden. Nur ab und zu wandelt stolzen Schrittes ein Araber durch die drängende und stoßende Menge. Die Handelsleute in den finstern Verschlägen, die Frauen mit den zierlichen Gliedmaßen, die Kinder, die im Hintergrunde der Räume hocken, sie alle sind Inder, und dazwischen wimmelt es von schwarzen und helleren Gestalten, in das lange weiße Hemde der Suaheli gehüllt

oder in der bedeutend einfacheren Tracht der erst kürzlich aus dem Innern gekommenen Eingeborenen. Die braunen Mädchen, die uns in Scharen begegnen, haben ihr Haar trotz seiner Kürze in wunderlicher Art verschlungen, und der Stolz, mit dem sie unsere Bewunderung für diesen Kopfputz bemerken, gleicht dem einer weißen Dame, die sich etwas auf ihren besonders auffallenden Hut einbildet. Jene olivenfarbenen Schönen mit langen, schwarzen Locken, die mit dem ganzen Hochmut eines Kindes auf ihre von der Natur weniger begünstigten Schwestern herabsehen, sind Abessinierinnen, und unser an afrikanische Menschen gewöhntes Auge vermag in der an uns vorüberziehenden Menge deutlich eine ganze Reihe von einander abweichender Gesichts- und Körperbildungen zu erkennen, welche die Verschiedenheit der Abstammung selbst unter der schwarzen Bevölkerung von Sansibar erkennen lassen.

Stundenlang verweilen wir in den Straßen des Basars. Nicht allein die Menschen erwecken unser Interesse, sondern auch der Inhalt einzelner Läden kann selbst den Kenner afrikanischer Jagdtrophäen und Merkwürdigkeiten im höchsten Grade fesseln. Ein paar mächtige Kiboko-, d. i. Flußpferdschädel, liegen in einer solchen Auslage an hervorragender Stelle, und einige neben ihnen aufgestellte Rhinoceroshörner von fabelhafter Länge erregen die Freude eines jeden Sammlers. Wir fragen nach dem Preis eines besonders schönen Stückes. „Fünf Pfund", lautet die Antwort des zungengewandten Inders, und kühl lächelnd erklären wir ihm, daß wir anderthalb Pfund Sterling zahlen werden, aber nicht einen Schilling darüber. In verzweiflungsvoller Rede setzt er uns aus-

einander, daß er mit seiner ganzen Familie dem Hungertode preisgegeben sei, wenn er sich auf einen solchen Handel einlasse. „Geben Sie dem Schuft auf keinen Fall mehr als fünfunddreißig Schilling“, tönt hinter uns die leise Stimme Lieders, der mit höchstem Vergnügen die wilden, von entsetzlichem Augenrollen begleiteten Geberden des Händlers und einiger anderer, plötzlich im Hintergrund auftauchender Gestalten beobachtet. Eine Viertelstunde noch geht der Redekampf hin und her, dann werden die heftigen Armbewegungen des Asiaten, mit denen er seinen Wortschwall begleitet, ruhiger, seine Züge werden matter, und endlich hat er eingesehen, daß er es mit einem im Umgang mit seinesgleichen geübten Reisenden zu thun hat, und läßt das Horn für den ihm zugesagten Preis ohne ein weiteres Wort ab. Herr Harmening, der glückliche Käufer, nimmt sein Eigentum an sich, und schon breitet der nach seinen eben erst ausgesprochenen Worten zu Grunde gerichtete Halunke neue Waren vor uns aus, mit der dringenden Aufforderung, doch ja nur bei ihm zu kaufen, da alle seine Zunftgenossen Betrüger seien.

Zahllose Gegenstände nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Herrliche Spazierstöcke aus Rhinoceroshorn, andere aus Rohr, die man sich um mäßigen Preis beim nächsten, ebenfalls im offenen Laden hockenden Metallarbeiter mit einem silber- oder goldgetriebenen Knopfe versehen läßt, dazwischen ein prächtiges Löwenfell, für das der Besitzer aber eine für uns unerschwingliche Summe fordert, in einem Verkaufsstand ein paar Elephantenzähne von mehr als Mannslänge und endlich, als schönster Schmuck des Zimmers verwendbar, die gewaltige Wehr

des afrikanischen Büffels. Die Antilopengehörne dagegen, welche die Mehrzahl der ausgestellten Gegenstände bilden, erscheinen uns Südafrikanern nicht allein ihrem wahren Wert nach noch viel zu teuer, sondern sie sind auch viel kleiner und schwächer als die der ihnen verwandten Arten im Hererolande, wahrscheinlich, weil diese Bewohner der Steppe sich dort ihnen weit mehr zusagender Lebensbedingungen erfreuen als in dem feuchten Tropengebiet.

Unter den sonderbaren Erzeugnissen Afrikas, die in den Auslagen die Blicke der Vorübergehenden auf sich ziehen, findet sich öfters die Seekokos von den Seschelleninseln, deren höchst unanständige Gestalt man als einen schlechten Witz bezeichnen könnte, den sich Mutter Natur erlaubt hat. Daneben aber giebt es in Hülle und Fülle die köstlichsten Früchte, welche das Küstengebiet des indischen Meeres hervorbringt, und neben Massen von Orangen, Ananas und Bananen, die hier wie überall in Ostafrika feilgehalten werden, lagern ganze Haufen uns bisher unbekannter Erzeugnisse der Fruchtgärten. Es wird uns schließlich schwer, uns von dem bunten Getriebe im Basar loszureißen, aber wir müssen eilen, denn noch sind verschiedene Geschäfte und ein Besuch auf dem Konsulat des Deutschen Reiches zu erledigen.

Auf Empfehlung einiger Deutsch-Ostafrikaner begaben wir uns zu einem Schneider, um uns mit mehreren ganz leichten weißen Anzügen zu versehen, die für die Fahrt durch den Golf von Aden und das Rote Meer in dieser Jahreszeit unentbehrlich sind. Das Haus, zu dem uns unser Begleiter durch ein schmales Seitengäßchen führte, war eines jener Bauwerke, die durch ihre Enge und die

im Innern herrschende Dunkelheit schon von vornherein abstoßend wirken. Geradezu furchtbar aber war der Raum, der gleichzeitig als Stoffniederlage, als Werkstatt und als Wohnung für ein Dutzend Menschen diente. In einer Art Höhle von der Größe eines mäßigen Zimmers kauerten zwischen gewaltigen Haufen weißer und grellbunter Zeuge acht oder zehn emsig nähende Hindus. Der dumpfe Geruch, der von den Tuchmassen und den Menschen ausging, war beinahe unerträglich, und wir waren froh, als der „Meister" das Geschäft des Maßnehmens beendigt hatte. Natürlich versuchte auch er uns bei der Feststellung des Preises zu betrügen, allein Lieders kräftigen Einwänden gelang es, die ursprünglich geforderte Summe auf den gebräuchlichen Satz zurückzuführen. Die aus Hose und Rock bestehenden Anzüge, die wir nach zwei Tagen fix und fertig erhielten, waren übrigens wirklich billig, denn jeder einzelne kostete nur fünf Rupies, was nach unserem Gelde etwa sechs bis sieben Mark entsprechen würde. Einige Jahre früher sollen sie sogar für noch weniger Geld zu haben gewesen sein.

Froh, das abscheuliche Loch der Schneiderwerkstatt verlassen zu können, suchte ich Herrn v. Buri auf, der nun schon seit einem Vierteljahr in Sansibar weilte. Während wir bei einer Tasse Thee in einer luftigen Halle beisammen saßen, ließ sich ein Herr melden, der eben erst von Uganda angekommen war. Es war der französische Reisende Lionel Dècle, dem man von den Anstrengungen seiner weiten Reise — er war von Südafrika aus landeinwärts gezogen — nicht das geringste anmerkte.

Mehr als die kurze Unterredung mit diesem Manne,

steht vor meiner Erinnerung die Besteigung des flachen Daches des Konsulatsgebäudes als einer der Eindrücke, die sich dem Gedächtnisse einprägen, um nie wieder daraus zu entschwinden. Es war indessen weder die Aussicht über die weißen Häusermassen der Stadt Sansibar noch auch der Blick in das Gärtchen drunten mit seinen Kokospalmen und tropischen Pflanzen und auf die unmittelbar zu unseren Füßen plätschernden Wellen. Überhaupt war es nicht die äußere Erscheinung dessen, was wie ein Rundgemälde sich rings umher ausbreitete, und das von vielen Häusern des Ortes bedeutend anziehender wirken mochte als von der Höhe dieses Gebäudes aus. Die flache Küste des Festlandes, die fern im Südwesten als graublauer Streifen sichtbar ward, konnte ebenfalls nicht als etwas Außergewöhnliches gelten. Und doch war sie es, die die Gedanken eines jeden gefangen nahm, der dem dunkeln Weltteil sein Interesse zugewandt. Jener Landstreifen war der Ausgangspunkt mehrerer Reisender gewesen, denen es vergönnt war, den Schleier, der über die Rätsel dieser wunderbaren Länder gebreitet lag, zu einem großen Teile zu lüften. Dort drüben befand sich Bagamoio; von dort aus trat Livingstone die große Expedition an, welche ihn zu so herrlichen Entdeckungen führte, und von der er nur als Toter auf den Schultern seiner treuen Suaheli zurückkehren sollte. Einen gewaltigen See und einen mächtigen Strom hatte er auf seinen letzten Fahrten erreicht. Von Bagamoio aus zog dann sein Nachfolger Stanley gen Westen, um festzustellen, ob die von jenem geschauten und durch unbekannte Länder gen Norden ziehenden Gewässer die Quelle des heiligen Flusses von

Egypten seien, und er entdeckte in ihnen den Oberlauf des Kongo, in dem er zugleich den zweitgrößten Strom der Erde feststellen konnte. Der Name des unscheinbaren Bagamoio ist somit für alle Zeit mit den letzten der Entdeckerfahrten verbunden, welche die Gestaltung ungeheurer Räume von Innerafrika zur Kenntnis der Völker Europas gebracht haben.

Leider wurden wir während unseres Aufenthalts an Land wieder von strömendem Regen überrascht, so daß wir genötigt waren, in ein Hotel zu flüchten. Das Haus glich seinem Aussehen nach einer Fuhrmannskneipe, allein was wir erhielten, war gut, und die Getränke waren vorzüglich in Eis gekühlt, das in einer dem Sultan gehörigen Fabrik hergestellt wurde. Einige Zeit nach dem Aufhören der Niederschläge hatten sich auch die Bäche verlaufen, welche die nach dem Strande führenden Straßen herabrieselten. Unser Rückweg führte uns abermals durch einige von Hindus bewohnte Gassen. Wenigstens waren die zum Teil recht stattlichen Häuser mit indischen Meißelarbeiten geschmückt, und besonders die Pfeiler der Thüren wiesen in behauenem Stein oder in geschnitztem Holze oft recht beachtenswerte Zierden auf. Einige der hohen Steinbauten wurden uns als das Eigentum besonders reicher Kaufleute bezeichnet, und es soll unter diesen aus Südasien stammenden Leuten mehrere geben, deren Besitz nach einer Anzahl von Millionen zählt. Allerdings sind diese riesigen Vermögen weniger durch ehrlichen Handel als durch wucherische Geschäfte aller Art erworben, und besonders von den Arabern der Stadt ist, seit der ehedem so gewinnbringende Sklavenhandel halb und halb ver-

nichtet ist, mancher diesen schlauen Geldmännern bis über die Ohren verschuldet.

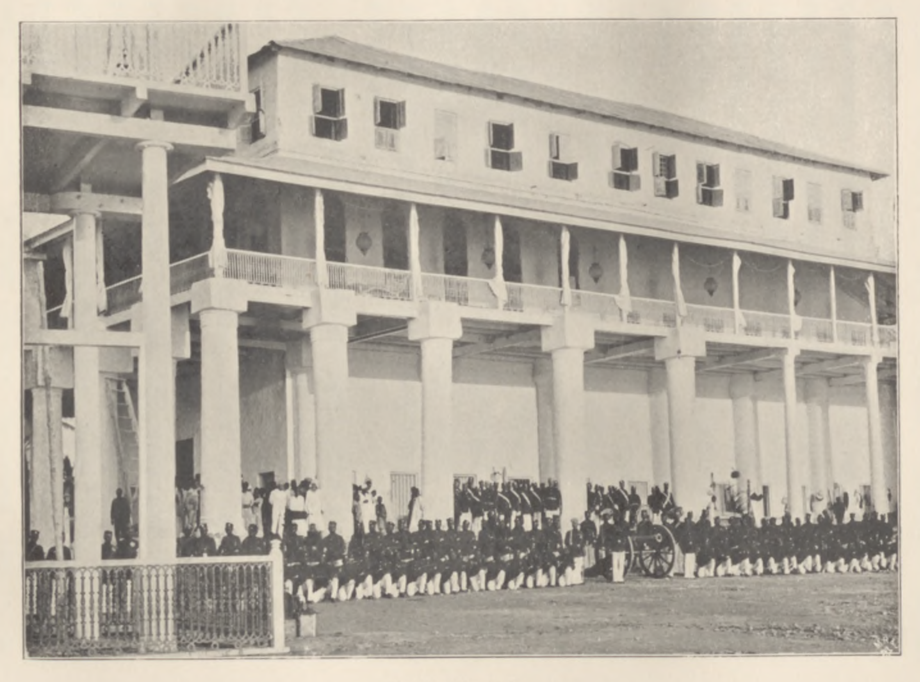
Ein eigentümlicher Anblick wurde uns in nächster Nähe des für die Boote bestimmten Landungsplatzes zu teil. In halboffenem, vergittertem Raume hockte eine ganze Reihe mit langen Ketten gefesselter Gefangener, und das leise Klirren, das bei jeder Bewegung der Leute aus ihrem Gewahrsam hervordrang, war ganz geeignet, einen der neuzeitlichen Verfechter überspannter Humanitätsgedanken zu einer Donnerrede gegen solche Grausamkeit zu veranlassen. Die in Haft befindlichen Sträflinge fühlten sich aber ganz wohl, denn sie schwatzten höchst vergnüglich miteinander, sie machten ihre Glossen über die Vorübergehenden, und einige verstiegen sich sogar zu einem herzhaften Gelächter. Ihnen erschien ihre Fesselung offenbar als etwas ganz Selbstverständliches, und sie würden dem Vorschlage, sie in einem europäischen Gefängnis zu einer unter scharfer Aufsicht ausgeführten mehrjährigen Arbeit zu nötigen, vermutlich sehr wenig Verständnis entgegengebracht haben.

Auch eine Gefangene sah ich auf diesem Wege. Der enge Käfig, in den man sie eingeschlossen hatte, schien ihr wenig zu behagen, und unter unruhigem Stöhnen wandte sie sich unaufhörlich von einem Ende zum andern. Es war eine prächtige, unlängst gefangene Löwin, vom Sultan zum Geschenk für die Königin von England bestimmt, und sie harrte hier ihrer Einschiffung auf einem der in den nächsten Tagen abgehenden Dampfer.

Kurz vor Einbruch der Nacht trafen wir wieder auf dem „Bundesrat“ ein. Von der Stadt war nichts als

eine lange Reihe blinkender Lichter zu sehen, und während der Wind deutlich die Klänge der Militärmusik vom Platze vor dem Sultanspalast zu uns herübertrug, wurde ein Plan für die möglichst weitgehende Ausnutzung der folgenden Tage ausgearbeitet. Doch ehe wir an ihre Ausführung gehen konnten, sollte uns noch ein recht gründlicher Ärger zu teil werden. Am andern Morgen langte nämlich, in große Ballen verpackt, die Wäsche an, die wir auf dringendes Flehen einiger indischer Kulis ihnen zur Reinigung übergeben hatten. Aber was bekamen wir zu sehen! Zehnfach schmutziger, als die weißen Röcke und die Flanellhemden durch den Kohlenstaub des Schiffes geworden waren, kamen sie zurück, und obendrein waren sie klatschnaß; an ein Anziehen der Sachen im Laufe der Woche war gar nicht zu denken. Und nun pflanzte sich einer der Kerle gar noch vor uns auf und begann in gräßlichem Englisch eine längere Rede. Zuletzt kam er zu dem merkwürdigen Schlusse, jeder von uns müsse ihm und seinem Kameraden zehn Mark zahlen, für „Reinigung" der Wäsche, wie er sich erfrechte, zu behaupten. Schließlich, nachdem er, ergeben lächelnd und unter höflichen Verbeugungen, eine Flut von Vorwürfen hatte über sich ergehen lassen, zog er mit dem Gelde ab, wir aber übergaben sämtliche Stücke sofort einem Matrosen, der uns dieselben gleich noch einmal zu waschen versprach.

Zum Glück waren am Freitag Morgen die neugearbeiteten Anzüge bereits in unsern Händen, so daß einem Besuch der an diesem Tage unter den Augen des Sultans stattfindenden Parade der Truppen von Sansibar nichts im Wege stand. v. Buri erwartete uns in der Nähe des



Sultanspalast.

Landungsplatzes, um uns zum Palast zu begleiten. Während wir durch die Straßen schritten, durch die bereits kleinere Abteilungen von schwarzen Soldaten heranmarschierten, veranlaßte mich ein plötzlicher Lärm, mich umzuschauen. Die Ursache war bald ermittelt. Lieder, der ein wenig zurückgeblieben war, hatte einen ihm früher einmal durchgegangenen, diebischen Träger unter dem schaulustigen Volk entdeckt und den sich eilig duckenden Schuldigen mit kühnem Griff aus der ihn umgebenden Menge hervorgezogen. Mit lauter Stimme stellte er ihm eine derbe Tracht Prügel in Aussicht, wenn er es wagen sollte, ihm noch einmal über den Weg zu laufen, und kaum hatte er den völlig Verblüfften losgelassen, als dieser seine langen Beine in Bewegung setzte und zum Jubel der Umstehenden mit gewaltigen Sprüngen in dem nächsten Seitengäßchen verschwand. Nach dieser kurzen Unterbrechung nahmen wir auf der Freitreppe vor dem Palast Aufstellung.

Die damalige Residenz des Beherrschers von Sansibar zeichnet sich eigentlich nur durch ihre Größe vor den übrigen Gebäuden der Stadt aus. Äußerlich wenigstens verriet nichts ihre Bestimmung, und nur einige Galawagen, die auf einer Rampe der untersten von den das mächtige Gebäude umziehenden Galerien standen, deuteten durch ihren Prunk die hohe Stellung ihres Besitzers an. Ehe noch die Mannschaften des kleinen Heeres aufmarschiert waren, herrschte bereits ein eigenartiges Leben vor dem hohen, in das Innere führenden Thor. Zu Hunderten erschienen vornehme Araber im Feiertagsgewand; von den Schultern der meisten wallten schwarze Mäntel

mit goldner Stickerei, und alle führten sie ihre schöngearbeiteten Schwerter mit sich. Die malerischen Gestalten in der einfachen und dennoch würdigen Tracht, die scharfgeschnittenen Gesichter dieser Männer, die in stolzer Ruhe an uns vorüberschritten, um an dem Festtage der mohammedanischen Welt dem Herrn des Landes ihren Gruß darzubringen, dazu die kriegerische Musik der anrückenden Truppen, die von hellfarbigen Offizieren, zum Teil Persern, Belutschen und andern geführt wurden, das alles war wie ein lebendes Bild aus einem altorientalischen Reiche. Doch da ertönt ein lauter Marsch, die langen Reihen der dunkelfarbigen Krieger präsentieren das Gewehr, und das Phantastische des Gemäldes, das uns eben noch in eines der Sultanate Südarabiens zu versetzen vermochte, ist verschwunden. Unter Vorantritt von vier Dienern in langen weißen Hemden naht im hellen Anzuge und hohen Tropenhelm der, dem diese Ehrung gilt, der englische Konsul, und während er an uns vorüberschreitet, haben wir Zeit, darüber nachzudenken, wie lange die Scheinselbständigkeit des Sprößlings der Herrscher von Oman und Maskat wohl noch dauern wird. Ein wehmütiges Gedenken an eine nur um wenige Jahre zurückliegende Zeit beschleicht unser Herz, und dies Gefühl wird nicht gemildert, als wir die deutschen Kommandoworte aus dem Munde des englischen Oberbefehlshabers und seiner fremdländischen Offiziere vernehmen. Diese Rufe, die laut über die Reihen der strammen schwarzen Mannschaft hinwegschallen, sind wohl die letzte Erinnerung an jene Zeit, in der deutscher Einfluß hier noch so groß war, daß die einstmalige Uebernahme der Nelkeninsel

durch das Reich völlig gesichert erschien. Wieder ertönt das Kommando zum Präsentieren, und während das goanesische Musikerkorps aufs neue die Klänge einer kriegerisch wilden Melodie ertönen läßt, zeigt sich auf einen Augenblick, einem Schatten gleich, die Gestalt eines untersetzten Mannes hinter einem halbverhüllten Fenster des kleineren Seitenpalastes. Das war der Sultan, allein vergebens bemühten wir uns, ihn noch einmal zu Gesicht zu bekommen. Er blieb fortan hinter den Vorhängen verborgen, und wir mußten uns begnügen, die Menge seiner Vornehmen zu mustern, die von einem langen Balkone aus dem militärischen Schauspiel zusahen. Unter ihnen wurde uns der Prinz gezeigt, der in den Augen der Araber als allein berechtigter Thronfolger galt, wenn ich nicht irre, derselbe Mann, der seit dem Bombardement der Stadt durch die Engländer unter deutschem Schutz an der Küste unserer Kolonie lebt.

Als die uniformierten Truppen bereits abgezogen waren, nahte unter Absingen einer seltsamen, tanzartigen Weise noch ein bunter Haufe von Arabern, der, zum Teil mit entblößten Schwertern, die Straße entlang zog. Es war eine Art von unregelmäßiger Truppe, aber da die Übungen, die sie bisweilen ausführen, für diesmal ausblieben, so verließen auch wir den Platz vor dem eigentlichen Palast, der auf der einen Seite von einem niedrigen, langweilig aussehenden Gebäude, dem Harem, begrenzt ward. Wir hatten noch mannigfache Gänge zu erledigen, und unser erster Besuch galt dem Laden zweier singhalesischen Goldschmiede, bei denen Köhler einige Einkäufe zu machen beabsichtigte. Man erlasse mir die Schilderung

der schier endlosen Verhandlungen mit den beiden braunen Kerlen. Nach fast einstündigem Aufenthalt war es meinem Freunde gelungen, ein paar goldgefaßte Löwenklauen zu einem Preise zu erstehen, der ihm nicht gar zu hoch dünkte, und er war nicht wenig überrascht, als Lieder ihm später eröffnete, er habe immer noch viel zu viel für die beiden übrigens wirklich hübsch gefaßten Dinger bezahlt.

Ein Besuch des Negerdorfs vor der Stadt mußte wegen strömenden Regens auch an diesem Tage unterbleiben, und als wir uns gegen Abend zum deutschen Konsulat begaben, um einer Einladung des Herrn v. Buri Folge zu leisten, floß uns in der Nasimoia ein ganzer Bach trüben Wassers entgegen, so daß wir uns unter der Traufe der Dächer durchdrücken mußten, um wenigstens nicht mit gänzlich aufgeweichtem Schuhwerk bei unserm Gastgeber anzutreten. In den hohen, nach dem Garten und der See zu geöffneten Räumen des Konsuls herrschte ein angenehmer, kühler Luftzug. Orientalisch war die Anlage der Wohnung, dem Orient entstammte ein Teil des Hausrats und die Waffen und Schmuckstücke an den Wänden, und Kinder des Südens waren die dunkelfarbigen Diener, die uns in lautloser Gewandtheit Speisen und Getränke darboten. Deutsch war indessen die Küche und besonders der edle Wein, und an die Heimat gemahnte vor allem die gemütliche Stimmung, welche während der Mahlzeit und beim Kaffee herrschte, der in zierlichen arabischen Schalen gereicht ward. Wir freuten uns, die Einladung mit einer ebensolchen an Bord erwidern zu können, wo an diesem Abend eines der paar auf Eis mitgeführten Fäßchen Spatenbräu aufgelegt

werden sollte, in diesen Gegenden ein seltenes Ereignis. Als wir auf dem „Bundesrat“ anlangten, trafen wir bereits eine Anzahl Offiziere von der „Möwe“ und einige andere Herren an, und es dauerte nicht lange, so folgte auf das Mahl an Land eine ebenso gemütliche Kneiperei auf See, an der sich selbst unser englischer Mitreisender Johnston beteiligte. Nur, wer mehrere Jahre in heißen afrikanischen Ländern gereist ist und während dieser Zeit nichts als ab und an das dicke, pasteurisierte und spritreiche Flaschenbier getrunken hat, das man in Außereuropa zu erhalten gewohnt ist, nur der vermag den Genuß zu verstehen, der darin liegt, nach einem heißen Tropentage zum ersten Male wieder ein Glas frischen Faßbieres schäumen zu sehen.

Fast vier Tage hatte unser Aufenthalt vor der schönen Insel gedauert. Ehe wir die Anker lichteten, gesellte sich abermals ein neuer Reisegefährte zu uns, v. Tippelskirch, der Inhaber des größten deutschen Ausrüstungsgeschäftes für die Kolonien, der einige Monate in Ostafrika geweilt hatte und als Andenken zwei dienende Geister schwarzer Abstammung mitbrachte. Der eine von ihnen, Abdallah mit Namen, war seiner Behauptung nach ein Komorenaraber, doch mußte sich das arabische Blut bei ihm wohl allgemach wieder verflüchtigt haben, denn er sah in seinem braunen Drellanzug genau so aus wie einer der Suaheliburschen unserer deutschen Offiziere. Das andere dunkelhäutige Geschöpf, das auf den Ruf Galla hörte, hatte trotz seiner acht Jahre schon ein sehr bewegtes Leben hinter sich. Fern in Uganda am Nordende des Niansasees geboren, war die Kleine von Sklavenjägern geraubt und nach längeren Irrfahrten an die Küste gelangt, wo sich

schließlich ihr neuer Herr ihrer angenommen hatte, um sie in Berlin erziehen zu lassen. Der edle Abdallah war ein ganz anstelliger Kerl, und er wurde von verschiedenen Herren öfters in Anspruch genommen, wenn es galt, eine frische Kokosnuß anzuzapfen. Offen gestanden, fand ich nie etwas Besonderes an der trüben, fad schmeckenden Flüssigkeit, die der — nebenbei bemerkt — frischen und noch grünen Frucht entquillt. Uebrigens wurde von allen Anwesenden viel lieber den köstlichen, eben im Ausreifen begriffenen Orangen zugesprochen, die besagter v. Tippelskirch in zwei mächtigen Körben hatte an Bord bringen lassen. Eigentlich waren sie dazu bestimmt, zur Probe nach Europa gebracht zu werden, um zu versuchen, ob sie sich bis dahin halten würden. Zu seinem Bedauern erreichte aber nur ein sehr kleiner Teil der herrlichen Früchte dies Ziel. Denn kaum hatte der Allerweltsmann Lieder von ihrem Vorhandensein Kenntnis erlangt, als er, dem in solchen Dingen selbst der Kapitän keinen Widerspruch entgegenzusetzen wagte, sofort verfügte, daß nach jeder Mahlzeit eine nicht zu gering bemessene Anzahl der saftigen Apfelsinen auf der Tafel zu erscheinen hätten, „damit wir uns überzeugen könnten, inwieweit sie etwa durch den Transport gelitten hätten."

In den Vormittagsstunden des vierten Tages lichteten wir die Anker. Langsam zogen die weißen Häuser der Stadt an uns vorüber, und bald waren auch die draußen auf der Reede liegenden Dampfer und die große Schar der auf den Wellen schaukelnden Araberdaus hinter den Kokoshainen verschwunden, die sich bis dicht an das Meeresufer ausdehnten. Dann richtete sich der Bug unseres

Schiffes gen Norden, der deutschen Küste zu. Für einige Stunden war wieder das Getriebe an Bord das einzige, was uns Abwechselung bot. Wir hatten gehofft, nachdem das indische Gesindel in Sansibar an Land gesetzt war, beim Blick von dem hohen Hinterbau endlich einmal ein von aller Unsauberkeit befreites Deck vor uns zu haben. Aber ach, das Volk, das sich jetzt da unten zusammendrängte, war nur um weniges besser als die schmutzstarrende Gesellschaft, die uns vor wenigen Tagen verlassen. Arabische Mekkapilger, die in Aden oder Sues ein anderes Schiff nach dem ersehnten Lande zu treffen hofften, lagerten da auf niemals gereinigten Decken und, offenbar der Reise wegen, in vierter Garnitur, und der Duft, der von diesem wirren Durcheinander von Menschen, Kochgerätschaften und altem Hausrat zu uns emporstieg, war genau derselbe, wie wir ihn schon seit der Abreise von Durban hatten ertragen müssen. Auf dem Vorderdeck befand sich außerdem noch eine ganze Sammlung mehr oder weniger seltener Tiere, darunter natürlich auch einige Affen, die ihren Aufenthalt an Bord dazu benutzten, sich vom ersten Tage ab an den Vorübergehenden zu vergreifen und auch sonst alles mögliche Unheil anzurichten. Mitunter verkündete wildes Gekreisch, daß einer der Matrosen soeben Rache für einen ihm gespielten Schabernack genommen, aber während den kleinen Übelthätern ein jeder von Herzen diese Strafe gönnte, erfreuten sich zwei von Lieder mitgebrachte Strauße des allgemeinen Mitleids. Ein ungeschickter Handwerker hatte einen oben zwar nur vergitterten, aber viel zu niedrigen und engen Stall für die Tiere angefertigt, und es war ein tragikomisches

Schauspiel, wenn sich die langhalsigen Köpfe der beiden Riesenvögel hoch über ihrem Kasten wie hülfeflehend hin und herwendeten. Lange haben sie denn auch diese Art des Reisens nicht ausgehalten. Schon am nächsten Tage hatten die in der Nähe des Dampfers sich aufhaltenden Haie die Genugthuung, ein ihnen bis dahin jedenfalls unbekanntes Geflügel verzehren zu dürfen, und noch ehe wir das Rote Meer erreichten, fand auch der andere Strauß ein feuchtes Grab in den Fluten des Golfs von Aden.

Bald wurde die deutsche Küste wieder sichtbar, und nach kurzer Fahrt liefen wir in die weite Bucht von Tanga ein. Auch dieser zweite, von uns berührte Punkt unserer Kolonie besitzt einen herrlichen Hafen, und seine Umgebung ist landschaftlich noch anziehender als die von Dar-es-Salaam. Gleich nach unserer Ankunft legten einige Boote an unserm Dampfer an, und eines von ihnen trug uns bald darauf dem Lande zu, denn unser Aufenthalt war diesmal nur nach Stunden bemessen. Lieder ließ sich mit unserm lebhaft schwatzenden Rudervolk in ein Gespräch ein. Wie er uns berichtete, drehte sich die eifrig geführte Unterhaltung um Stadtklatsch und in erster Linie um einige Massaiweiber, die kürzlich aus dem Innern an die Küste gekommen waren. Bald stieß das Fahrzeug knirschend auf den Sand, und dann ging es einen steilen Weg einige hundert Schritte an dem hohen Ufer hinauf in den Ort.

Tanga ist ein bei weitem ursprünglicherer Platz als der Sitz der deutschen Behörde, und doch hatte das üppigere Grün seiner Wälder, der Ausblick auf das freie Meer und auf ferne Gebirge einen weit größern Reiz als die flachere Landschaft um den Hauptort von Deutsch-



Tanga.

Ostafrika. Wir hatten leider nur wenig Zeit, die verschiedenen Teile der Niederlassung zu besichtigen, und so richteten wir unsere Schritte wenigstens nach dem Eingebornenviertel. Unterwegs fiel mir ein Baobab durch besondere Größe auf. Der riesige Baum mit seiner plumpen und doch gewaltigen Masse und mit seiner urwüchsigen Kraft ist mir stets wie ein dem Pflanzenreich entstammendes Sinnbild des ganzen wunderbaren Weltteils erschienen. In dem sauber gehaltenen Negerdorf wartete unser ein überraschender Anblick. An einige Kokospalmen gefesselt, standen zwei indische Elefanten auf einem freien Platz, während eine neugierige Volksmenge in achtungsvoller Scheu eine kleine Bodensenke umstand, in der stöhnend und mühsam atmend ein dritter Koloß lag, um den einige indische Wärter beschäftigt zu sein schienen. Wir traten näher und erfuhren, daß dies die Elefanten seien, welche der Durchquerer Afrikas, Graf Götzen, vor Antritt seiner Reise hier zurückgelassen habe. Das eine der Tiere lag offenbar im Sterben, und wie uns einer der Inder unter den gewohnten lebhaften Geberden versicherte, hatte es „schlechtes Essen genommen“. Ich habe später den begründeten Verdacht aussprechen hören, daß dies „schlechte Essen“ ihm von seinen eigenen Aufsehern beigebracht sei, welche die Furcht vor einer Reise in das Innere zu dieser gemeinen Handlung bewogen haben soll. Was aus den andern beiden geworden ist, weiß ich nicht, aber von dem Geschick wenigstens des einen unglücklichen, das gerade vor unsern Augen verendete, konnte ich später dem kühnen Reisenden Kunde geben, als wir uns in Berlin über seine Elefanten unterhielten.

Noch langte die Zeit gerade zu einem kurzen Besuch auf der Boma, d. i. auf der Festung, wo Lieder noch eine kleine Kasinorechnung berichtigen wollte, ehe er Ostafrika verließ. Die luftige Halle, von der aus man eine herrliche Aussicht über den Hafen genießt, enthielt als Hauptschmuck zwei nicht ganz vollendete Freskogemälde, von denen das eine den Schneegipfel des Kilimandscharo, das andere eine Löwenscene darstellte. Liebenswürdig wie überall, wo Deutsche den Boden einer deutschen Kolonie betreten, war auch hier die Aufnahme, und die Herren, die wir daheim trafen, ließen sich nicht nehmen, uns das Beste vorzusetzen, was sie uns anzubieten wußten. Und als das edle Naß, mit dem sie ihren Landsleuten eine unerwartete Freude zu bereiten glaubten, erschien ihnen nicht etwa schäumender Sekt oder feuriger Rheinwein, denn von diesen hatten wir ja selbst genug an Bord. Nein, das kostbare Getränk, das in den Pokalen perlte, war echtes Berliner Weißbier, das seit einiger Zeit selbst nach dieser Küste ausgeführt wurde, und unter uns befanden sich einige Herren, die zur allgemeinen Erheiterung hier zum ersten Male den goldigen Trank vorgesetzt erhielten.

Leider trübte mir eine traurige Erinnerung die fröhliche Stimmung während dieses Besuchs an Land. Ein eifriges Mitglied des Richthofenschen Geographencolloquiums, Schleicher, war zum Studium der ostafrikanischen Sprachen nach längerm Aufenthalt an der Somalküste nach Tanga gekommen, woselbst Lieder und ich ihn frisch und munter zu finden gehofft hatten. Da befiel ihn, als er eben gelandet war, ein schweres Fieber, dem er bereits am zweiten Tage seines Aufenthalts im Schutzgebiet erlag. Sein

plötzlicher Tod wurde späterhin öfters angeführt, wenn von den gesundheitlichen Verhältnissen dieser Küste die Rede war, und man hat denselben als Beweis für die außerordentliche Gefährlichkeit gerade dieser Gegend heranzuziehen gesucht. Indessen das Urteil aller in diesem Teil der Tropen wirklich erfahrenen Ärzte, die ich darüber gesprochen, ging dahin, daß er den Keim zu seiner Krankheit anderwärts erworben haben müsse. Nach der Meinung dieser Sachverständigen ist es unmöglich, daß ein Europäer am ersten Tage, an dem er eine Fiebergegend betritt, innerhalb eines bewohnten Ortes einen tödlich endenden Malariaanfall sich zuziehe.

Unser Aufenthalt in der kühlen Halle der Boma dauerte leider nur eine kurze Stunde. Vom Wasser her heulte bereits zum zweiten Male die Dampfpfeife des „Bundesrat", eine Mahnung, daß es die höchste Zeit für uns sei, an Bord zu gehen. Kaum aber langten wir an der Stelle an, wo unsere Ruderer uns vorhin an Land gesetzt hatten, da trafen wir bereits auf eine ganze Menge von Mitreisenden, die alle lebhaft die Frage erörterten, wie wir wohl das Schiff erreichen könnten. Weit und breit war kein Boot zu sehen. Nur ein paar hundert Meter vom Strande trieb ein mit einigen Schwarzen bemanntes Etwas, das wie ein solches aussah. Auf unser Winken und Rufen schoben seine Insassen es mit Hülfe einiger Stangen an das Ufer, und nun erkannten wir in dem Ding einen ausgehöhlten Baumstamm, der einen sehr wenig Vertrauen erweckenden Eindruck machte, da er bei der leisesten Bewegung unfehlbar kentern mußte. Aber es half nichts, das Schiff wartete, und wir mußten es um

jeden Preis erreichen. Mit größter Vorsicht kletterte die ganze Gesellschaft, die Damen inbegriffen, in die innere Höhlung des wunderlichen Fahrzeuges, und sogleich wurden die einzelnen nach Schätzung ihres Gewichts auf die beiden Ränder verteilt. Laute Äußerungen des Belustigtseins über diese Auswahl wurden dabei streng untersagt, denn kaum, daß einer der Insassen in Lachen ausbrach, so begann der kiellose Stamm so stark zu schwanken, daß wir einige Male dicht daran waren, ein unfreiwilliges Bad im Hafen zu nehmen. Zum Glück kam uns nach einer Viertelstunde ein ebenfalls von mehreren Schwarzen gerudertes Boot in den Weg, und noch einmal ging mit Hülfe der dunkelfarbigen Bemannung das Übersteigen vor sich. Aber auch jetzt vermochten die Leute uns nur langsam vorwärts zu bringen, und sie waren froh, als die Dampfpinasse, die der in höchster Ungeduld wartende Kapitän uns entgegensandte, uns ins Schlepptau nahm und uns in wenigen Minuten, vorüber an den Schuppen und Gebäuden der traurig berühmten Tanga-Eisenbahn, an das Schiff brachte. Kaum befanden wir uns an Bord, so ertönte das Kommando zur Abfahrt, und langsam sahen wir die Wälder von Tanga und die weißen Mauern der Boma in den Fluten versinken. Lange aber, nachdem der Ort selbst unsern Blicken entschwunden war, blieben fern im Westen unter dunklem Gewölk die Vorberge des gewaltigen Hochlandes von Usambara sichtbar. Hoffentlich ist die Zeit nicht mehr weit, in der die Erträge der Pflanzungen in dieser vorläufig wertvollsten Landschaft unserer Kolonie auch den letzten sachlich urteilenden Gegner der deutschen Schutzgebiete von der großen Wichtigkeit derselben überzeugt haben.



13. Kapitel.

Heiße Fahrt.

„Meine Herren, wer jetzt noch etwas zu packen oder sonst an seinen Koffern zu arbeiten hat, der thue es bald, denn im Roten Meere geschieht es gewiß nicht mehr," dieser Ausspruch Lieders, des Erfahrenen, ließ für die kommenden Wochen recht angenehme Dinge ahnen. Besonders die Gewässer des Golfes von Aden sind im Mai schon so warm, daß man bei einer Fahrt durch dies Meer furchtbar unter der dann dort herrschenden schwülen Hitze zu leiden hat. Augenblicklich, in den das Somaliland umspülenden Fluten, machte sich indessen um diese Jahreszeit eine leise Abkühlung der Wasserwärme gegen die Oberflächentemperatur der Sansibarsee bemerkbar, die sogar im morgendlichen Bade deutlich zu spüren war. So begann denn auf Deck ein eifriges Hämmern und Zimmern, denn es galt nicht nur, die unterwegs erworbenen Schätze zu verpacken, sondern auch alle entbehrlichen Dinge so zu verstauen, daß sie mit den größern Frachtstücken unmittelbar nach Hamburg weitergehen konnten.

Die meisten Reisenden verlassen nämlich das Schiff in Neapel, und Köhler, sowie einige Ostafrikaner und ich beabsichtigten schon in Ismailia von Bord zu gehen, da wir uns vorgenommen hatten, während eines mehrwöchigen Aufenthalts wenigstens die Hauptsehenswürdigkeiten von Mittel- und Unteregypten kennen zu lernen.

Endlich, nach viertägiger Fahrt, kam das ersehnte Osthorn von Afrika in Sicht. Im Westen stiegen die kahlen Felsen von Ras Hafun aus dem hellen Meere auf, und so war Aussicht vorhanden, daß wir noch bei Tageslicht an dem vielgenannten Kap vorüberkommen würden, das man gewöhnlich als die äußerste Spitze des Erdteils bezeichnet. Seine Lage unter dem Meridian von Teheran ist die Hauptursache für die Verlängerung der Fahrzeit bei den Ostafrika umsegelnden Schiffen, denn außer der nordsüdlichen Entfernung hat der Dampfer von Port Durban bis zu diesem Punkt zwanzig und von hier bis Neapel wiederum vierzig Längengrade zu passieren, das heißt zusammen annähernd ebensoviel wie ein von England nach Kanada gehendes Fahrzeug. Hier, im Eingange des Arabien im Süden begrenzenden Meeres, mündet die von uns befahrene Strecke außerdem in eine der größten Welthandelsstraßen ein, welche die Menschheit kennt. Noch ehe wir Kap Guardafui in Sicht bekamen, entdeckte ich an verschiedenen Stellen des Horizonts die hohen Masten und die dunkeln Rauchsäulen großer Dampfer, und in einem Viermaster, der in größerer Nähe an uns vorbeikam, glaubten wir eines unserer deutschen Lloydschiffe zu erkennen.

Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir, dicht

an der Küste entlang fahrend, das hohe Vorgebirge des Somalilandes zur Seite hatten, dessen steil ansteigende Massen in ihrer wilden Nacktheit von wundervollem Abendlicht übergossen wurden. Der höchste Berg von Guardafui lag hinter uns, als Felswand auf Felswand gleich den Kulissen einer ungeheuren Bühne aus dem dunkler werdenden Meere emporsprang. Und neben der letzten, starren Steinmasse, die sich hinter den riesenhaften Gebirgspfeilern erhob, kam mit einem Male die untergehende Sonne hervor und warf einen blutroten Schein über das unheimlich glänzende Wasser zu uns her. Wenige Minuten noch, und sie versank in der See, die fast in demselben Augenblick eine schwärzliche Färbung gewann, während die gespenstischen Felsen düster und drohend von drüben herüberblickten, ernste Mahner an die im Verborgenen wirkenden Gefahren, die in der Tiefe dieses Meeres auf den Schiffer lauern. Die schwärzliche Flut, die so ruhig zu unsern Füßen zu schlummern schien, bringt manchem stolzen Fahrzeug Tod und Verderben, wenn einer jener furchtbaren Cyklone über sie dahinzieht, die diesen Gewässern den Ruf besondrer Tücke verschafft haben.

Kaum hatte der Dampfer die westliche Wendung in den Golf von Aden ausgeführt, als sich eine Änderung in der Atmosphäre vollzog, die ganz geeignet war, uns einen Begriff von den Qualen zu verschaffen, die der Europäer in den Sommermonaten auf diesen Meeren zu ertragen hat. Die See war spiegelglatt, sie lag, wie man zu sagen pflegt, da wie ein Ententeich, und nicht ein Lufthauch kräuselte die dunkle Masse um uns her. Je

weiter die schnell hereingebrochene Tropennacht vorrückte, um so höher stieg die Quecksilbersäule des Thermometers. Hatten wir kurz vor Sonnenuntergang beim Umbiegen um das Kap Guardafui nur wenig über 29 Grad Celsius gehabt, so betrug die Wärme um zehn Uhr abends bereits 31 Grad. Und dabei herrschte eine wahrhaft erstickende Schwüle. Schweißtriefend, mit einem Gefühl, als müsse jede Minute ein wildes Gewitter losbrechen und den entsetzlichen Druck lindern, der auf allen Gliedern zu lasten scheint, schleichen wir an Deck. Aber unsere schwache Hoffnung auf eine bevorstehende Abkühlung oder wenigstens auf einen erleichternden Windstoß wird zunichte, sobald wir unsere Blicke auf den Himmel richten. Klar leuchten die Sterne auf das ruhige Meer herab, und nur den Horizont trübt ein leichter Dunst, der mit dem Vordringen des Schiffes von uns fortzurücken scheint. Dabei steigt die Temperatur noch immer, und um Mitternacht hat sie 32 Grad erreicht. Wir aber haben das Gefühl, als habe sich die Wärme der mit Wasserdampf beinahe gesättigten Luft um mindestens 10 Grad erhöht. Kaum vermögen wir den Entschluß zum Schlafengehen zu fassen, denn eine Erquickung vermag man die bleierne Bewußtlosigkeit, die uns in diesem abscheulichen Zustande schließlich umfängt, nicht zu nennen. Endlich erscheinen die Stewarts mit dem Bettzeug, und nun werden Kissen und Decken an irgend einer passend erscheinenden Stelle des Verdecks ausgebreitet, und jeder versucht zu schlafen, so gut es ihm unter diesen Umständen gelingen will. Sind Damen unter den Passagieren, so müssen sie natürlich unten bleiben, aber auch die Herren müssen sich be-

deutend eher erheben, als sie es gewohnt sind, und wenn in früher Morgenstunde das Kommando zum Deckwaschen erschallt, dann erscheinen überall in den Gängen der Kajüten halbverschlafene Gestalten, meist in die indischen Pitschamas, jene bequemen, aber durchaus nicht salonfähigen Schlafanzüge gehüllt, um womöglich noch ein Stündchen der Ruhe zu pflegen. Die runden Fensterchen sind dann aufgesperrt, und halboffene, in dieselben eingefügte Blechröhren fangen den durch die Fahrt erzeugten Wind auf und leiten ihn in das Innere, diesem wenigstens einigen Luftzug zuführend.

Es war im ersten Morgengrauen, als wir nach höchst lästiger Fahrt durch den um diese Jahreszeit bereits völlig sommerwarmen Golf vor Steamerpoint eintrafen. Steamerpoint ist derjenige Teil der Niederlassung von Aden, an welchem die Dampfer zu ankern pflegen, und eine Menge von großen und kleinen Schiffen, eine trotz der frühen Stunde sehr große Zahl von Booten, die zwischen ihnen hin- und hereilten, und das lebhafte Arbeiten auf den meisten der größern Fahrzeuge, die hier Kohlen nahmen, ließ einen Schluß auf die Bedeutung zu, die diesem Hafen als dem wichtigsten Ruhepunkt auf der Reise nach Indien oder Australien oder nach Ostafrika zukommt. Ich kann mir kaum etwas Schrecklicheres vorstellen als die Notwendigkeit, in diesem Ort oder in dem noch berüchtigteren Massaua leben zu müssen. Schon der äußere Anblick ist trotz der romantischen Formen der die Stadt einschließenden Berge eher abschreckend als erhebend zu nennen. Schauerlich, wie die unheimlichen Reste einer in einem Riesenbrande ver-

sunkenen Welt, starrt der jedes pflanzlichen Lebens entbehrende Fels in die Lüfte, und hoch oben über den weißen Häusern schließen sich die steilen Wände zu einem ungeheuren Krater zusammen, dessen dunkles Gestein von der darüber brütenden Sonne zu der Glut eines Ofens erhitzt wird. Betrug schon auf dem Schiffe die Temperatur gegen Mittag mehr als 34°, so herrschte an Land bereits um 10 Uhr morgens eine so kannibalische Hitze, daß Köhler und Lieder, welche die berühmten, mitten in den Felsen angelegten Wasserbecken besichtigt hatten, halbtot zurückkehrten und ein über das andere Mal versicherten, daß dieser Ort mit Fug und Recht die ihm beigelegte Bezeichnung einer Hölle auf Erden verdiene. Ich selbst fühlte mich nicht ganz wohl, und aus diesem Grunde rieten mir sowohl der Kapitän wie seine Offiziere von dem Ausfluge ab, da man bei der an Land herrschenden Wärme Gefahr laufe, sich in solchem Falle eine ernstliche Erkrankung zuzuziehen.

So sehr ich bedauerte, die sehenswerten Wasserwerke von Aden nicht besichtigen zu können, so sehr interessierte mich andererseits das Getriebe rings um den Dampfer, das mit dem Augenblick begann, in welchem der Anker in die Tiefe sank. In kleinen Nußschalen, die sie gewandt über die Wellen hinwegbrachten, umschwärmten zierliche Somalijungen das Schiff, und ihr dumpfes „have a dive, have a dive" schallte wie das Quaken großer Frösche selbst durch die geöffneten Fenster in die Kabinen. Ihr Ruf bezweckte nichts, als die Reisenden zum Herabwerfen eines kleinen Geldstücks zu veranlassen. Flog ein solches ins Wasser, so tauchten sofort mehrere der kleinen

Kerle in hastigem Sprunge hinter ihm her, bis der Sieger schließlich emporkam, die Münze triumphierend in der Hand hochhaltend. Unermüdlich erklang dann wieder, so lange der „Bundesrat“ auf der Reede lag, das „have a dive“, und ich weiß wirklich nicht, was den Preis verdiente,. die vorzügliche Geschicklichkeit der Jungen oder ihre Ausdauer im Ausstoßen der angeführten Worte. Bewundernswert waren ihre Leistungen thatsächlich, und besonders ein halbwüchsiger Bengel erntete den Beifall aller von Bord aus Zuschauenden, als er sich in kühnem Kopfsprunge von der Reeling hinabstürzte, um kurz darauf auf der anderen Seite des ziemlich tiefgehenden Dampfers wieder heraufzukommen.

So unterhaltend die Somalijungen auch waren, so abstoßend erschienen uns die erwachsenen Vertreter dieses dem hamitischen Zweige der Nordafrikaner angehörigen Volkes. Zwar äußerlich waren sie die schönsten von allen dunkelfarbigen Eingeborenen, die Sulus nicht ausgenommen, die ich jemals auf meinen Reisen gesehen habe. Selbst diejenigen unter ihnen, die ihre in gewaltiger Masse um das Haupt fliegende Mähne mit Hülfe irgend eines beizenden Mittels rot gefärbt hatten, besaßen trotzdem noch immer viel Ähnlichkeit mit einer schönen Bronzestatue. Aber das an der ganzen Nordostküste von Afrika als im höchsten Grade tückisch und grausam verrufene Wesen dieser Leute zeigte sich selbst uns gegenüber, die wir nur einen Tag lang mit ihnen in Berührung kamen. So etwas von Wildheit und lärmender Frechheit, wie bei den Somalis, welche Antilopenhörner, Waffen und Schmuck zum Verkauf an Bord brachten, hatten wir

noch nirgends gesehen. Waren die übrigens auch hier recht kleinen und minderwertigen Gehörne und sonstigen Gegenstände irgend jemandem zu teuer, so entriß ihm der Eigentümer das betreffende Stück mit einem Ausdruck der Wut, der in dieser Umgebung zum Lachen reizen mochte, der aber einen Schluß auf das Auftreten der Bande zuließ, wenn sie jemanden einmal „ganz unter sich“ hat. Einer der Leute ließ sich sogar dazu verleiten, einem Matrosen, der ihm in aller Ruhe ein ihm nicht zusagendes Horn zurückgab, mit der Spitze desselben einen Stoß in das Gesicht zu versetzen, der den Betreffenden um ein Haar das Auge gekostet hätte. Allerdings entkam der braune Schuft mit seinen Gefährten unserer Mannschaft durch einen Sprung ins Wasser, aber diese bemannte sofort ein Boot, und es gelang ihr, sich des Übelthäters zu bemächtigen und ihn der Hafenbehörde zu übergeben. Diese aber verurteilte den Kerl sogleich zu einem halben Jahre schwerer Arbeit, ein Beweis dafür, welche Strenge man dieser gefährlichen Gesellschaft gegenüber für angebracht hält.

Einen einzigen der das Schiff besuchenden Somali habe ich in angenehmer Erinnerung behalten. Seines Zeichens ein Fischer, brachte er mehrere, mit eben erst gebrochenen Austern gefüllte Körbe an Bord. Die Schaltiere waren vorzüglich, und der am Boden kauernde Verkäufer konnte mitsamt seinem Begleiter kaum schnell genug die Muschelklappen auseinanderbrechen, um alle an ihn herantretenden Ansprüche zu befriedigen. Als Würze dienten die aus Sansibar mitgebrachten frischen Zitronen, kurz es war ein köstliches Frühstück, und der Preis, den jeder

Teilnehmer an demselben für beliebig viele Dutzende der Tiere zu entrichten hatte, betrug nicht mehr als funfzig Pfennige.

Ehe wir Aden verließen, tauschten wir die Heizer mit dem „Setos", einem ebenfalls vor Steamerpoint ankernden Dampfer der Ostafrikalinie. Da dieser nur bis Marseille, der „Bundesrat" aber bis Hamburg ging, so übernahmen wir die auf ihm beschäftigten deutschen Feuerleute, während er unsere arabische Maschinenmannschaft erhielt. Für diese ist die Arbeit in diesen Meeren, die so ziemlich das Gräßlichste ist, was ich mir denken kann, immerhin bedeutend leichter, als für unsere Landsleute. Gegen 4 Uhr nachmittags lagen die beiden Schiffe, zur Abreise bereit, nebeneinander, und alles harrte gespannt auf den Beginn der Fahrt. Es sollte nämlich ein kleines Wettdampfen veranstaltet werden, und wir hielten es für selbstverständlich, daß unsere stärkeren Maschinen uns den Vorrang sichern würden. Endlich tönten auf ein verabredetes Zeichen gleichzeitig die Kommandos in den Raum hinab. Aber kaum war eine Viertelstunde unter Volldampf verstrichen, da war der etwa tausend Meter seitlich von uns fahrende „Setos" deutlich voraus, und nach abermals funfzehn Minuten hatte er bereits einen Vorsprung von fast einem Kilometer gewonnen. Mit ärgerlichen Mienen zogen die Ingenieuroffiziere, welche die Leistungen des Gegners natürlich mit größter Spannung verfolgt hatten, sich in ihre Unterwelt zurück, und mit noch längeren Gesichtern verschwanden einige Engländer, die nach Art ihres Volkes sogleich auf unseren Sieg gewettet hatten. Wir trafen sie kurz

darauf, während der „Bundesrat“ immer weiter zurückblieb, im Rauchzimmer, wo sie ihren Groll mittels deutschen Schaumweines erfolgreich zu betäuben bemüht waren. Im Verlauf des Abends verloren wir dann sogar die Laternen des „Setos“ aus den Augen, und erst nach einigen Tagen, im Roten Meere, haben wir ihn wieder überholt.

Da ich eine Reihe von meteorologischen Messungen vornehmen wollte, so hielt ich mich in dieser Nacht von zwölf bis vier Uhr auf der Brücke auf. Wieder herrschte jene drückende Schwüle, die seit zwei Tagen auf uns lastete, trotzdem aber war weder der Ausblick auf den Himmel noch der auf das Meer durch Gewölk oder stärkeren Dunst gehemmt. Reichlich auf vier Seemeilen, also auf die Entfernung von einer deutschen Meile, konnte man die Leuchten der uns entgegenkommenden Schiffe erkennen. Bei dem regen Verkehr, der in diesen Gewässern herrscht, ist scharfes Auslugen vonnöten, und selbst auf dieser verhältnismäßig kurzen Strecke glitt ab und zu der schattenhafte Körper eines Dampfers an uns vorbei, je nach der Seite, die er uns zuwandte, rotes oder grünes Licht zu uns herübersendend. Plötzlich blitzt es weit vor uns aus dem Meere auf, wie ein dicht über dem Horizont stehender Stern, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Noch ein Weilchen, und abermals zeigt sich der schwache Feuerschein, und gleich darauf wird er auch an einer anderen Stelle sichtbar. Ein Blick, den ich durch das Nachtglas des wachthabenden Offiziers werfe, läßt mich eine dunkle Wand in jener Richtung erkennen, und es dauert nicht mehr lange, so liegt dieselbe querab

von unserm vorwärtsbrausenden Fahrzeug. Jetzt erkennt auch das unbewaffnete Auge deutlich die Umrisse einer Insel. Es ist Perim, und die Lichter, die wir gesehen, gehören den Feuertürmen an, die dem Schiffer den Weg durch die enge Straße der Bab el Mandeb in das Rote Meer weisen sollen. Und fast in derselben Minute, in der wir in die Meerenge einfahren, verspüre ich einen leisen, uns entgegenwehenden Zug. Ich blicke auf das Thermometer, und während wir weiter und weiter vordringen, beginnt sich nicht allein ein stärkerer Gegenwind einzustellen, sondern die Quecksilbersäule fängt an, ganz langsam freilich, aber doch merklich zu sinken. Und am folgenden Morgen steht sie, obwohl die Hitze immer noch gewaltig und dabei recht drückend ist, fast um zwei Grad niedriger als an den beiden vorhergehenden Tagen, ein Temperaturabfall, den wir bereits als höchst angenehme Erfrischung empfinden. Der Wind aber, der uns frisch und frischer entgegenweht, ist der Nordostpassat, dessen Grenze wir glücklicherweise noch in diesen Breiten erreicht haben, in denen er um diese Zeit in manchen Jahren kaum merklich zu spüren ist.

Obwohl man auf der gewöhnlichen Fahrtrichtung von den Küsten des Roten Meeres nicht das geringste zu bemerken vermag, ist die Reise durch diese merkwürdige Wasserstraße doch jederzeit reich an Abwechselung. Das einzige Stückchen Erde, das wir zu sehen bekamen, waren ein paar kleine Felseninseln, die einsam und scheinbar gänzlich ohne pflanzliches Leben aus der See emporstiegen. Wir waren daher nicht wenig überrascht, als wir im Winkel einer winzigen Bucht Zelte und eine Stange

mit der italienischen Flagge bemerkten. Wahrscheinlich war es eine Vermessungsabteilung von der Besatzung der Eritrea, die ihre Hütten in dieser abschreckenden Wildnis aufgeschlagen hatte. Sehr groß war dagegen die Zahl der Dampfer, die uns täglich entgegenkamen oder in einzelnen Fällen auch wohl von unserem „Bundesrat“ überholt wurden. Ich kenne keinen Teil der Afrika umgebenden Meere, in welchem man einer auch nur annähernd so großen Menge von Schiffen begegnete, wie in dieser ehedem so verlassenen See. An ihrer Häufigkeit vermag man so recht die Bedeutung zu ermessen, die dem bewundernswerten Werke Ferdinands de Lesseps zukommt, denn in den seltensten Fällen ist eines der Fahrzeuge, welche die Flaggen aller Kulturvölker führen, nach einem Hafen an den Küsten dieses Binnenmeeres bestimmt. Die weitaus meisten streben einem in Indien und Ostasien oder in der fernen Australsee gelegenen Ziele zu.

So angenehm die Beobachtung dieser Schiffe und die lebhafte Erörterung ihrer Nationalität oder ihres Bestimmungsortes auch die an Bord befindlichen Reisenden zerstreut, so können immerhin Zeiten eintreten, in denen die Belebtheit der uns umgebenden Gewässer zum mindesten den Führern des Dampfers weniger zusagt. Eines Nachts erwachte ich von dem heulenden Ton des Nebelhornes, und als ich den Schlaf völlig abgeschüttelt hatte, fiel mir die äußerst geringe Fahrgeschwindigkeit auf, die kaum ein leises Plätschern des an die Wand der Kabine heranspülenden Wassers zur Folge hatte. Ich schaute zum Fenster hinaus und war nicht wenig erstaunt, als ich wahrnahm, daß uns dichter Wasserdunst umgab.

Mitten auf dem Roten Meere ein Nebel von derselben Dicke, welche er auf der Nordsee zu besitzen pflegt, das war in der That ein unerwartetes Schauspiel, und ganz wie in der Deutschen See klang der warnende Ruf des Hornes über die Flut, ab und zu aus der Ferne von einem ähnlichen, unheimlichen Ruf beantwortet. Glücklicherweise hielt die in solcher Stärke immerhin auffallende Erscheinung nur wenige Stunden an, so daß unsere Fahrt durch die während ihrer Dauer gebotene Vorsicht keine merkliche Verzögerung erlitt.

Sonnig und schön brach der letzte Morgen an, den wir an Bord des „Bundesrat“ zubringen sollten. Da Köhler und ich ebenso wie Lieder, der bereits in Sues an Land gehen wollte, die vorhergehenden Tage benutzt hatten, um unsere Vorbereitungen für das Verlassen des Schiffes zu treffen, so konnten wir uns in Ruhe der Betrachtung der wechselnden Bilder widmen, die an den Küsten des schmalen Busens von Sues an uns vorüberzogen. Hier verengt sich das Meer plötzlich von einer Breite von zweihundert Kilometern zu einem langgestreckten Golf, dessen Ufer nur zwanzig- bis dreißigtausend Meter von einander entfernt sind. Zum ersten Male erblicken wir die egyptische Küste, und wenn es auch nur nackte Felsen sind, zwischen denen ab und an ein enges Thal sich nach der See zu öffnet, so verweilt das Auge doch mit Interesse auf diesem Ufer, dessen Hügel mit derselben steinernen Ruhe die hölzernen Schiffchen des ältesten Kulturvolkes der Erde an sich vorüberziehen sahen, mit der sie heute auf die Riesendampfer der europäischen Nationen herabschauen. Eine andere Gegend aber zieht unsere Auf-

merksamkeit in noch höherem Grade auf sich. Überstrahlt von dem blendenden Licht der soeben aufgegangenen Sonne steigt auf der gegenüberliegenden Seite ein hohes Gebirge in den blauen Himmel, einer jener Denksteine aus der Völkergeschichte, der nie in Vergessenheit geraten wird, so lange noch eine heilige Überlieferung von der frühesten Jugend der Menschheit berichtet. Was ein gewaltiger Geist in tiefinnerlicher Zwiesprache mit seinem Gott dort oben in der stillen Einsamkeit düsterer Schluchten und auf den strahlenden Höhen des Sinai schuf, das war für das menschliche Geschlecht ein Frührot wie das, welches in diesem Augenblick auf den schweigenden Gipfeln liegt, ein erstes Licht nach den Schatten einer langen Nacht. Vor dem Eindruck, den die Erinnerung an jene Zeit und an das hervorruft, was sie in der Entwicklung des Gottesbewußtseins gewirkt hat, werden die von Menschenhand errichteten Tempel einer späteren Zeit zu schwachen Abbildern dessen, was auf diesen Höhen erwuchs, und dem sich von menschlichen Einwirkungen auf die Religion an wuchtiger Macht nur noch das Werk eines Luther vergleichen läßt.

Schon erhoben sich die weißen Häuser von Sues über dem blauen Golf, als wir noch einmal hielten, um den letzten Toten dieser Reise dem Meere zu übergeben. Es war ein deutscher Handwerker, der Ostafrika schwerkrank verlassen hatte, und dem es nicht vergönnt war, die Heimat wiederzusehen. Dann aber ging es mit Volldampf auf den Hafen zu, denn eine Verspätung rächt sich leicht durch eine unangenehme Verzögerung der Einfahrt in den Kanal. Obgleich wir noch vor Eintritt der Dunkelheit

eintrafen, mußten wir mehrere Stunden warten, bis die Scheinwerfer für das elektrische Licht an Bord gebracht waren, und bis die Fahrt fortgesetzt werden konnte.

Uralt wie die Kultur des Nillandes, war die Bauart der Schiffe, die unseren Dampfer umschwärmten. Ihre Insassen, beladen mit allem möglichen Kram, kletterten an Bord, und abermals entwickelte sich eine Jahrmarktscene, ähnlich derjenigen auf der Reede von Sansibar. Vielleicht mit dem einzigen Unterschiede, daß diese Halunken in ihren diebischen und betrügerischen Gelüsten die Inder Ostafrikas noch um ein gut Teil übertrafen.

Eines der Boote brachte Lieder und seinen Begleiter, einen Zollbeamten aus Dar-es-Salaam, an Land, und bald darauf war auch bei uns alles soweit in Ordnung, daß wir Sues verlassen konnten. Langsam, nur mit einem Viertel der gewöhnlichen Geschwindigkeit, bewegte sich das Schiff vorwärts. Wir kamen an gewaltigen Steindämmen und an einer Unzahl von Tonnen und Seezeichen vorüber. Von einem der aus dem Wasser aufragenden Bauwerke, die mitten in der See den Eingang zum Kanal begrenzen, ertönte Musik, und unter den Klängen eines Marsches dampften wir in die künstliche Straße hinein, welche die Küsten zweier Weltmeere einander näher gerückt hat. Da ihre Ufer ziemlich eintönig und langweilig sind, denn man vermag wenigstens in der Nähe von Sues kaum irgendwo über die hohen, von gelbem Sande gebildeten Böschungen hinwegzuschauen, so ist eine Fahrt durch diesen Teil der Anlage bei Nacht entschieden anziehender als bei Tage. Weit vor uns fällt

der bläuliche Schein der elektrischen Lampen auf immer neue Reihen von Bojen, die das Fahrwasser bezeichnen. Von Zeit zu Zeit wird eine Station der den Kanal begleitenden Telegraphenlinie sichtbar, welche von einer Ausweichstelle zur anderen den Verkehr regelt. An einem solchen erweiterten Raume haben wir glücklich vorüberfahren dürfen, aber am nächsten bereits nötigt das vom Lande aus gegebene Zeichen den „Bundesrat", sich geduldig an der Seite des Beckens festzulegen. Endlich, nach einer halben Stunde, glänzt ein greller Schein über die spiegelnde Oberfläche. Es ist das Licht, das der uns entgegenkommende Dampfer auf das Wasser wirft, und bald darauf befinden auch wir uns wieder in Bewegung.

Man darf nämlich nicht denken, daß diese Wasserstraße in besonders großartigen Maßverhältnissen ausgeführt sei. Ihre Breite beträgt an vielen Stellen nur etwa sechzig Meter, und es ist klar, daß sie nicht ausreicht, um zwei einander begegnenden größeren Fahrzeugen das Ausweichen zu gestatten. Trotz alledem bleibt diese Schöpfung des genialen Lesseps ein Wunderwerk der heutigen Technik, und durch den Kanal, der etwa die Länge der Entfernung zwischen Berlin und Dresden besitzt, ist der Verkehr in einer bis dahin ungeahnten Weise verändert worden. Der Zeitgewinn ist namentlich für die zwischen Europa und Indien oder Ostasien verkehrenden Schiffe ein ganz gewaltiger, und für die größeren Dampfer bedeutet er trotz der nicht gerade niedrigen Abgaben besonders infolge der bedeutenden Ersparnis an Kohlen auch eine beträchtliche ebensolche an Geld.

Auf die Dauer bleibt sich auch das Bild der wechselnd beleuchteten Tonnen, der sandigen Ufer und der glitzernden Wasserfläche ein wenig gleich, und ein paar Stunden nach unserer Einfahrt suchte ich ermüdet mein Lager auf, da ich am folgenden Morgen ziemlich früh wieder aufzustehen hatte, um an Land zu gehen. Viel eher, als ich erwartet, pochte der Zimmerstewart an die Thür der Kabine. Ein Blick auf die Uhr belehrte mich, daß es etwas über fünf sei, ein zweiter durch das Fenster, daß wir schon im Timsahsee vor Ismailia angelangt seien. In höchster Eile rüsteten wir uns zum Verlassen des Dampfers, ebenso hastig wurde der Abschied von dem ungeduldig harrenden Kapitän und den wenigen bereits in den Kleidern befindlichen Mitreisenden erledigt, und hinunter ging's in den unserer harrenden Hafendampfer, auf dem uns ein syrischer Angestellter des Hauses Cook in Empfang nahm.

An Betriebsamkeit ist das Reisekontor dieses Unternehmens entschieden den meisten ähnlichen Firmen über. Kaum legt irgendwo ein Schiff an, so befindet sich bereits die telegraphisch übermittelte Liste derjenigen Passagiere, welche dasselbe zu verlassen gedenken, in den Händen der Agenten. Diese sind persönlich anwesend, und die Art, wie sie für die Reisenden sorgen, die sich ihnen anvertrauen, ist für den eben in ein neues Land hineingeschneiten Fremden wirklich äußerst bequem. Selbst die Schererei mit der Zollbehörde erledigt der Führer. Kaum waren wir über den vom Kanal durchzogenen See gefahren, als ein paar kräftige Träger, die das Abzeichen des Geschäfts auf ihrer Kleidung trugen, sich unseres

Gepäcks bemächtigten und dasselbe zum Zollgebäude schleppten. Dort wurde es auf die Versicherung unseres Syrers, daß die Koffer keinerlei zollpflichtige Gegenstände enthielten, ohne weiteres zur Beförderung nach dem Bahnhofe freigegeben und, ohne daß wir uns um irgend etwas zu kümmern brauchten, dorthin gebracht. Ja, noch mehr, unser Begleiter erwiderte auf unsere Frage nach einem Gasthofe im besten Englisch: „Augenblicklich ist nur einer im Ort, aber er ist schlecht, und die Herren werden für alles, was sie genießen, zuviel bezahlen müssen“. Tief gerührt ob solcher Ehrlichkeit, die uns auf dieser Reise etwas Neues war, verabschiedeten wir uns von dem Manne, zugleich die feste Absicht aussprechend, wir würden uns im Hotel nicht zu sehr übers Ohr hauen lassen. Aber der Leiter desselben, ein Grieche, war uns an Schlauheit doch noch über. Vor dem Frühstück verlangten wir etwas Wasser zum Waschen der Hände. Nichts Böses ahnend, wurden wir zu diesem Zwecke in ein Gastzimmer geführt; diese Reinigung aber erschien einige Stunden später unter der Bezeichnung „ein Zimmer“ mit einem Ansatz von fünf Mark. In diesem Gasthof — das schöne deutsche Wort ist eigentlich viel zu schade für diese elende Kneipe mit den Preisen eines glänzenden großstädtischen Hotels — war alles schlecht, und alles mußte teuer bezahlt werden. Auf ein erbärmliches Frühstück für zwei Mark folgte ein noch erbärmlicheres Hauptessen für fünf Mark, gegen das der elendeste Universitätsmittagstisch ein üppiges Mahl genannt werden kann. Mit gutem Humor ergaben wir uns in unser Schicksal, und als der Wirt nach Tisch plötzlich verschwand und

trotz unseres dringend geäußerten Wunsches, ihn persönlich zu sprechen, nirgends aufgefunden werden konnte, da meinte Köhler nur: „Der Mann hat sicher Furcht, bei der Übergabe der Rechnung zugegen zu sein". So schien es in der That, und wir beide, froh, mit Hinterlassung von fast dreißig Mark diesem Hause entronnen zu sein, überließen ihn seinem Geschick, das ihm hoffentlich so mitgespielt hat, wie er es verdiente.

Bedeutete der Morgen im Hotel einen schauerlichen Hineinfall, so waren wir von der geringen Höhe der Gebühren, die wir an Cook zu zahlen hatten, wirklich überrascht. Für unsere Landung, für die Beförderung und das Aufgeben unseres schweren Reisegepäcks und für die zahlreichen Ratschläge und kleinen Dienstleistungen, die er uns erwiesen, forderte unser Syrer laut Vorschrift von uns beiden zusammen nicht mehr als vier Mark. Und dabei besorgte er uns zum Schluß noch die Fahrkarten nach Kairo, während der eigentliche Agent des Hauses uns seine Dienste für die Weiterreise in zuvorkommender Weise anbot. Wir haben denn auch, veranlaßt durch diese guten Erfahrungen während unseres Aufenthalts in Egypten und Italien uns mehrfach an die Cookschen Geschäftsstellen gewandt und sind stets außerordentlich zufrieden mit der Erledigung unserer Angelegenheiten, besonders mit der Besorgung von Eisenbahn- und Dampferfahrkarten, gewesen.

War uns die Wärme während der letzten Woche der Seereise vorgekommen wie diejenige einer überheizten Badestube, so glich dagegen die Luft in dem Abteil des Zuges, in welchem Lieder für uns bereits in Sues Plätze

gesichert hatte, etwa der in einem gut durchgeglühten Backofen. Unsere vorsorglichen ostafrikanischen Reisegenossen, die von früheren Urlaubsreisen her die Leiden einer Sommerfahrt durch die egyptische Wüste kannten, hatten indessen Maßregeln getroffen, den Wirkungen der in dem Eisenbahnwagen herrschenden, erschlaffenden Temperatur erfolgreich zu begegnen. Kleine, poröse Thonkrüge, Gullen genannt, deren wässeriger Inhalt infolge der starken Verdunstung durch die Wände des Gefäßes angenehm kühl bleibt, bedeckten den Boden des Raumes, und ein alter Araber, der mit übergeschlagenen Beinen auf dem gegenüberliegenden Sitze hockte, schaute verwundert auf, als Lieder einem Handköfferchen für jeden von uns eine Flasche Rotwein entnahm. So ausgerüstet, vermochten wir, ohne auf den Stationen der Erfrischung halber aussteigen zu müssen, unsere ungeteilte Aufmerksamkeit der Landschaft, die unser Zug durcheilte, und dem regen Getriebe zu widmen, das sich auf den verschiedenen Bahnhöfen entwickelte.

Öde und eintönig ist anfangs die Fläche, die wir durchfahren, und die einzigen Lebewesen, welche sich von der von dem nackten Gestein und dem gelben Sand des Bodens zurückgeworfenen Hitze kaum berührt zu fühlen scheinen, sind die Kamele, die auf der die Bahn begleitenden Straße hin und herziehen, meist mit zu beiden Seiten herabhängenden Lasten beladen. Endlich ist die Ebene von Tel-el-Kebir erreicht, dieselbe Gegend, in der die letzte Schicksalswendung des unglücklichen Landes mit der Niederlage des berüchtigten Arabi Pascha sich ereignete. Nun beginnt der Boden ein anderes Aussehen anzu-

nehmen. Eine Weile noch, und die letzten Ausläufer der Wüste sind verschwunden, und eine im hellen Grün junger Felder oder in den tieferen Farben der Reife prangende Ebene dehnt sich zu beiden Seiten. Merkwürdig, wohin wir die Blicke auch richten, nirgends vermögen wir weiter als einige Kilometer über die üppigen Kulturflächen hinwegzuschauen. Überall erheben sich stattliche Bestände der Dattelpalme, und zwischen den Stämmen der kleinen Wäldchen entdecken wir etwas, das von weitem aussieht wie die Schutthaufen eines zerstörten Gehöftes. Eben braust unser Zug dicht an einer der Palmenpflanzungen vorüber, und nun erkennen wir, daß das, was wir für regellos durcheinandergeworfene Trümmer gehalten haben, nichts anderes ist als eine menschliche Wohnstätte, ein ganzes Dorf voll von durcheinanderwimmelnden Männern und Weibern, von schreienden Kindern und lärmenden Ziegen und Hühnern. Und jetzt können wir an der Menge dieser überall in schier unzählbarer Häufigkeit auftauchenden Lehmdörfer, an den Tausenden von Menschen, die auf den Feldern arbeiten oder in nicht enden wollendem Zuge auf den das Land durchquerenden Wegen dahinziehen, einigermaßen ermessen, wie fabelhaft dicht diese Ebene bevölkert sein muß.

Wunderlich nehmen sich inmitten dieser Scharen von thätigen und wandernden Menschen die grauen Reste einer uralten Stadt aus, die stumm und düster aus der belebten Landschaft aufragen, die Ruinen von Bubastis. Die fruchtbare Gegend zur Rechten aber ist das berühmte Gosen, das von dem Reichtum seines Bodens bis auf den heutigen Tag nichts eingebüßt zu haben scheint.

Über El-Sagasig, auf dessen Bahnhof Hunderte von buntgekleideten Arabern und Fellachen umherstehen, bringt unser Zug uns nach Benha-el-Asl, wo die für Kairo bestimmten Wagen auf die von Alexandrien und Tanta kommende Hauptlinie übergeführt werden. Immer zahlreicher werden die Dörfer, und immer mehr Menschen, einige zu Pferde, viele auf Eseln, die meisten natürlich zu Fuß, ziehen die Straßen entlang oder wandern auf den Dämmen dahin, welche die Kanäle und Wasserläufe der herrlichen Fruchtebene begleiten. Die häufig unverschleiert einherziehenden Frauen und Landmädchen, Körbe und Gefäße auf dem Haupte tragend, die alten Männer, die, auf einen Stab gestützt, daherschreiten, die ernst blickenden Kameltreiber und die kräftigen Gestalten der Reiter, alles das erscheint wie herausgetreten aus einem die biblische Welt darstellenden Gemälde. Hier bildet das Volk selber eine Erinnerung an die alten Zeiten, und eine viel lebendigere als vorhin die toten Mauern auf dem Hügel der Ruinenstadt.

Bald zeigt sich im Süden, grell beleuchtet von der tiefstehenden Sonne, die steile Wand eines öden Gebirges. Das ist der Mokattam, der wie ein Pfeiler der Wüste bei Kairo an den Nil herantritt, und nun kommen auch schon an seinem Fuß die Kuppeln und Minarets und die weißen Häusermassen der Kalifenstadt zum Vorschein. Und mit einem Male, bei einer Wendung des Schienenweges, schimmert es aus duftiger Ferne her, wie graue Berge von unerklärlich regelmäßigen Formen. Nein, das, was dort am Rande der westlichen Wüste in den roten Abendhimmel aufragt, sind nicht die Gipfel abenteuerlicher



Fellachin.

Höhen. Das sind sie, die ältesten Werke von Menschenhand, und jetzt, wo die untergehende Sonne die am Horizont aufdämmernden Pyramiden noch einmal in ein Meer von glühenden Farben hüllt, da will es uns fast dünken, als sei uns auf die Länge eines Gedankens ein Gruß aus einem wunderbaren Geisterlande zu Teil geworden.





14. Kapitel.

Kairo.

Wer die wohl nirgends in der Welt so mannigfaltigen Bilder an sich vorüberziehen lassen will, wie sie das Straßenleben einer mohammedanischen Großstadt in ewigem Wechsel vor uns erstehen läßt, der braucht sich nur auf der Terrasse von Shepheards Hotel niederzulassen und in das Gewühl und Gewimmel zu seinen Füßen herabzuschauen. Die Scharen von Europäern und europäisch gekleideten Arabern, die vor den teilweis glänzenden Auslagen der Läden vorüberwandeln, verschwinden trotz ihrer Zahl beinahe in der Menge bunt und phantastisch gekleideter Orientalen, die, lärmend und schreiend und in wilder Hast oder auch ruhig und würdevoll dahinschreitend, dort unten vorbeidrängen. Die Damen der Fremden zwar zeigen sich nur selten in dem hin- und herflutenden Menschenstrome; sie ruhen lieber in den Kissen der an uns vorbeisausenden, vornehmen Wagen mit ihrer herrlichen Bespannung. Mohammedanische Frauen dagegen, an der eigentümlichen Tracht und dem

Schleier kenntlich, bilden einen nicht geringen Teil der die Schaufenster musternden Neugierigen. Als Begleitung des die Blicke immer aufs neue fesselnden Gewoges aber erschallt wahrhaft ohrenbetäubender Lärm. In das Gerassel der Wagen und das Stampfen der Rosse mischt sich das hastige Trappen der Esel und das gellende Geschrei ihrer Treiber; die Verkäufer von Limonade und Scherbet und die Zuckergebäck feilbietenden Händler suchen sich gegenseitig in der Stärke ihrer Rufe zu überbieten, und nur zuweilen übertönt die Musik eines Aufzuges oder einer vorübermarschierenden Truppenabteilung den brausenden Lärm der Straße.

Nur schwer vermochten wir uns stets von der fesselnden Aussicht auf dies Gewühl loszureißen, um uns zu unseren Wanderungen durch die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten zu rüsten. In unserem ersten Quartier, bei Shepheard, waren die Räume, die dies Haus zu einem der schönsten in der Welt machen, und der große Garten verlockend genug zu längerem Verweilen, aber die Dauer unseres Aufenthalts war mit kaum zwei Wochen ohnedies recht knapp bemessen, und so mußte jede Minute ausgenutzt werden, um wenigstens keine der wichtigsten Sehenswürdigkeiten auszulassen. Zum Glück fanden wir gleich am ersten Tage unter den sich zu unseren Diensten meldenden Nichtsthuern einen passenden Führer, einen Fellachen, der früher einmal in Ostafrika gewesen war und der infolgedessen fließend Suaheli sprach, so daß durch Lieders Anwesenheit jede Schwierigkeit des Verkehrs mit dem Volk gehoben war, besonders da er auch die arabischen Gespräche unseres neuen Dieners ein wenig zu überwachen vermochte.

Die Muski, jener Weg, der von dem herrlichen Park der Esbekijeh in das Innere der Stadt führt, erscheint dem von Sansibar kommenden Fremden noch nicht orientalisch genug, um seine Aufmerksamkeit vom ersten Tage an zu fesseln, aber die Basare und namentlich die den Osten und Südosten der Stadt bildenden Viertel sind in Bauart und in dem sich großenteils auf der Straße abspielenden Leben ihrer Bewohner noch ein unverfälschtes Abbild der alten Hauptstadt des egyptischen Mohammedanerreiches geblieben. Zwar, der Verfall einstiger Macht und Größe spricht nicht etwa nur aus dem eingestürzten Gemäuer vieler Häuser, er schaut uns auch aus den verödeten Höfen gewaltiger Bauwerke und aus den halbzerstörten Wänden so mancher Moschee entgegen, aber selbst die vernachlässigten Reste lassen oft noch die alte Pracht erkennen, und der sorgliche Wanderer entdeckt an unzähligen Stellen auch noch wohlerhaltene Denkmäler einer hochentwickelten Baukunst. Und wenn auch das Kunstgewerbe an Leistungsfähigkeit mehr und mehr zurückgegangen sein soll, so sind die Arbeiten in getriebenem Kupfer und anderen Metallen, die Fülle buntgewirkter Stoffe und Webereien, kunstvoller Leder- und Drechslerwaren und eingelegter Waffen, die wir in den endlosen Basargassen aufeinander gestapelt sehen, ein Beweis dafür, daß immer noch ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung sich in der hergebrachten Weise beschäftigt. Die Muschrebijen, jene zierliche Holzvergitterung der Fenster und Balkone, sind beinahe an jedem Hause der inneren Straßen angebracht, bisweilen in höchster Vollendung der Ausführung, und das Pochen und Hämmern der Schmiede und das Ge-

räusch zahlloser auf der Straße und in den offenen Eingängen der Wohnungen arbeitender Menschen, das in den allgemeinen Lärm hineinschallt und höchstens von dem Becherklappern der Limonadenverkäufer und dem Schreien der Eseljungen übertönt wird, verleiht dem summenden Geräusch in den überdachten oder wenigstens mit Tüchern verhängten Basaren jenen anregenden Reiz, den die fleißige Arbeit einer ganzen Bevölkerungsklasse auf jeden Beschauer ausübt.

Wer zum ersten Male zwischen den rechts und links an den in hundertfach verschlungenen Gassen aufgehäuften Schätzen vorüberwandelt, der wird sicher bedauern, kein mehrfacher Millionär zu sein. Selbst ein solcher aber könnte hier zum armen Manne werden, wenn er sich mit all dem beladen wollte, was ihm bei längerem Aufenthalt in der wunderbaren Stadt alles zum Kaufe angeboten wird. Wie schon in Sansibar, waren wir auch hier durch unsere afrikanische Geduld und Ruhe gegen manche Belästigung gefeit, der der eben erst aus Europa angekommene Reisende in nervöser Erregung nachgiebt, und ich erinnere mich mit Vergnügen eines Morgens im Basar der Lederarbeiter, an dem es Köhler gelang, sogar einen arabischen Pantoffelverkäufer mürbe zu machen. Allerdings mußten wir zu dem Zweck zwei Stunden ausharren, aber wir ließen uns einfach in dem Laden nieder und winkten einen Limonadenverkäufer heran. So unterhielten wir uns bei einem Glas Scherbet und einer Cigarre damit, die vorüberflutende Menge in ihrer bunten Zusammensetzung und ihren fremdartigen Trachten zu beobachten, bis der Händler einsah, daß er hier auf einen be-

trügerischen Schnitt werde verzichten müssen. Der Neuling dagegen begeht meistens den Fehler, daß er auf das Geschwätz dieser Leute, die stets bereit sind, ihn übers Ohr zu hauen, und auf das Zureden seines oft sehr unzuverlässigen Führers hört, anstatt ihren Worten etwa dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken wie dem Geräusch irgend einer Maschine. So wird er in den meisten Fällen schändlich betrogen, weil er nicht gelernt hat, sich mit der nötigen Geduld zu wappnen, ohne die man überhaupt während eines Orientaufenthalts nur den halben Genuß vom Reisen haben wird.

Ich muß darauf verzichten, eine eingehende Beschreibung der ununterbrochen auf und niederwallenden Menschenwoge zu geben, die zu diesen engen Straßen ebenso gehört wie das helle Sonnenlicht, das die oberen Teile der hohen Häuser bestrahlt, oder wie der betäubende Lärm, der diesen durcheinander hastenden Menschen etwas Unentbehrliches zu sein scheint. So oft wir uns in die erregte Flut eines nach verschiedenen Richtungen durcheinanderwimmelnden Volkes oder besser einer Menge verschiedener Rassen und Stämme gewagt hatten, atmeten wir jedesmal auf, wenn uns die ruhigeren, breiten Wege aufnahmen, die zur Citadelle mit ihrer berühmten Moschee die dem Mokattam vorgelagerten Höhen hinanführen.

Die Gami Mohammed Ali, bekannter unter dem Namen der Alabastermoschee, ruft in ihrer Ausführung nicht den großen Eindruck hervor, den man nach dem Ruf, welchen sie genießt, hier zu empfinden erwartet. Immerhin ist ein Besuch der hohen und in ihrer Einfachheit doch wieder schönen Räume lohnend. Zu unserer



Die Zitadelle.

Überraschung hat die vordringende europäische Gesittung und wohl auch das lebhafte Verlangen nach einem guten Backschisch die Hüter der verschiedenen Heiligtümer von Kairo veranlaßt, den Anforderungen der Kultur in einem Punkte nachzugeben. Man wird nicht mehr genötigt, seine Stiefeln vor dem Betreten des geheiligten Bodens abzulegen. Vielmehr findet man am Eingange der von den Fremden häufiger besuchten Gotteshäuser stets einen oder mehrere Araber, die einem gegen ein Trinkgeld Überziehpantoffeln aushändigen, ähnlich wie man sie in Deutschland während der Besichtigung königlicher Schlösser anzulegen pflegt. Nur der Ungläubige, vorausgesetzt daß er zahlungsfähig ist, genießt indessen in Kairo solchen Vorzug, und die langen Reihen von mehr oder weniger gut gearbeiteten Schuhen, darunter eine ganze Anzahl jener zierlichen Pantöffelchen, wie sie die wohlhabenden Frauen und Mädchen zu tragen pflegen, wartet vor der den Hof umziehenden Mauer ihrer Besitzer und Besitzerinnen, eine eigentümliche, aber nicht uninteressante Umkehrung der bei uns üblichen Garderoben in Theater- und Konzertsälen.

Vorsichtig, um die ringsum knieenden Beter nicht in ihrer Andacht zu stören, wandelten wir in den hohen Hallen mit ihrem durch bunte Fenster gedämpften Licht umher. Außer zahlreichen Lampen und schönen Teppichen konnten wir jedoch nichts besonders Sehenswertes in diesen Räumen entdecken, die trotz ihrer Anlehnung an altbyzantinische Kuppelbauten nicht entfernt jene Stimmung in dem Beschauer hervorzurufen vermögen, wie die Münster und Dome der beiden abendländischen Kon-

fessionen der Christenheit. Unendlich erhabener als dies alabasterglänzende Sinnbild einer in Äußerlichkeiten erstarrten Religion ist der wunderbare Ausblick von der Außenmauer des Hofes auf die mit ihren Hunderten von Kuppeln und Minarets zu unsern Füßen sich ausbreitende Stadt. In seltsamem Gegensatz steht das totenähnliche Schweigen der dicht hinter uns sich ausbreitenden arabischen Wüste zu dem gedämpften Summen, das aus dem Straßengewirr zu uns heraufdringt, und in fast noch größerem die einzigartige Fruchtebene, die in weiter Ferne von den Fels- und Sandbergen der libyschen Wüste begrenzt wird, an deren Rande die wieder in violetten Duft gehüllten Wunderbauten der Pharaonen emporragen. Zwischen den beiden gelben Thalmauern des Mokattam und der westlichen Einöden aber ist Leben, üppiges, prangendes Leben, soweit unser Blick reicht, und auch da, wo das unbewaffnete Auge keine Menschen und Tiere mehr zu unterscheiden vermag, lassen hundert weiße, sich im Winde blähende Segel auf den Fluten des Nil die Bedeutung des heiligen Stromes für das Land nicht minder deutlich erkennen als das saftige Grün der weiten Fluren, das ihm allein seine Entstehung und Erhaltung verdankt.

Neben uns lehnten einige schwatzende Soldaten eines englischen Regiments an der Brüstung der Mauer, andere wieder schauten zu den Fenstern eines zur Citadelle gehörigen Gebäudes heraus. Den Anblick dieser Rotröcke hatten wir am jenseitigen Ende des Weltteils genossen, und wie es schien, sollten wir seiner teilhaftig werden, solange wir auf afrikanischem Boden weilten, denn selbst

ein Besuch von Giseh und den Pyramiden läßt sich nicht ausführen, ohne daß man zuvor an einer großen englischen Kaserne vorübergefahren ist. In der Stadt freilich begegnet man nur selten einem Soldaten, und ich vermute, daß der Haß der Bevölkerung auch in Kairo schwerlich sonderlich freundschaftliche Gefühle gegenüber den wider alles Recht hier eingenisteten Briten aufkommen lassen wird.

Im ganzen scheint der religiöse Fanatismus augenblicklich nicht übermäßig stark zu sein. In früheren Zeiten würde man kaum geduldet haben, daß die herrlichen Handschriften des Koran, die heute in der viceköniglichen Bücherei aufbewahrt werden, von den Augen neugieriger Giaurs begafft wurden. Leider wird diese äußerst sehenswerte Sammlung wertvoller Werke nur von einem kleinen Teile der Reisenden besichtigt, und es fiel uns nicht wenig auf, daß das Fremdenbuch aus den letzten Monaten außer dem Namen des Herzogs Paul zu Mecklenburg fast nur diejenigen asiatischer und afrikanischer Gelehrten und Studenten der Gamiel-Asar, der mohammedanischen Hochschule von Kairo, enthielt.

Von dem ernsten Manne, der, über das heilige Buch des Propheten gebeugt, über den Wundern grübelt, die jener vom Paradiese erzählt, zu den leichtfertigen Tänzerinnen der arabischen Kaffeehäuser, welche ein Abstand! Und doch ist der Gegensatz nicht so sehr groß, denn die Grenzen, innerhalb deren sich das Leben des Orientalen abspielt, sind sehr enge, Kunst und Litteratur giebt es nicht, wenigstens heute nicht mehr und auch nicht in unserem höheren Sinne, und die Religion greift mit

ihren Vorschriften und Bräuchen gleichmäßig in das Leben des Fürsten wie des Bettlers ein. Sie zwingt die Prinzessin, ihr Angesicht vor dem Manne ebenso zu verhüllen wie die unterste Sklavin, und sie erlaubt der Tänzerin und Sängerin, während der Aufführung unverschleiert zu erscheinen. Und derselbe Mann, der vielleicht tagüber die heiligen Schriften studiert, würde aufs höchste erstaunen, wollte man ihm deshalb zumuten, er solle einer jener Schaustellungen fernbleiben, die sich in vielen Kaffees in sich stets gleichbleibender Eintönigkeit wiederholen. Denn von einer künstlerischen Leistung sind die widerlichen Verdrehungen und Verrenkungen, welche die Tänzerinnen zu den Klängen einer fürchterlichen Musik ausführen, himmelweit entfernt, und wer eine dieser Bühnen gesehen hat, der kennt sie so ziemlich alle. Es ist ein Zeichen eines schlechten Geschmacks, daß selbst eine ganze Menge von Damen diese berüchtigten „Bauchtänze" in dem Kairo der Berliner Ausstellung sich angesehen haben, denn dort läßt sich zur Entschuldigung nicht einmal der Wunsch anführen, die Zuschauer zu beobachten. Diese bilden in den Tanzkaffees der egyptischen Hauptstadt den weitaus interessantesten Teil des Ganzen, und es gewährte uns großes Vergnügen, den würdigen alten Herren in Turban und Kaftan oder den jungen, meist in europäischem Straßenanzug und dem Fes erscheinenden Arabern und Fellachen zuzuschauen, die den widerlich-langweiligen Vorgängen mit einer Spannung zuschauten, wie ich sie bisher nur in deutschen Theatern bei Gelegenheit einer musterhaften Aufführung gesehen hatte. Dabei gefielen uns aber die alten Orientalen entschieden besser als Jung-



Tänzerinnen.

arabien, dessen schwarze Röcke doch nur sehr mangelhaft die angeborene Unkultur zu verdecken vermochten. Ein Auftritt, den wir an einem der ersten Abende in dem größten dieser Lokale erlebten, veranlaßte uns, denselben dauernd fernzubleiben.

Wir saßen, wohl unter zweihundert Zuschauern die einzigen Fremden, in einem solchen Kaffeehaus, als eines der Mädchen während der Pause zu uns hinüberzukokettieren begann. Mit einem Male fuhr an dem Nachbartisch einer der dort sitzenden jungen Araber auf und machte Miene, sich auf Köhler zu stürzen, von dem er in hellster Eifersucht annahm, daß ihm die Blicke der Schönen gegolten. Zwar hielten einige seiner ebenfalls europäisch gekleideten Genossen den Rasenden, dessen Gesicht die Wut grün und gelb färbte, unter bedauernden Pardonrufen fest, allein da selbst unser nicht leicht eingeschüchterter Lieder flüsterte: „Lassen Sie uns schnell zahlen und gehen, es ist die höchste Zeit", so hielten wir es für das Beste, seinem Rate unverzüglich Folge zu leisten. Während wir ruhig, doch ohne Aufsehen zu erregen, den Saal verließen, sahen wir noch, wie weder der arabische Wirt noch die Dienerschaft Anstalten trafen, den jungen Kerl, in dem so plötzlich die ganze Wildheit einer Bestie entfesselt war, zu beruhigen, so daß wir ohne eigenes Verschulden beinahe einen höchst unangenehmen Auftritt hätten erleben können.

Da saß es sich in der That gemütlicher vor dem in der Nähe gelegenen Bierhause unseres biederen, von Allers gewandtem Stift verewigten Landsmannes Gorff, beim dicken August, wie er verdientermaßen genannt

wurde. Dort, wo auch einer unserer ostafrikanischen Bekannten abgestiegen war, brachten wir von jetzt ab nach des Tages Last und Hitze bei einem guten Glas deutschen, frisch vom Faß geschenkten Bieres, dessen Preis für Kairiner Verhältnisse recht mäßig zu nennen war, die Abendstunden zu und vergnügten uns damit, den Scenen zuzuschauen, die das Leben der Großstadt in ununterbrochenem Wechsel unmittelbar vor unseren Augen entstehen ließ. Verkäufer von allem möglichen Tand drängen sich an die Tische, die zum Teil auf dem Fußsteig der Straße stehen. Gewirkte Tücher, Stöcke aus Rhinoceroshorn und Rohr, Tschibuks bilden den Warenbestand des einen, Zuckerwerk, Feigen und Orangen den des anderen. Ein Perser bietet kupferne Schälchen und Becher an, und während er noch seine Habe anpreist, breitet schon ein griechischer Hausierer eine Mappe mit Photographien vor uns aus. In all das Gerede, das Lachen und Schimpfen hinein tönt das Geklimper einer Guitarre, zu deren Klang ein paar halbwüchsige Mädchen ein Lied vom Golfe von Neapel ertönen lassen, dazwischen erschallt das backschischheischende Flehen vorüberhumpelnder Bettler, der Schrei eines Eseltreibers und das Schellengeklingel einiger jugendlicher Akrobaten, die ihre Künste auf einem mitten auf dem Fahrdamm ausgebreiteten Teppich vorführen. Stundenlang vermögen wir dem Getriebe zuzuschauen, ohne zu ermüden, denn bis tief in die Nacht hinein wogt der Verkehr auf der Straße auf und nieder, und verhältnismäßig spät erst weicht der Lärm und die Fülle der im Licht der bunten Lampen an uns vorüberziehenden Bilder einer etwas stilleren Zeit. Immer noch

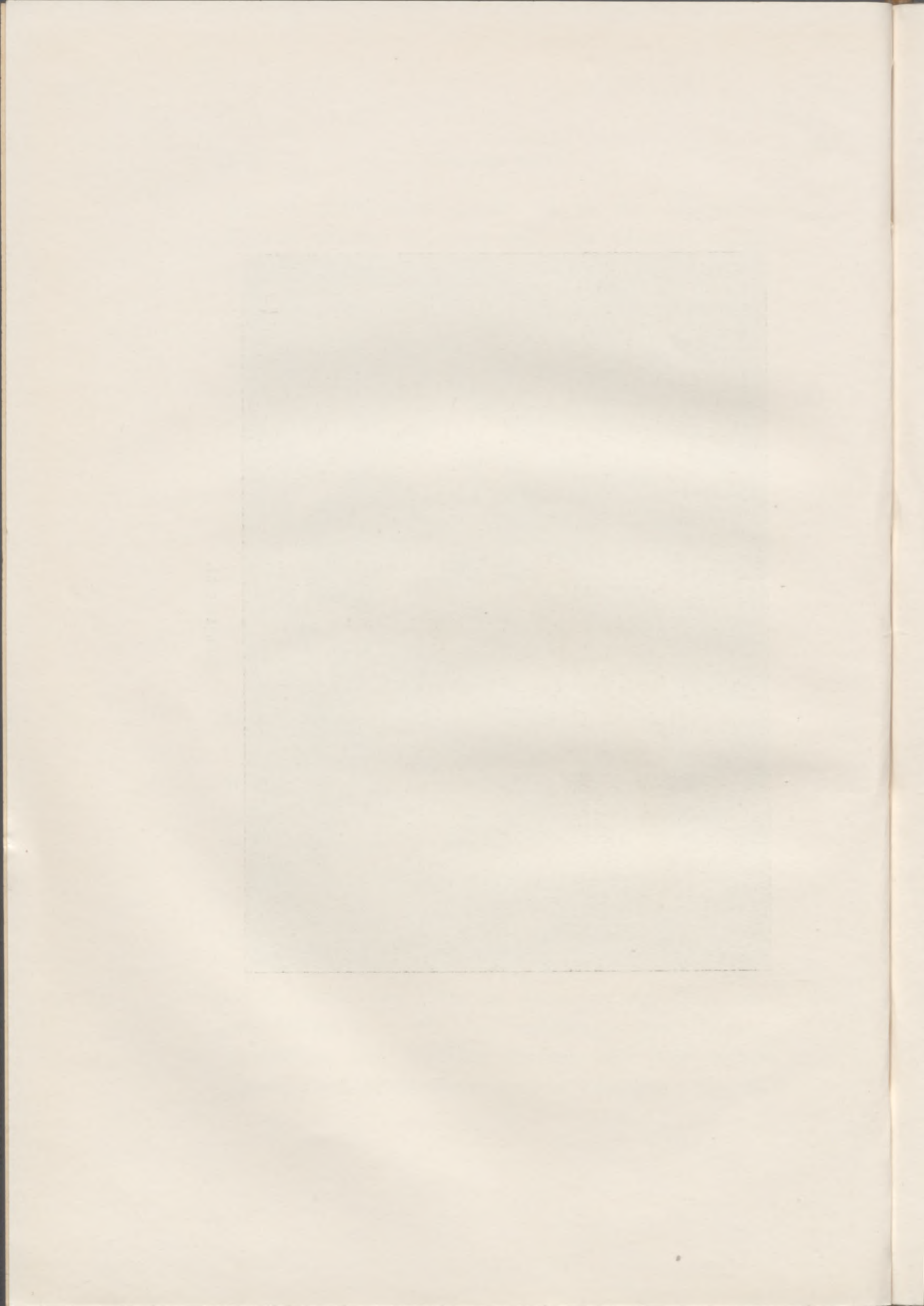
huschen aber verschleierte Blumenmädchen an uns vorbei, als wir uns endlich nach unserem Hotel begeben, und aus dem hell erleuchteten Saal eines großen Kaffeehauses schallt das Gefiedel einer jener Mädchenkapellen, deren Mitglieder leider meist aus den deutschredenden Ländern unseres Nachbarstaates Österreich stammen. Daß der gewissenlosen Ausbeutung dieser Unglücklichen, die man überall in den größeren Städten des Orients findet, und von denen manche in dem unsteten Leben zu Grunde gehen mag, in ihrer Heimat von obrigkeitlicher Seite kein Riegel vorgeschoben wird, ist wahrlich eine Schande für das Staatswesen, dem sie angehören.

Unser Aufenthalt bei Shepheard sollte trotz der Schönheit der uns zur Verfügung stehenden Räume nicht lange währen. Einer der mit uns aus Sansibar gekommenen Herren, der Kairo bereits nach fünftägigem Aufenthalt wieder verließ, zeigte uns vor seiner Abreise seine Rechnung, und die wenig verblümte Geldschneiderei, welche wir bei der Durchsicht der Einzelheiten feststellten, sowie einige andere schlechte Erfahrungen, die wir selbst während dieser Tage gemacht hatten, bewog uns, sofort auch unsere Kostenaufstellung einzufordern und in das einfache, aber anständig geleitete Gasthaus des dicken Gorff überzusiedeln. Davon, daß zu einer Jahreszeit, in der die meisten Gasthöfe Egyptens ihren wenigen Bewohnern beträchtliche Ermäßigungen gewähren, das fragliche Haus keinen Pfennig von dem Preis der Tagespension im Betrage von sechzehn Mark abließ, will ich nicht reden, denn nach diesen Dingen kann man sich ja vorher erkundigen. Daß jede Kleinigkeit, die in den volle

Pension gewährenden Hotels als in der allgemeinen Summe enthalten angesehen wird, hier besonders bezahlt werden mußte, war schon ungehöriger. So wurde das Licht mit sechzig Pfennigen, ein kaltes Bad, welches jedes englische Hotel in wärmeren Ländern als etwas täglich durchaus Notwendiges sich überhaupt nicht bezahlen läßt, gar mit anderthalb Mark aufgeschrieben, und obwohl wir wegen Raummangels an der des Abends im Garten aufgestellten gemeinsamen Tafel überhaupt nicht mitspeisen konnten, mußten wir für jedes auf diese Weise erzwungene „Diner à part“ abermals anderthalb Mark bezahlen. War uns schon diese Art der Berechnung wenig zuvorkommend erschienen, so war die Unaufmerksamkeit unserer syrischen und griechischen Zimmerkellner so groß, daß sie nie anders als nach langer Zeit und bisweilen überhaupt nicht auf unseren Befehl zu erscheinen geruhten. Am meisten jedoch mißfiel uns, daß in einem Gasthofe, dessen Besitzer Deutsche waren, und der sich mit einem gewissen Stolz das beste Hotel der Welt nennen läßt, so gar keine Rücksicht auf ein Volk genommen wurde, das seit dem Jahre 1870 der ganzen übrigen Welt in mehr als einem Falle seine Ebenbürtigkeit bewiesen hat. Keinem der Oberkellner oder der mit uns in Berührung kommenden höheren Angestellten beliebte es, deutsch zu sprechen, obgleich wir von einigen derselben festgestellt hatten, daß sie dieser Sprache sehr gut mächtig waren. Nur unser Tischkellner machte eine rühmliche Ausnahme von dieser, wie ganz deutlich zu merken war, beabsichtigten Hervorkehrung französischen und englischen Wesens, und selbst unsere Rechnung ließ uns die Verwaltung in französischer Sprache



Straßenscene.





Thor einer Moschee.

ausstellen. Aber wir verdienen es wirklich nicht besser, denn ich habe eine ganze Reihe von Deutschen gesprochen, die zwar gleich uns Beschwerde über die ihr Volkstum geradezu beleidigende Art und Weise führten, denen es aber nicht einfiel, aus diesem Grunde etwa einen anderen Gasthof aufzusuchen. Wer aber auf eine Kränkung seines Landes und Volkes nicht anders zu antworten weiß, als daß er sich dieselbe schweigend gefallen läßt, der wundere sich nicht, wenn er vom Ausländer schließlich nichts weiter einheimst als hochmütige Verachtung.

Führten uns unsere Wanderungen durch die Stadt und ihre nähere Umgebung auch in eine Reihe von baulich interessanten Moscheen, unter denen nicht zuletzt die Kalifengräber zu erwähnen sind, so hielten wir es, da wir einen Abstecher nach Palästina aus Mangel an Zeit nicht ausführen konnten, für unsere Pflicht, wenigstens eine in Kairo befindliche Stätte des Christentums aufzusuchen, die sich der Herrschaft der fanatischen Prophetenanhänger zum Trotz bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Im äußersten Süden der Stadt, in Altkairo, liegt das ummauerte Viertel der Kopten, und in diesem, so versteckt in einem Gewirr enger Gäßchen und hoher Häuser, daß wir es nur mit Hülfe unseres gewandten Führers zu finden vermochten, eine Kirche, Abu Serge, die aus der Zeit stammen soll, in der das abendländische Kaisertum wieder entstand. Der Priester, der uns empfing, geleitete uns durch kellerartige Gänge in einen unterirdischen Raum, und wir erkannten in dem schwachen Schimmer eine Art von natürlicher Höhle, die man in eine Kapelle

verwandelt hatte. Das war das Versteck, in dem nach alter Überlieferung Maria mit ihrem Sohn während ihres Aufenthalts in Egypten sich verborgen gehalten, und wenn auch eine streng geschichtliche Untersuchung vielleicht das Unrichtige dieser Annahme nachweisen kann, so hat das Verweilen an solcher Stätte doch sein Ergreifendes. Leider dient hier, wie so oft in der Welt, das Gebaren der Geistlichen nicht dazu, das Gefühl der Ehrfurcht an dem heiligen Orte andauern zu lassen. Noch in den Hallen der Kirche streckte unser priesterlicher Begleiter die Hand aus, um die übliche Gebühr in Empfang zu nehmen, die von den Fremden gezahlt wird, und mit dem vorgeschriebenen Piaster nicht zufrieden, forderte er für sich und einen Genossen, der sich ihm zugesellt hatte, noch ein persönliches Backschisch. Bettelnde Diener Gottes in einem Hause, das nach ihrer eigenen Meinung zu den geweihtesten der Erde gehört, ich kann mir nur wenig Dinge vorstellen, die einen so großen Ekel vor den niedrigen Eigenschaften des Menschen hervorrufen, wie man ihn bei einer derartigen Gelegenheit empfindet.

Es erschien uns wie eine wahre Erholung, das Backschischgeschrei einer Kinderschar in den von düsterem Gemäuer eingefaßten Straßen zu vernehmen. Besonders ein Mädchen that sich unter der uns begleitenden Menge des jungen Volkes durch ihre Beharrlichkeit hervor. Es war eine reizende Kleine von kaum zehn Jahren, und als sie einsah, daß wir ihr auf ihr hübsches Gesichtchen hin nichts geben würden, da streifte sie schnell entschlossen einen ihrer Ärmel auf und sprach, indem sie auf ein in die Haut gegrabenes Kreuz deutete, mit bittender Stimme

die Worte: „Ich bin Christin“. Diesem in seiner Eindringlichkeit urkomischen Anruf an den gemeinsamen Glauben vermochten wir nicht zu widerstehen, und lachend warfen wir dem Kinde ein paar kleine Münzen zu. Natürlich wurden wir infolge unserer Nachgiebigkeit bis an die Umfassungsmauer von einem Haufen von anderen Kindern verfolgt, die fortwährend unter lautem Geschrei beteuerten, auch sie seien sämtlich Christen, und wir waren froh, als wir den unserer harrenden Wagen besteigen konnten, der uns in schneller Fahrt aus dem Machtbereich der kleinen Quälgeister entführte.

So lehr- und genußreich die in Kairo verlebten Tage waren, so groß ist auch das Bedürfnis des durch das fortwährende Schauen ermüdeten Geistes, einmal in europäischer Weise unter altgewohnten Eindrücken auszuspannen. Die Abendkonzerte und die gelegentlichen Aufführungen in dem Sommertheater im Esbekijehpark boten hierzu reichlich Gelegenheit. Mit einer dieser Vorstellungen fielen wir allerdings gründlich hinein. Eine Liebhabergesellschaft veranstaltete, wie es hieß, zu einem wohlthätigen Zweck, allerlei Vorführungen einzelner Schauspielscenen und Gesangstücke auf der Sommerbühne, in deren oben offenen Zuschauerraum der sternenhelle Nachthimmel hineinschaute. Die unter der Gönnerschaft des französischen Generalkonsuls stehende Abendunterhaltung war aber, wie wir leider zu spät auf dem Zettel entdeckten, bestimmt, einer jesuitischen Schule neue Mittel zuzuführen, und so hatten wir, ohne es zu ahnen, die rücksichtslosesten Todfeinde unseres Volkes unterstützen helfen. Der Ärger über diese beschämende Thatsache wurde indessen schon

an einem der nächsten Abende gelindert. Auf dem Anschlagbrett des Musentempels wurde von einer italienischen Schauspielertruppe die Aufführung eines „Rodolfo Raparelli“ betitelten Lustspieles angezeigt, und in der Absicht, nach jener übrigens obendrein herzlich langweiligen französischen Kunstleistung einmal das litterarische Erzeugnis eines anderen Volkes kennen zu lernen, nahmen wir abermals eine Loge. Kaum aber war der Vorhang aufgezogen, da kamen uns die handelnden Personen trotz ihrer uns ziemlich unverständlichen Sprache mit einem Male vor wie gute Bekannte, und als das wirklich gute Spiel diese Überzeugung in uns mehr und mehr befestigt hatte, da warfen wir noch einmal einen Blick auf den Theaterzettel. Und richtig, da war als Verfasser des Schwanks Signor de Moser angeführt, und Rodolfo Raparelli war niemand anders als sein lustiger Reif Reiflingen, dessen romanisierter Name dem „Krieg im Frieden“ benannten Stücke einen äußerlich veränderten Titel gab. War auf diese Weise unser Versuch, die italienische Nationallitteratur in bequemer Weise kennen zu lernen, in tragikomischer Weise vereitelt, so trug die treffliche Aufführung in einer für uns immerhin neuen Auffassung der Rollen nicht wenig dazu bei, uns mit dem zweiten Mißgeschick, das uns in unseren künstlerischen Studien ereilte, gänzlich zu versöhnen.

Der Gorffsche Gasthof war seiner Lage nach ebenso zum Beobachten des wechselvollen Straßenlebens geeignet wie Shepheards Hotel. Unter all dem Volk, das dort im Lauf des Tages an uns vorüberhastet, oder das unsern Platz umdrängt, begierig, ein paar Piaster von den

Fremden zu erlangen, bleiben sich nur zwei meist sehr jugendliche Beherrscher der Gasse gleich, die halbwüchsigen Stiefelputzer, die uns vom frühen Morgen an umlagern, und die Eseljungen, die, einer noch lebhafter als der andere, ihre langohrigen Reittiere anpreisen. Unter den Schuhreinigern wählte sich jeder von uns vorsichtigerweise sofort einen, der ihn ganz allein bedienen durfte. So waren wir die Mühe des Zurückweisens los, und die drei kleinen Kerle waren stets mit Feuereifer darauf bedacht, die ganze übrige frech herandrängende Bande, unter denen sich Abessinier, Nubier und andere dunkelfarbige Söhne Nordafrikas befanden, in gebührender Entfernung von unseren werten Herren Füßen, aus besonderer Gefälligkeit auch wohl von den daransitzenden Menschen zu halten. Ebenso wichtig wie die ewig vergnügte Schar dieser Jungen in der stauberfüllten Kalifenstadt ist die Zunft ihrer Altersgenossen, der Eseltreiber. Auch sie sind von der Natur mit einer beneidenswerten Redefertigkeit begabt, welche Zeugnis für die gute Beschaffenheit ihrer Lungen ablegt. Wirklich bewundernswert ist aber die Ausdauer ihrer Atemwerkzeuge, wenn sie ihrem durch die Straßen oder über die nackten Flächen der das Thal begrenzenden Wüste in schnellem Trabe dahineilenden Tiere stundenlang folgen, indem sie es durch gelegentliche Stöße und gellende Schreie immer aufs neue antreiben. Unermüdlich im Lobe ihrer Reitesel, wissen sie dabei in geschickter Weise die Nationalität der einzelnen Fremden auszuspielen. Den Deutschen priesen sie damals unaufhörlich ihre Bismarck- und Capriviesel an. Nahte auf der andern Seite der Straße ein gemessen einherschreitender Engländer,

so verwandelte sich das Langohr flugs in einen Gladstone-esel, und so dienten die Namen der gewandten Vierfüßler dazu, ein Bild dessen zu geben, was von den Errungenschaften der europäischen Politik in den Köpfen dieser hoffnungsvollen, wenn auch sehr ungewaschenen Sprößlinge des Pharaonenvolkes haften geblieben war.

Dem Bilde des bunten Lebens in den engen Straßen der Altstadt würden aber ein paar charakteristische Züge fehlen, wollte ich zwei Erscheinungen unerwähnt lassen, von denen die erste, das schöne Geschlecht, bisher nur in seinen niedrigsten Vertreterinnen zur Erwähnung gelangt ist. Freilich, ob es wirklich das schöne genannt werden darf, entzieht sich, wenigstens was die Städterinnen anlangt, völlig meiner Beurteilung. Denn viel strenger als an der althergebrachten Männerkleidung halten auch die halbeuropäischen Kreise an der orientalischen Sitte der Verschleierung fest. Die Schleier aber sind in den weitaus meisten Fällen sehr dicht und fest, und der obere wird außerdem mit dem unteren durch eine röhrenförmige Spange von plumpem Aussehen derart verbunden, daß von den Gesichtszügen kaum etwas zu erblicken ist. Nur die Augen sind meist deutlich zu erkennen, allein die häufige Ummalung derselben läßt meist kein zutreffendes Urteil über ihre Beschaffenheit zu. Auch gilt es nach dortiger Sitte nicht als schicklich, den vorüberwandelnden Dämchen zu sehr ins Gesicht zu gaffen, und so wird derjenige, der sich nur kurze Zeit in Egypten aufhält, über diese ganze uns Westeuropäer so sehr interessierende Hälfte der Bevölkerung von Kairo meist wenig genug berichten können. Allerdings sieht man auch einzelne, offenbar den



Vornehme Araberin.

vornehmeren Klassen angehörige Damen in einer so dünnen und augenscheinlich nur der Form halber getragenen Verschleierung, daß man jede Linie ihres Antlitzes genau zu erkennen vermag. Aber sie sind doch nur vereinzelt zu bemerken, und die ungeheure Mehrzahl ist der hergebrachten Tracht in jeder Beziehung treu geblieben.

Wenn aber die Frauen und Mädchen der Hauptstadt in ihrer Kopfhülle den Forderungen einer das Weib im ganzen sehr niedrig stellenden Kulturanschauung nachzugeben genötigt sind, so würden sie in anderer Beziehung wahrscheinlich von der Mehrzahl unserer Sportdamen wegen der Verbreitung beneidet werden, deren sich die von diesen so sehr herbeigesehnte Reformkleidung an den Ufern des heiligen Nil seit vielen Jahrhunderten erfreut. Übrigens ist diese Reform-, ich wollte sagen, orientalische Tracht in dem Staub und Schmutz der Straßen entschieden praktisch, und daß sie im allgemeinen auch malerisch genannt werden darf, darüber herrscht wohl bei niemandem, der in diesen Ländern gereist ist, ein Zweifel.

Junge Damen und Studenten, anderwärts zwei Menschengattungen, denen man mannigfache Beziehungen zu einander nachsagt, wie himmelweit verschieden sind beide in Kairo von ihren europäischen Verwandten. Fast mehr noch als diese verschleierten Backfische, die wenigstens ebenso kichern und flüstern und sich über die Vorübergehenden lustig machen, wie ihre Schwestern im Abendlande, unterscheiden sich die Scharen jugendlicher Söhne der Gamiel-Asar, der alma mater von Egypten, von dem jungen, lebenslustigen Volk unserer Hochschulen. Finster und zum Teil fanatisch sind die Blicke, die sie

auf uns richten, und ebenso finster und fanatisch sind die Lehren, die sie in den Hallen ihrer ausgedehnten Moschee in sich aufnehmen. Die Zeiten, in denen die islamitischen Gelehrten selbst an den Höfen christlicher Fürsten sich eines hohen Rufes erfreuten, sind lange dahin, und die ganze Weisheit, welche diesen Jünglingen an der größten Universität der mohammedanischen Welt gepredigt wird, dreht sich um den Koran und die aus ihm hervorgewachsenen Anschauungen von Recht und Leben. Trotz der abweisenden Mienen aber, die die Hochschüler der Moschee zur Schau tragen, erregen sie bei jeder Begegnung von neuem unser Interesse, denn unter den meist in einen dunklen Kaftan gehüllten Leuten befinden sich die Angehörigen der verschiedensten Völker und Stämme Afrikas und Asiens, und auch unter ihnen giebt es so etwas wie eine Einteilung der verschiedenen Studierenden in Landsmannschaften je nach ihrer Volkszugehörigkeit.

Wer aber das Volk von Egypten so recht aus dem Grunde kennen lernen will, der wandere über die große Nilbrücke bis zu jener Stelle, an der sich inmitten eines schönen Parkes der Palast von Giseh erhebt. Nicht die heutigen Bewohner des Landes sind es, die er dort findet, wohl aber die verstorbenen und dazu all die unzähligen Dinge, welche von dem Leben des uralten Reiches unzertrennlich waren. In Tausenden von Stücken sind in den Schränken die Kostbarkeiten aufgespeichert, die den Gräbern der Könige, der Priester und hoher Staatsmänner entstammen. Sehr groß und von ungeheurem Werte ist ferner die Zahl der Statuen und Denkmäler, welche namentlich die weiten Räume des Erd-



Moschee el Asar.

geschosses erfüllen. An ihnen erkennen wir auch, daß die Mehrzahl der heutigen Egypter unverfälschte Nachkommen des Volkes der Pharaonen sind, und ganz besonders tritt die Verwandtschaft zwischen beiden an der dadurch berühmt gewordenen Holzstatue des sogenannten Dorfschulzen hervor. Als man sie fand, riefen die herbeigeeilten Fellachen wie aus einem Munde: „Das ist ja der Schech el-beled, der Schulze". Dieser Ähnlichkeit mit dem dörflichen Machthaber einer nahe beim Fundort gelegenen Ortschaft verdankt sie ihre heutige Bezeichnung.

Es würde selbst für den Kenner eine schwierige Aufgabe bedeuten, auch nur die Hauptnummern der außerordentlich reichhaltigen Sammlung zu schildern. Was uns anlangt, so konnten wir zwar auf den Namen von solchen nicht den geringsten Anspruch machen, doch die Fülle des in Giseh Gebotenen, die alles bisher von uns Geschaute übertraf, war Anlaß genug zu einem wiederholten, langdauernden Besuch dieses in das großartigste Museum verwandelten Schlosses. Wir trafen es beide Male gut. Es waren zufällig die Tage, an denen Eintrittsgeld nicht erhoben wurde, und zu unserem Erstaunen war die Zahl der einheimischen Besucher, sowohl Araber wie Fellachen, sehr groß. Ja unter den Hunderten von Schaulustigen, denen wir in den Sälen und auf den Treppen begegneten, befanden sich sogar sehr viele Damen, und unter diesen wieder einige, von älteren, watschelnden Ehrendamen geführte Gruppen junger Mädchen, deren summendes Geschwätz und lebhaftes Gekicher und deren eifriges Kokettieren mit den lustig unter dem Schleier hervorlugenden Augen fast den Eindruck eines ins

Orientalische übersetzten Pensionats hervorrief. So galt, was ich vorhin hinsichtlich des Volkes von Egypten bemerkte, wenigstens für uns nur mit Vorbehalt, denn wir vermochten auf diese Weise die Gesichtszüge der Lebenden unmittelbar mit den steinernen und hölzernen Bildern ihrer Stammväter zu vergleichen.

Auch die Toten selbst findet man hier, denn lange Reihen von Schränken sind mit den Mumien angefüllt, die man den Gräbern der Vornehmen und Großen entnommen hat. In einem runden Saal auf der Höhe des Palastes hat man diejenigen der Könige selbst in gläsernen Särgen aufgebahrt, und wir schauen in das Antlitz mancher Persönlichkeit, von deren Thaten und Schicksalen die bedeutendsten Urkunden des Altertums berichten. Wir blicken in das wohlerhaltene Antlitz des Pharao Seti, welcher Moses erziehen ließ, und wir schauen in die erloschenen Züge des großen Ramses, den die Griechen unter dem Namen des Sesostris kannten. Was für Gedanken mögen es gewesen sein, die hinter dieser Stirne wohnten, und deren manchen der große Fürst in Thaten umsetzte, von denen die Geschichte noch jetzt berichtet? Wo waren die Völker, welche heute die Erde beherrschen, als dieser Mann, dessen fast unveränderte Leiche vor uns liegt, sein Volk regierte, dessen hohe Kultur damals, vor zweiunddreißig Jahrhunderten bereits ein Alter von mehreren tausend Jahren besaß. Schier unheimlich aber wird uns zu Mute, wenn wir vernehmen, daß die älteste in Gizeh aufbewahrte Königsmumie einem schon vor fünf Jahrtausenden verstorbenen Herrscher angehört. Wo werden die sterblichen Überreste der Großen unserer Tage in einer Zukunft sein,

deren dämmernde Ferne ebenso weit vor uns liegt, wie diese graue Vergangenheit hinter uns? Ihr Los wird vermutlich ein besseres sein als das dieser Königsleichen. Sie werden zerfallen und im Winde verwehen, und von den größten unter ihnen werden Geschichte und Sage jenen fernen Zeiten berichten können, ohne daß die Blicke fremder Neugieriger sich auf ihre schmachvoll dem Grabe entrissenen und einer katalogisierten Sammlung einverleibten Leichname richten. Erscheint es uns hier beinahe als ein tröstlicher Gedanke, zu wissen, daß die Körper unserer Heroen als das Nebensächliche an ihnen verschwinden werden und niemals in dieser Weise entweiht werden können, so erweckt die an das Wunderbare grenzende Geschicklichkeit der alten Egypter in der Erhaltung ihrer Toten doch unsere ungeteilte Bewunderung. Wie dies Volk sein ganzes Denken und Sein auf das Leben nach dem Tode richtete, das erkennen wir noch heute an den Riesengräbern und an der Sorgfalt, mit der es seine Leichen vor dem Verfall zu bewahren verstand.

Wie mit dem Tode, so war aber das Dasein jenes merkwürdigen Geschlechts durch seinen heiligen Strom mit dem üppigsten Leben verknüpft, das die Erde kennt. Auch wer nicht allzuviel von Sinnbildern in der Natur hält, in Egypten, wo die tote, von Grauen erfüllte Einsamkeit der Wüste unmittelbar an das lebenerfüllteste Fruchtland der Welt herantritt, vermag er die Berechtigung solcher Vergleiche nicht ganz zu leugnen. Und wer die Bedeutung so recht verstehen will, die der heilige Strom für dies Land hat, das sein Geschenk an die Menschheit genannt wird, der lasse sich nach der Insel Roda übersetzen. Lohnend

ist der Besuch des Eilandes schon wegen der herrlichen Aussicht über den gewaltigen Strom, dessen Fluten in einer Breite von zweihundert Metern die Außenseite der mit hübschen Gärten geschmückten Insel bespülen. Dort unten, an jenen Uferfelsen, zeigt uns ein alter Araber die Stelle, an der die Tochter Pharaos den Schilfkorb mit dem kleinen Moses gefunden haben soll. Genau wie zu jener Zeit strömen die silbergrauen Gewässer durch die grüne, palmengeschmückte Landschaft uns entgegen; genau wie vor Jahrtausenden legen die weißen Segel der altertümlichen Dachabijen sich schräg vor den Wind, und wie zur Zeit der alten Herrscher, überwacht das Volk noch heute das langsame Steigen des Flusses, von dem sein Dasein abhängt, wie von den lebenspendenden Strahlen der leuchtenden Wüstensonne, die heiß auf die spiegelnde Flut niederbrennen und die flimmernd durch das dichte, von zahllosen Blüten durchduftete Laubwerk hindurchspielen, in dessen Schatten wir weilen. Seit der Kalifenzeit schon wird die Änderung des Wasserstandes an der Säule beobachtet, die sich in einem brunnenartigen Becken auf der Insel Roda befindet. Steigt das Wasser am Nilmesser zu der gewünschten Höhe, dann herrscht Freude in ganz Egypten, denn in diesem fast regenlosen Lande kann man dann sicher auf eine gute Ernte rechnen. Besonders die sommerlichen Regen in den abessinischen Bergen sind es, die das Anwachsen des Stromes veranlassen, und wenn er im Herbste wieder zu fallen beginnt, hinterläßt er auf den freiwerdenden Feldern eine dünne Schicht befruchtenden Schlammes. Dieser entstammt ebenfalls jenem Alpenlande unter den Tropen, und er hat im Lauf der Jahrtausende

das entstehen lassen, was sich bis an den Fuß der gelb=roten, sonnendurchglühten Felshügel und Sandberge aus=breitet, die zu ewigem Tode verdammt zu sein scheinen, den Streifen fruchtbaren Landes, den Wohnsitz von Millionen fleißiger Menschen, das eigentliche Land Egypten.





15. Kapitel.

Im Nilthal und in der Wüste.

Während die Stadt Kairo in ihren Bauwerken das mittelalterliche Egypten vor uns erstehen läßt, muß der, welcher die Reste des Altertums an Ort und Stelle kennen lernen will, sich zu mehr oder weniger ausgedehnten Ausflügen in die Umgegend entschließen. Das nächste und wohl von jedem Reisenden aufgesuchte Ziel ist die Stelle, im Westen des Nilthals, wo sich am Rande der Wüste jene Wunderwerke erheben, die in beinahe unveränderter Gestalt eine Reihe von Jahrtausenden überdauert haben und vermutlich noch manche tausend Jahre überdauern werden.

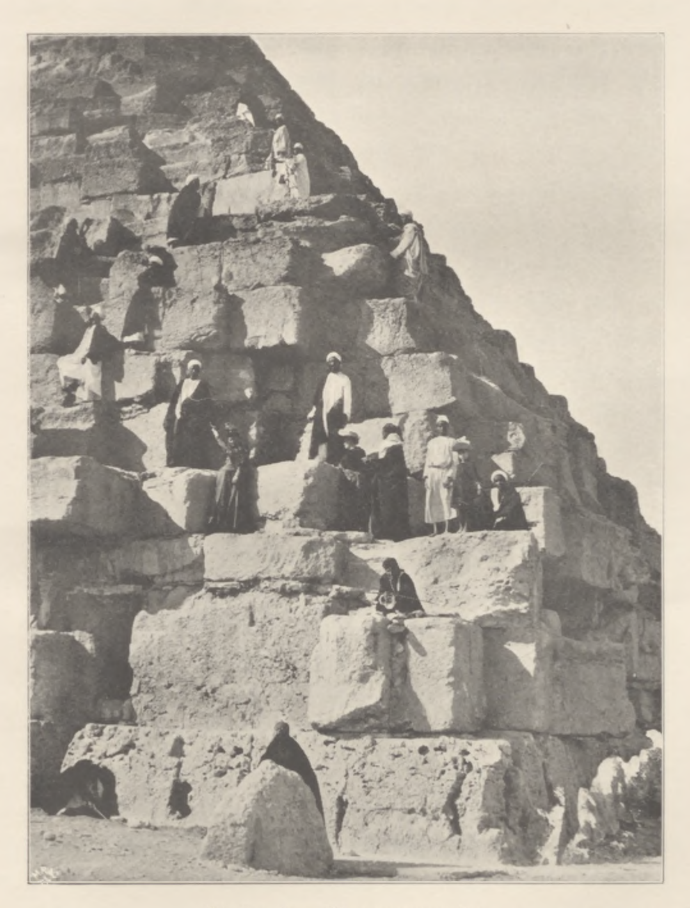
Die nach dem Pyramidenfelde von Giseh führende Straße überschreitet den Nil in der Nachbarschaft einiger großer Kasernen und führt an dem im vorigen Kapitel erwähnten Schlosse vorüber, in dem das Museum der egyptischen Altertümer untergebracht ist. Die Ufer des Stromes bleiben sich zwar in diesem Teile des Landes überall ziemlich gleich, denn neben den Dörfern sind es

allenthalben die mehr oder weniger dichten Bestände von Dattelpalmen, die ihnen ihren eigenartigen Charakter verleihen. Aber der lebhafte Verkehr, der gerade auf dem an Giseh vorüberziehenden Wege herrscht, bietet so viel Abwechselung, daß die Beobachtung des dort herrschenden Treibens an einem Markttage allein schon den Besuch der Uferstraße reichlich lohnt. Neben der Bevölkerung, die in unabsehbaren Scharen zur Stadt zieht oder in ihre Dörfer zurückkehrt, zwingt uns an manchen Stellen auch die Menge der verschiedenen Haustiere zu einem kleinen Umwege. Die Esel zwar und die Rinder weichen unserem Wagen rechtzeitig aus, doch jetzt begegnen wir einer Gruppe von Büffeln, die sich im Schatten einer mächtigen, nahe am Ufer stehenden Sykomore mit dem von ihnen so sehr geschätzten Nichtsthun beschäftigen. Zwar ziehen sie sich noch gerade vor unserem Wagen zurück, um sogleich in einem unter der Böschung liegenden Tümpel zu verschwinden, aus dessen trübem Gewässer bereits die Köpfe einiger ihrer Genossen gleichgültig zu uns emporschauen. Doch bald werden wir selber genötigt, auf die Seite zu fahren. Langsam rückt uns ein Zug von Kamelen entgegen, und die unglaublichen Lasten, welche die Tiere tragen, nehmen fast die ganze Breite der Fahrstraße ein. Dann, bei dem Ort Giseh, macht diese eine rechtwinklige Biegung und führt in schnurgerader Richtung auf das Pyramidenfeld zu, das sich jetzt, etwa eine deutsche Meile von uns entfernt, hoch über dem grünen Fruchtlande unseren Blicken zeigt.

Es ist eine eigentümliche Beobachtung, die jeder Besucher Egyptens machen kann, daß die merkwürdigen

Denkmäler der Pharaonen zuerst keineswegs den Eindruck des Riesenhaften hervorrufen, wenn man sich ihnen auf der Landstraße von Giseh her nähert. Die Einförmigkeit ihrer Umgebung, das Fehlen weithin sichtbarer Gegenstände, die man zum Vergleich benutzen könnte, vor allem aber die mathematische Gleichmäßigkeit ihrer Formen sind es, welche diese Unterschätzung zur Folge haben. Auch wir machten dieselbe Erfahrung, und als unser Wagen auf die öden Flächen hinauffuhr, deren flache Vertiefungen von mächtigen Sandwehen ausgefüllt waren, da erblickten wir in dem ersten der Steinkolosse, der Pyramide des Cheops, eine Öffnung, deren Höhe über dem Boden wir nach dem Augenschein auf drei bis vier Meter geschätzt haben würden. Eine lärmende Schar von Beduinen nahm uns in Empfang, und hinauf ging's auf einem schmalen Fußsteige, der zu jenem Eingang emporführte. Unsere Überraschung war nicht gering, als wir, dicht vor dem dunklen Gange angelangt, der von hier aus zur Grabkammer im Innern des Bauwerks führt, einen Blick in die Tiefe warfen. Was wir eben noch für eine Erhebung gleich der eines mäßig hohen Zimmers gehalten haben, das entspricht bei näherem Zusehen der Giebelhöhe eines stattlichen Hauses, und nun überkommt uns so etwas wie ein Gefühl des Schwindels bei der näheren Betrachtung der ungeheuren Masse, die in dieser Großartigkeit bei keinem Bauwerke der Erde wiederkehrt.

Untersucht man die Blöcke, die in nach oben sich verjüngenden Schichten das ganze Gemäuer bilden, so gewinnt das Auge einen neuen Maßstab für die Beurteilung der Größenverhältnisse dieser fabelhaften Grabdenkmäler.



Stufen der Cheopspyramide.

Etwa ein Meter hoch sind die einzelnen Quadern, und wenn wir uns überlegen daß der ganze Bau eine Grundfläche besitzt, welche die vom Kölner Dom bedeckte um das Siebenfache übertrifft, und daß er bis zur Höhe unserer gewaltigsten Dome ein einziges, massives Werk darstellt, dann überläuft uns ein Schauer der Bewunderung für die Leistungen eines Volkes, das all diese Wunderwerke ausführte, ohne eines jener Hülfsmittel zu besitzen, an denen unsere Zeit so überreich ist. Und das in einer Vergangenheit, die so fern liegt, daß sie uns, die wir in der schweigenden Wüste stehen und uns von der zauberischen Gewalt des Eindrucks gefangen nehmen lassen, erscheinen will, wie ein Märchen aus der Urgeschichte der Menschheit. Irrte doch Napoleon, als er seinen berühmten Ausspruch that, denn nicht vier, sondern fünf Jahrtausende sind es, die über die steinernen Zeugen jener Tage dahingegangen sind, und die sie dennoch fast unverändert gelassen haben. Ist auch die Spitze der Pyramide des Cheops abgebröckelt und die Bekleidung aus geglätteten Steinplatten verschwunden, so ist das ganze Monument in seiner äußeren Gestalt doch fast unverändert geblieben. Wenn man sich freilich überlegt, daß die Masse des allein in dem Denkmal des Cheops aufgemauerten Gesteins ausreichen würde, um das Deutsche Reich mit einer Mauer von einem viertel Meter Dicke und mehr als zwei Metern Höhe zu umziehen, so begreift man die Dauerhaftigkeit dieses Werkes, in dessen Innerm selbst die Peterskirche stehen könnte, ohne irgendwo über die Seitenflächen hinauszuragen.

Da die Außenkante vieler der meterhohen Kalkstein-

blöcke ziemlich stark abgebröckelt ist, so sind eine ganze Anzahl Stellen vorhanden, an denen Steilabstürze von mehreren Metern sich gebildet haben. Eine Besteigung der Cheopspyramide erfordert deshalb immerhin einige Schwindelfreiheit, und da Köhler und ich uns dieser nicht rühmen konnten, so überließen wir es Freund Lieder, sich von den Beduinen hinaufbefördern zu lassen. Die Art, in der diese zu je vier Mann den Reisenden ergreifen und ihn, von Stufe zu Stufe kletternd, hinaufreißen und schieben, erinnert in ihrer Rücksichtslosigkeit stark an die Beförderung eines Gepäckstückes. Wir verzichteten daher nicht ohne eine gewisse Befriedigung auf diese Fahrt in die Höhe und bereiteten inzwischen das Frühstück vor, das die Besucher des Denkmalsfeldes mitzubringen pflegen. Während dieser Zeit und der darauf folgenden, in einem schattigen Winkel abgehaltenen Mahlzeit versuchten uns die herumlungernden Kerle durch unaufhörliches Betteln und durch fortwährendes Anbieten zum Kaufe einer der angeblich gefundenen, in Wahrheit aber fast immer gefälschten Kleinigkeiten, Statuetten, Skarabäen und dergleichen mehr zu bewegen. An Zudringlichkeit leisteten sie dabei das Stärkste, was wir bisher erlebt hatten, wenngleich ohne jeden Erfolg. Die verschiedenen Brocken europäischer Sprachen, die sie im Laufe der Zeit aufgeschnappt haben und bei einer solchen Gelegenheit zum besten geben, verleihen dem Durcheinanderschreien der Bande etwas höchst Verwirrtes. So ungefähr mag es geklungen haben, als ihre Vorfahren am Turm zu Babel sich mit einander in verschiedenen Zungen zu unterhalten begannen, nur daß damals die deutsche ganz

sicher nicht vertreten war, die unter dieser habgierigen Gesellschaft häufig genug erklingt. Ein besonders frecher Halunke rief mir, als ich ruhig und bestimmt den Ankauf irgend eines geschnittenen Steines verweigerte, zu unserer größten Belustigung die ärgerlichen Worte zu, die er oft genug vernommen haben mochte: „Weiß schon, alles falsch". Dieser Gesellschaft gegenüber versagte beinahe unsere so sehr geübte afrikanische Geduld. Schließlich griffen wir zu dem einzigen erfolgreichen Mittel, uns ihrer zu entledigen. Wir nahmen den Schech bei Seite und verhießen ihm ein besonderes Backschisch, wenn er uns Ruhe verschaffte. Das half, und der Edle ergriff sofort unsere Partei, indem er in einer mit Hundesöhnen und ähnlichen Schmeichelnamen gespickten Rede seine Untergebenen in größere Entfernung scheuchte. Dann benutzte er die günstige Gelegenheit, uns den von ihm gerittenen Hengst zu einem für dies Land lächerlich hohen Preis zum Verkauf anzubieten, kurz er benahm sich so unarabisch wie möglich. Wer sich unter den Beduinen des Pyramidenfeldes jene Söhne der Wüste vorstellt, die sich ein gut Teil natürlicher und ritterlicher Eigenschaften zu bewahren gewußt haben, der erlebt hier eine bittere Enttäuschung. Wer die Romantik des Lebens in der Wüste zu finden erwartet, der muß sie auf anderen Wegen suchen als auf der vom Strom der europäischen Reisenden berührten großen Straße.

Die Besichtigung des wohl hundert Hektar im Umfang haltenden Gebietes, das außer den drei Riesenmonumenten noch mehrere kleine Pyramiden und verschiedene andere Grabmäler und Ruinen umfaßt, unter-

nimmt man zu einer Zeit, in der die sommerliche Mittagssonne auf die blendend weißen Felsen und die gelblichen Sandwehen herniederbrennt, am besten auf den Tieren, welche die Eingeborenen für die fremden Besucher bereit stellen. Jetzt, beim Abreiten der verschiedenen Entfernungen, kam uns aufs neue das Ungeheure der großen Anlage zum Bewußtsein, denn vom einen Ende bis zum anderen, die vom Thale aus nur etwa einen Steinwurf von einander entfernt zu sein scheinen, trabt man wohl zehn Minuten. Während Köhler auf einem Kamel voranritt, folgten Lieder und ich auf zwei flinken Eselchen dem Zuge, den der zu unserem persönlichen Schützer ernannte Schech hoch zu Rosse anführte. Da benutzte mein Treiber die Gelegenheit, meinem Tier, als wir gerade irgend eine Sandwelle hinabritten, aus Rache für die verweigerten Backschischs einen tückischen Stoß zu versetzen, und „Roß" und Reiter wälzten sich im Sande. Sofort erhielt er aber seinen Lohn in Gestalt einiger derber Ohrfeigen, und von diesem Augenblick an war er die Zuvorkommenheit und Freundlichkeit in Person.

Am Ende der Felsplatte, auf der sich diese Denkmäler altegyptischer Baukunst erheben, in einer thalähnlichen Senke des Bodens, erhebt sich jenes Riesenungeheuer, das unter dem Namen der Sphinx weltbekannt geworden ist. Zwar ist der größte Teil des funfzig Meter langen Leibes im Sande verborgen, doch hat man den Vorderkörper mit den mächtigen Tatzen freigelegt, so daß man heute einen besseren Eindruck von der ursprünglichen Wirkung gewinnt als noch vor verhältnismäßig wenig Jahren. Wohl fünf Jahrtausende sind über den großen-

teils aus dem natürlichen Felsen herausgearbeiteten Koloß hinweggezogen, und noch immer sind die menschlichen Züge seines Gesichtes deutlich erkennbar. Unheimlich ist der Ausdruck, mit dem die weitgeöffneten, steinernen Augen aus ihrer toten Umgebung in das grüne Thal hinausstarren, und wessen Blick eine Zeit lang auf dem ernsten Antlitz des seltsamen Wesens verweilt hat, der begreift, daß die lebhafte Phantasie des Griechenvolkes in diesem Geschöpf den Urheber rätselhafter Dinge, ja das Welträtsel selber zu erblicken vermochte.

Unser Rückweg wurde durch einen nochmaligen Sturm sämtlicher Beduinen auf unsern Wagen eingeleitet. Backschisch gellte es rechts, und Backschisch heulte es links, bis unser Kutscher den Pferden einen Hieb versetzte und uns auf diese Weise schnell dem Bannkreis der widerwärtigen Gesellen entführte. Dem Worte „Backschisch" indessen waren wir damit noch keineswegs entronnen, denn an verschiedenen Stellen der Landstraße stürzten dort spielende Kinder auf uns zu, und ihr Geschrei klang uns allerwärts wie ein Echo des vorhin gehörten entgegen. Ich glaube, daß man kaum irgend einen Laut in dem von Fremden besuchten Teil des Orients so häufig vernimmt wie diesen sich ewig wiederholenden Ruf. Es scheint, als ob selbst den Erwachsenen, die ihn ausstoßen, das Würdelose und Abstoßende dieser Bettelei überhaupt nicht zum Bewußtsein komme, und vollends den Kindern erscheint sie als etwas ganz Selbstverständliches, zum täglichen Leben Gehöriges.

Auf der Rückfahrt von den Pyramiden machten wir einen Umweg über den Park des ehemaligen Gesireh-

schlosses. Ein wundervoller Palast, liegt es inmitten schöner Anlagen, ein neuer Bau im schönsten arabischen Stile, und doch ist seine Entstehung der jener uralten Bauten nicht unähnlich. Hier wie dort war es der Wille eines einzelnen, der kostspielige Bauten entstehen ließ, um sich einen persönlichen Wunsch zu erfüllen. Und wie muß der Charakter dieses Volkes durch so manches Tausend Jahre sich ähnlich geblieben sein, das still und willig seinen Frohndienst leistete, um die Launen seiner Herrscher zu befriedigen. Knechtisch in der Gesinnung, hat es in seiner großen Masse niemals eine andere Rolle zu spielen vermocht als die einer großen Arbeitsherde, und es wäre eine vergebliche Hoffnung, wollte man von einer Einwirkung europäischer Kulturvölker eine baldige Änderung dieser tief eingewurzelten Eigenschaften erwarten. Diese Scharen geduldiger Sklaven stehen trotz ihres kaukasischen Blutes viel niedriger als die Herrenvölker Europas, und der Gedanke einer Befreiung ihres Landes von dem wachsenden Einflusse der Europäer kann nur zu einer schimpflichen Niederlage oder zu einer eisernen Despotie führen. Der Widerstand des Islam gegen die christliche Gesittung wird sich in diesem Volk von friedlichen Tagelöhnern niemals zu einer drohenden Gefahr auswachsen. Seine Wurzeln liegen anderswo, und die Araber und die fanatischen Stämme der Wüste sind es, die in solchen Dingen trotz ihrer Minderzahl stets die Führung über die Masse des fellachischen Volkes behalten werden.

Man kann keine Fahrt durch das Nilthal unternehmen, ohne daß man eine gewisse Enttäuschung hinsichtlich des landschaftlichen Eindrucks jener Dattelbestände erfährt, die



Gesireh.

sich unter dem poetischen Namen der Palmenhaine bedeutend besser ausnehmen als in Wirklichkeit. Da ist nichts von der schlanken Gestalt der Kokospalme und nichts von der schattigen Krone der Schirmpalme zu sehen. Plump wie ein entblätterter Kohlstrunk starrt der Stamm in die Lüfte, und an Stelle der stolzen Wedel, die wir an den Palmen tropischer Küsten bewundert haben, trägt der Baum ein paar dürftige Blätter von der bekannten Form. Ließe man die einzelnen Pflanzen sich auswachsen, wie die Natur sie geschaffen, so würden sie sich entschieden hübscher ausnehmen, und ich habe in ganz Egypten keine so schöne Phönixpalme gesehen wie in Otjimbingue im südwestafrikanischen Schutzgebiet. Aber die Erscheinung des edlen Gewächses im Bilde der Landschaft ist Nebensache; sein Wert beruht in seiner Bedeutung als Nährpflanze, und da vermag es diesem Baume keiner unsrer Zonen gleichzuthun. Was der Reis für China und die Kartoffel für die ärmeren Gegenden Nordeuropas, das ist für manche Teile dieser Länder und besonders für die Oasen der großen Wüste die Dattelpalme, und man hat berechnet, daß eine mit ihr bestandene Fläche die zwölffache Menge an Nahrungsstoffen liefert wie ein gleich großes, mit Weizen bepflanztes Land. Dabei ist sie ein echtes Erzeugnis jener Gegenden, in denen die Steppen und die Wüstengebiete der alten Welt in einander übergehen, und keine noch so wissenschaftliche Schilderung ist im stande, ihre eigenartigen Lebensbedingungen so scharf zu umgrenzen wie jenes arabische Sprichwort, welches lautet: „Die Dattelpalme gedeiht nur dort, wo ihr Fuß im Wasser und ihr Haupt im Feuer steht“.

Von den Denkmälern menschlichen Ursprungs zu den Überresten einer noch älteren Zeit führte uns ein Ritt nach dem steinernen Walde im Osten der Stadt. Am frühen Morgen trugen uns ein paar kräftige Esel zu einem der Thore hinaus, und bald ließen wir die letzten Gebäude vor der Stadt, die einsam am Fuße der Höhen sich erhebenden Kalifengräber hinter uns und ritten in ein breites Wüstenthal ein. Bald war jedes Anzeichen verschwunden, das auf die Nähe des Nillandes deutete, und nackt und trostlos dehnte sich die flachgewellte Landschaft vor uns aus. Nur ganz vereinzelt deutet ein zähes Gewächs darauf hin, daß hier noch nicht jedes pflanzliche Leben erloschen ist. Mit einem Male aber brachen Köhler und ich gleichzeitig in den Ruf aus: „Das ist ja die Namib", und einen Augenblick war uns zu Mute, als müsse sich hinter dem vor uns liegenden Hügelrücken sogleich die Aussicht auf die Dünen von Walfischbai und das ferne südatlantische Meer öffnen. Hatten wir bisher Zweifel gehegt, ob jene Küstengegenden von Südwestafrika thatsächlich den Namen einer Wüste verdienten, so lieferte uns die auffallende Ähnlichkeit der von uns durchrittenen Strecke mit jener Landschaft einen zwingenden Beweis von der Richtigkeit dieser Bezeichnung. Aber während dort die Sonne nur langsam die dem Ozean entsteigenden Morgennebel durchbricht, glühte sie hier erbarmungslos auf unsere Häupter herab, und obwohl Köhler und ich selbst jahrelang unter den Bewohnern heißer Steppenländer gelebt hatten, vermochten wir unsern kleinen Eseljungen unsere Bewunderung wegen ihrer Ausdauer nicht zu versagen. Zwei Stunden waren sie ge-

nötigt, hinter den flink dahintrabenden Tieren über den ziemlich steinigen Boden herzulaufen, und sie verloren dabei keinen Augenblick die gute Laune, welche die meisten von ihnen auszeichnet. Ab und zu ließen wir uns mit ihnen auf eine kurze Unterhaltung ein, und wie schon bei anderen Gelegenheiten, fiel uns auch jetzt wieder das eifrige Bestreben der gewandten kleinen Kerle auf, sich für Vollblutaraber auszugeben, obwohl zwei von ihnen durchaus das Äußere der Fellachenjungen aus der Landbevölkerung zur Schau trugen. Dieser Wunsch, sich gern für einen Angehörigen des so lange Egypten beherrschenden Volkes auszugeben, dem wir häufig begegneten, beweist die vorhin begründete Ansicht von der knechtischen Gesinnung des uregyptischen Volkes, das in den sein Land unterjochenden Fremden eine höherstehende Klasse von Menschen erblickt, und in seinen geistig regsamen Vertretern das Bestreben entstehen läßt, als Glieder jenes fremden Stammes zu gelten. Eine solche Auffassung des Fremden als einer Persönlichkeit, die man schon um dieser Eigenschaft willen bewundern müsse, ist aber stets das Merkmal einer niedrigen Gesinnung und ein Zeichen für die Unfähigkeit zu politisch selbständigem Denken und Handeln.

Der steinerne Wald, den wir nach mehrstündigem Ritt erreichten, ist ein ausgedehntes Hügelfeld, das mit großen und kleinen Stücken fossilen Holzes wie übersät ist. Man glaubt, mit jedem Schritte die morschen Teile von Ästen und Stämmen knacken zu hören, und man vernimmt statt dessen einen fast metallischen Klang, wenn eine Bewegung des Fußes einen der urweltlichen Reste

ein paar Schritte weit hinweggschleudert. Wir hielten uns wohl eine Stunde lang damit auf, eine Anzahl besonders eigenartiger Handstücke zu sammeln. Dann aber brachen wir auf, denn der Rückweg, der uns über den Djebel Mokattam führen sollte, erfordert einen Ritt von mindestens zwei Stunden. Vorüber an einem tiefen Thal, aus dessen steiler Wand die sogenannte Mosesquelle hervordringt, führt er durch eine Landschaft von echtem Wüstencharakter. Gänzlich öde liegt das Land, und die einzige Bewegung, die wir in dieser wilden Einsamkeit bemerken, ist das Zittern und Flimmern der erhitzten Luft, das die vor uns liegenden Anhöhen in ihren Umrissen verzerrt erscheinen läßt. Endlich ist der Rand des Gebirges erreicht, und nun windet sich der Weg über überhängende Felsen abwärts zu einer ein wenig niedrigeren Hochfläche, der der Citadelle zugewandten Anhöhe des Mokattam, über deren steil abstürzendem Rand eine verlassene Moschee emporragt. Ein alter Araber, der in dem Mauerwerk haust, öffnet gegen Empfang eines Trinkgeldes eine Stiege, von deren Seitenöffnungen aus man eine herrliche Aussicht über die unter uns liegende Stadt mit der Feste und über die in leichten Duft gehüllten Fluren des Nilthales bis zum pyramidengekrönten Rande der jenseitigen Wüste genießt. Dann senkt sich der von uns eingeschlagene Pfad steil abwärts und führt zwischen den in schwindelnder Tiefe befindlichen Steinbrüchen hindurch in das östlich von der Moschee Mehemed Alis sich hinziehende Thälchen. Bestaubt und müde langten wir nach sechsstündiger Abwesenheit wieder in der Stadt an, und mannhaft widerstanden wir der Versuchung, in einem der zahlreichen am



Der Mokattam.

Wege liegenden Kaffeehäuser Einkehr zu halten. Selbst ein Temperenzler aber würde nach einem solchen Ausflug in die sommerlich erwärmte Wüste kaum der Versuchung widerstanden haben, sein Gelübde zu vergessen, hätte er das frisch angesteckte Münchener in den Gläsern des Gorffschen Ausschanks schäumen sehen. Und ich kann versichern, daß uns selten ein Frühschoppen so wohl verdient erschien wie der an diesem Tage, an dem das Thermometer im Schatten auf vierzig Grad Celsius stieg.

Leider besaßen wir weder Zeit noch Geld genug, um unsere Fahrten bis zu den in Oberegypten gelegenen Stätten des alten Reiches ausdehnen zu können. Um aber wenigstens die in größerer Nähe befindlichen Wunderwerke der Pharaonenzeit kennen zu lernen, unternahmen wir einen Ausflug nach Memphis und Sakkara. Man erreicht diese Punkte am bequemsten mit der von Kairo thalaufwärts führenden Bahn. Ehe der Zug auf dem Bahnhof von Bedraschin anlangt, erscheinen im Osten, in der Wüste, die Gebäude von Heluan. Reinheit und Trockenheit der Luft und eine Anzahl von Quellen haben in dieser Einöde ein Bad entstehen lassen, das sich auch außerhalb des Nillandes eines guten Rufes erfreut.

In Bedraschin wurden die wenigen Ankommenden von einem großen Haufen von Eseltreibern und Führern erwartet. Kaum öffneten sich die vom Bahnsteig nach der Landstraße führenden Thüren, so stürzte sich die ganze Bande wie ein Rudel wilder Tiere auf die Reisenden. Der eine packte einen Arm, der andere einen Rockschoß, der dritte wenigstens eine Hand, kurz jeder bemühte sich, sich auf diese einfache Art einen Mieter für seinen Esel

zu sichern. Wir aber, im vollsten Sinne des Wortes hingerissen von diesem Empfang, wußten uns nicht anders zu helfen, als indem wir nach guter alter Landessitte unsere Schirme und Stöcke auf die Rücken der johlenden und uns nach allen Richtungen zerrenden Menge niedersausen ließen. Das Hauen ist zwar neuerdings verboten, allein in solcher Lage und dieser Gesellschaft gegenüber ist es das einzige Mittel, um Ruhe und Ordnung zu schaffen. Es verfehlte denn auch nicht, seine zauberische Wirkung auf die wilden Gesellen auszuüben, und nach wenigen Minuten trabten wir auf den von uns ausgewählten Tieren durch die grünen Fluren, begleitet von den gänzlich beruhigten Treibern und unserem edlen Kairiner Führer, dessen Aufgabe für diesen Tag in der Beförderung eines umfangreichen Proviantkorbes bestand.

Vereinzelte Reste von Grundmauern unter den Palmen eines Dorfes bezeichnen die Stelle, an der sich vor Jahrtausenden das berühmte Memphis, die Hauptstadt Egyptens, erhob. Hier, wo jetzt nur die elenden Lehmhütten fellachischer Bauern unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, stiegen die stolzen Paläste der Pharaonen empor. An dieser Stelle häuften sie die Schätze auf, die sie auf ihren Eroberungszügen in Afrika und Asien erbeutet hatten. Hier vereinigte sich die Pracht und die Gelehrsamkeit des alten Reiches zu einem Bilde glänzender Kultur, als die Völker, die heute die Welt beherrschen, noch als Jäger und Hirten die turanischen Steppen durchstreiften. Von hier aus drang das erste Licht einer tieferen Anschauung des Lebens zu jenen Stämmen, die es nach späten Jahrhunderten dem Abendlande über-



Ramsesstatue in Memphis.

mitteln sollten. Und was ist von all jener Macht und Herrlichkeit geblieben? Eine steinerne Erinnerung an jene fernen Tage, die einzige fast, ruht unter einigen Dattelpalmen ein Koloß, das Standbild des großen Ramses. Wir vereinigten uns unter seinem rechten Arme zu einem Frühstück, und es kam uns vor, wie eine Ironie des Geschickes, daß die Hand des Mannes, die vor drei Jahrtausenden das Scepter über so viele Völker schwang, und vor deren Wink die Unterjochten zitterten, an diesem heißen Sommertage dazu dienen mußte, ein paar hungrigen deutschen Wanderern kühlenden Schatten zu spenden.

Nicht weit von dieser Palmengruppe erreichten wir den Rand der Wüste, und indem wir langsam bergan ritten, kamen wir dicht an der merkwürdigen Stufenpyramide von Sakkara vorüber. Da unser Ausflug in erster Linie dem Serapeum galt, so ließen wir das seltsame Bauwerk zur linken und trabten auf das inmitten der Wüste liegende, sogenannte Haus des Mariette zu, in dessen offener Halle wir uns auszuruhen und zu erfrischen beabsichtigten. Es war uns lieb, daß wir das Gebäude noch vor der Mittagsstunde erreichten, denn die Sonne brannte furchtbar heiß vom Himmel herab, und Köhler begann bereits infolge der wahrhaft höllischen Glut sich unwohl zu fühlen. Das war nicht weiter zu verwundern, denn dieser lange Ritt unter dem Feuer der Wüstensonne fand an einem Tage statt, an dem nach dem Wetterbericht einer Kairiner Zeitung die Schattentemperatur 44° überstieg. Solche Hitzegrade würde man überhaupt kaum zu ertragen vermögen, wäre nicht die Luft dieser Gegenden so trocken, daß die auf diese Weise hervorgerufene Ver-

dunstung die Haut beträchtlich abkühlt. Das Wasser, das uns die in dem Hause sich aufhaltenden Araber aus ihren Gullen boten, war indessen trotz der hohen Wärme angenehm frisch, und der Kaffee, den sie uns, nachdem wir einen Imbiß eingenommen, bereiteten, war sogar vorzüglich. Auch im Benehmen unterschieden sich diese Beduinen sehr vorteilhaft von der die Pyramiden von Giseh umlagernden Schar, und nach der Mittagspause übernahm einer von ihnen die Führung. Unter seiner Leitung besuchten wir das Grab des Ti, dessen Wände eine große Anzahl trefflicher Darstellungen aus dem Leben der alten Egypter tragen. Es giebt wohl kaum ein Denkmal in der ganzen Welt, das die günstigen Wirkungen des Wüstenklimas in so augenfälliger Weise erkennen ließe wie die Gemächer dieses Totenbaues. Sein Alter kann man auf ungefähr fünftausend Jahre ansetzen, und trotzdem zeichnen sich die Farben mancher Darstellungen noch jetzt durch eine Frische aus, welche diejenige vieler ganz neuer Fresken in unseren nordischen Ländern bedeutend übertrifft.

Ist das Grab des Ti ein Bauwerk, dessen Einzelheiten uns das tägliche Leben der ehemaligen Bewohner des Nillandes vorführen, so ruft dagegen der Besuch des in der Nähe gelegenen Serapeums jenes Gefühl des Unheimlichen in uns wach, das mit dem Betreten riesenhafter Totenmäler aus uralter Zeit verbunden ist. Zwar, diesmal ist es nicht die Beisetzungsstätte menschlicher Wesen, zu der uns ein durch tiefe Sandmassen gegrabener Weg hinabführt, und aus deren dunkler Öffnung uns ein Strom, wie uns dünkt, schauerlich kalter Luft entgegen-

bringt. Die über 300 Meter langen unterirdischen Gänge, die wir bei dem Schein einiger kümmerlicher Kerzen betreten, sind vielmehr der Aufbewahrungsort für die Mumien der heiligen Stiere gewesen, und die tiefen Seitenkammern, in die wir auf beiden Seiten der langen Halle hineinschauen, sind die eigentlichen Grüfte. In einer Anzahl von ihnen erblicken wir beim hin- und herschwankenden Scheine der Leuchten steinerne Sarkophage von ungeheurer Größe, und das helle Magnesiumlicht, das Lieder in einem der Räume entzündet, läßt uns erkennen, daß jeder dieser Apissärge die Größe eines kleinen Zimmers besitzt. Bei dem Weiterwandern durch die dumpf hallenden Gänge und bei dem Hinabblicken auf die flüchtig aus dem Dunkel der Seitenhöhlen auftauchenden Steinkolosse überkommt es uns wie ein Grauen, und unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf: Ist dies Ganze überhaupt noch ein Werk von Menschenhand, oder ist es nicht vielmehr die Arbeit eines untergegangenen Volkes von Riesen?

Aus dem düstern Reiche des Todes und aus den Felsen und Sandhügeln der Wüste zurückkehrend, ritten wir einen anderen, über lange Dämme mitten durch die Felder nach Bedraschin führenden Weg. An einem der zahlreichen, von Büffeln in Bewegung gesetzten Schöpfräder hielten wir Rast, und bei der näheren Betrachtung dieses einfachen und doch sehr leistungsfähigen Wasserhebewerkes schien mir, daß dieselbe Einrichtung an den Grundwasser führenden Flußläufen von Südwestafrika sich entschieden bewähren müsse. Die Anlage eines solchen Wasserrades verursacht keine erheblichen Kosten, und die bewegende Kraft, die Zugochsen, sind dort viel billiger als in Nordafrika.

Steht auch die künstliche Bewässerung in Egypten sehr hoch, so ist sie gegen das Altertum doch entschieden zurückgegangen. Erst neuerdings beabsichtigt man wieder den Bau von Anlagen, die sich den Arbeiten der Pharaonen vergleichen lassen werden. Es ist traurig, daß dabei vielleicht dieser oder jener Rest aus alter Zeit zerstört werden wird, allein wenn irgendwo, so gilt von solchen, neues Fruchtland schaffenden Unternehmungen der Spruch: „Der Lebende hat Recht“. Wo es gilt, die starre Natur der Wüste zum Wohle vieler Hunderttausende von Menschen zu besiegen, da hat jede sentimentale Erwägung sich schweigend zu fügen.[1])

Unter der Volksmenge, die sich auf dem Bahnhofe von Bedraschin drängte, fielen uns eine Anzahl fellachischer Mädchen, die hier auf dem Lande zum Teil unverschleiert gingen, durch ihre hübschen Gesichter auf. Eines derselben hätte sogar in Europa als vollendete Schönheit gelten können. Neben diesen Dorfschönen aber suchte auch die männliche Jugend ihre Stellung zu behaupten, und als das würdigste Mittel hierzu erschien ihr eine großartige Prügelei, an der sich unsere Eseljungen in hervorragendem Maße beteiligten. So vertrieben sie uns in angenehmer Weise

[1]) Ich verstehe nicht, warum man bei den Erörterungen über das bei Assuan geplante Stauwerk, das die Tempelbauten von Philae überfluten würde, nicht auf den Ausweg der Eindeichung dieser Ruinen Rücksicht nimmt. Diese müßte sich doch mit verhältnismäßig geringen Kosten erreichen lassen. Ich nehme an, daß sie technisch nicht ausführbar ist, da sonst nicht zu begreifen wäre, warum man sich in philologischen Kreisen so scharf gegen die Anlage dieses Wasserbeckens ausgesprochen hat. Die Unkosten einer Eindämmung würden bei dem großen Kapital der Baugesellschaft doch kaum in Betracht kommen.

die Zeit bis zur Ankunft des Zuges, der uns in weniger als einer Stunde nach Kairo zurückbrachte.

Unser letzter Ausflug galt der im Thale des Nil gelegenen Sonnenstadt, dem alten Heliopolis. Auf dem Wege dahin fuhren wir an Matarije vorüber, wo uns der Kutscher jenen uralten Baum wies, unter dem Maria mit Christus dereinst gerastet haben soll. Dann statteten wir dem letzten Rest der Priesterstadt, dem berühmten Obelisken, dem ältesten dieser Art, einen kurzen Besuch ab und fuhren hinüber zu dem Punkt, der für diesen Tag als unser eigentliches Ziel gelten konnte, zu der Straußenzuchtanstalt von Matarije.

Ich war einigermaßen erstaunt, hier, wo es doch wahrhaftig an Platz nicht mangelt, eine Art des Einpferchens angewandt zu sehen, die an die Anlage eines Zellengefängnisses erinnerte. Während man den kostbaren Tieren auf den Farmen der Kapkolonie Räume zur Verfügung stellt, die groß genug sind, um ihnen wenigstens einen Lauf von einigen Kilometern zu gestatten, sind die armen Vögel hier zu mehreren in kleine Höfe eingesperrt, die fächerförmig von einem in der Mitte des Ganzen gelegenen Gebäude ausgehen. Es ist weiter nicht zu verwundern, daß die Federn der Strauße bei dieser Haltung nach und nach verkümmern müssen. Um sein Gefieder vollkommen zu entwickeln, muß der Riesenvogel in voller Schnelligkeit durch die Steppe dahinstürmen können. Bei der Einzwängung in Gehege, die an Ausdehnung nur denjenigen unserer zoologischen Gärten gleichkommen, ist er aber kaum jemals in der Lage, seinen Federschmuck dem Winde preiszugeben. Wir waren daher keineswegs verwundert, daß

die uns vorgelegten Stücke weit hinter jenen zurückblieben, die wir in Südafrika zu sehen gewohnt waren.

Auf dem Rückwege zur Stadt hatten wir reichlich Gelegenheit, die Schönheit der uns in großer Menge begegnenden Rosse zu bewundern. Nicht nur die Reitpferde zeichnen sich durch ihr edles Blut und ihre herrliche Erscheinung aus, sondern auch die Bespannung der Gefährte setzt den Europäer oft durch ihr stattliches Äußere in Erstaunen. Wir sahen mitunter selbst Droschken, deren Tiere den Vergleich mit den edelsten Wagenpferden unsrer Großstädte vertragen haben würden.

Die Sonne ging unter, ehe wir die Stadt erreichten. Der Abendhimmel mit seinen glühenden Farben rief, wie so manches Mal, bei Köhler und mir die Erinnerung an Südwestafrika wach. Doch hatten wir beide übereinstimmend die Empfindung, daß dieser vielgerühmte Himmel Egyptens an Tiefe der Glut und an Pracht der Beleuchtung weit hinter dem wunderbaren Firmament unserer südafrikanischen Hochländer zurückblieb. Wie er ein Abglanz der herrlichsten Naturerscheinung in jenen fernen Ländern war, so kam uns das ganze Nilthal vor, wenn wir es als einen Teil von Afrika betrachteten. So wunderbar und anziehend das von uns Geschaute auch war, verglichen mit der wilden Großartigkeit der afrikanischen Landschaft erschien es uns zahm und friedlich, und vieles, was wir sahen, machte uns den Eindruck, als befänden wir uns bereits wieder in Europa. Selbst, daß die Zeitungen, die wir in den Hotels und Kaffeehäusern fanden, kaum eine Woche alt waren, berührte uns eigentümlich. Jeder, der aus dem Süden des Erdteils in diese Gegenden

kommt, wird dasselbe Gefühl haben, und vollends, wenn er Alexandrien als letzte Stadt auf afrikanischem Boden betritt, wird er den Eindruck von der Nähe seiner heimatlichen Gegenden nicht mehr verlieren.





16. Kapitel.
Heimwärts über Alexandrien.

Anfang Juni verließ ich Kairo, um der Schwester meines Vaters einen Besuch abzustatten. Köhler und Lieder wollten in einigen Tagen nachkommen, denn der Dampfer der P. a. O. Linie, den wir für unsere Rückreise in Aussicht genommen hatten, sollte Alexandrien am 7. dieses Monats verlassen. Der Hitze wegen hatte ich einen am späten Nachmittag fahrenden Schnellzug gewählt, und ich bedauerte dies auch nicht weiter, denn die Deltalandschaft, die von der Bahn durchschnitten wird, ähnelt durchaus der öfters von uns durchwanderten Fruchtebene am Nil. Wir berührten auf dieser zweihundert Kilometer langen Strecke eine einzige Stadt von Bedeutung, das berühmte Tanta, in dessen Mauern sich zur Zeit der großen Messen mehrere Hunderttausend Menschen zusammenfinden sollen. Später zeigten sich im abendlichen Dämmerlicht lagunenartige Wasseransammlungen, die dem Mareotis- und dem Abukirsee angehören, und gleich nach Eintritt der Dunkelheit verließ ich den Zug in Sidi

Gaber, einem kleinen Vorortbahnhof, um mich nach der in Ramleh befindlichen Wohnung meines Oheims zu begeben. Es war eine wahre Wohlthat, nach zweijährigen Wanderungen einmal wieder ein paar Tage in einem gemütlichen deutschen Haushalt zubringen zu können, und die Ruhe, die in dieser unter dem genannten Namen zusammengefaßten Reihe friedlicher Landsitze herrschte, war mir um so willkommener, als ich in der Stille der Vormittage Gelegenheit hatte, einige wissenschaftliche Ergebnisse meiner Reisen vorläufig zu Papier zu bringen. Die Nachmittage waren dann dem Besuch von Alexandrien gewidmet, und unter der Führung eines Vetters durchstreifte ich verschiedene Teile dieser zweitgrößten Stadt des heutigen Egyptens.

Die alte, in unserem Jahrhundert zu neuer Blüte gelangte Hafenstadt macht auf den von Süden Kommenden bereits den Eindruck einer vorwiegend europäischen Niederlassung. Auch das einzige hervorragende Denkmal aus alter Zeit, die Pompejussäule, vermag uns nicht in die Zeiten der Gründung zurückzuversetzen, denn sie ist erst am Ausgang des Altertums errichtet, und die neueren Häuserviertel von Alexandrien unterscheiden sich kaum irgendwie von denen einer süditalischen oder einer größeren griechischen Stadt. Griechen und Italiener bilden auch die große Mehrzahl der uns in diesen Straßen Begegnenden, und man muß schon eine Fahrt nach den schönen in der Nähe des Mahmudijekanals gelegenen Parks machen, um sich daran zu erinnern, daß man sich wirklich noch in Afrika befindet.

Das Nilland allerdings war im Sommer 1894 durch

eine kleine Gewerbeausstellung, wenn ich nicht irre, die erste dieser Art, vertreten, die in übersichtlicher Anordnung die verschiedenen Zweige des gewöhnlichen und des Kunsthandwerks vorführte. In mehreren Gruppen wurde eifrig gearbeitet, und es gewährte den fremden Besuchern großes Vergnügen, den flinken Thondrehern und den geschickten Kupfer- und Goldschmieden bei der Ausübung ihrer Thätigkeit zuzuschauen. Die späteren Stunden des Tages aber waren Spaziergängen am Strande gewidmet, und das stattliche Klubhaus von San Stephano war das beliebte Ziel vieler Vorstadtbewohner. Der frische Seewind, der während des Tages über die leis rauschenden Wellen des dunkelblauen Mittelmeeres heranweht, kühlt die in der Nähe des Strandes gelegenen Landsitze von Ramleh selbst in dieser vorgeschrittenen Jahreszeit, und es war ein Genuß, den Abend auf der Veranda oder unter den gewaltigen Bäumen der Gärten zubringen zu können. Dazu ist das Leben der Europäerkolonie ein sehr geselliges, und besonders unter den Gästen der angeseheneren deutschen Häuser taucht von Zeit zu Zeit irgend ein Wanderer mit klangvollem Namen auf. Noch am letzten Abend meiner Anwesenheit war es mir durch einen glücklichen Zufall vergönnt, auf demselben Altan, auf dem einige Zeit zuvor die allbekannte Wilhelmine Buchholzen oder eigentlich ihr unermüdlicher Reisemarschall Stinde gesessen hatte, ein paar Stunden mit dem einzigen Überlebenden der großen deutschen Afrikaforscher, dem eben erst aus Abessinien zurückgekehrten Schweinfurth zu verplaudern.

Am Morgen unserer Abreise erst trafen meine beiden Reisegefährten ein, und obwohl uns nur noch wenige

Stunden zur Verfügung standen, ermöglichten wir einen nochmaligen Besuch der Gewerbeausstellung. Dann aber war es höchste Zeit, unser Gepäck zu holen, und bald darauf führten uns ein paar schnelle Droschken mit unseren Koffern dem Hafen zu. Wir kamen eben recht, um noch einen kurzen Abschied von Lieder nehmen zu können, der am folgenden Tage mit einem russischen Dampfer nach Konstantinopel zu fahren beabsichtigte. Kurz nach unserer Ankunft lichtete das Schiff die Anker, und mit den Dämmen und den weißen Häusermassen der Alexanderstadt versank das letzte Stück des Weltteils, in dem wir mehrere Jahre hindurch gelebt und gearbeitet hatten, langsam in den azurnen Fluten des Mittelländischen Meeres.

Leider sollten wir unseren bisherigen Reisegenossen nur noch einmal auf wenige Minuten in Berlin wiedersehen. Lieder, der nur ungern von dem Felde seiner bisherigen Thätigkeit in Ostafrika geschieden war, trat bald nach seiner Rückkehr in die Heimat eine geologische Forschungsreise nach dem tropischen Südamerika an. Dort ist er, ohne sein Vaterland wiedergesehen zu haben, an den Folgen eines schweren Fiebers gestorben. Was die Wissenschaft und was namentlich unsere deutschen Kolonien an dem tüchtigen und äußerst energischen Forscher verloren haben, das wird in Fachkreisen allgemein anerkannt. Seine Freunde aber, und er besaß deren in Afrika und Europa nicht wenige, wußten an ihm eine kernige und zielbewußte Eigenart und einen unverwüstlichen Humor zu schätzen. Diese menschlichen Eigenschaften aber machten ihn mehr als viele andere Männer geeignet zu

einer nutzbringenden Thätigkeit in unseren Schutzgebieten, und jeder, der ihm persönlich nähergetreten ist, wird den Verlust, den die Afrikaforschung durch seinen Tod erlitten, in seiner ganzen Schwere zu würdigen vermögen.

Die „Cathay", der Dampfer, auf welchem Köhler und ich die Überfahrt nach Neapel machten, war zwar ein Schiff jener mit Recht sehr angesehenen Flotte, die man kurzweg als P. a. O.-Linie (Peninsular and Oriental) bezeichnet, aber es muß wohl der älteste Kasten gewesen sein, den diese Gesellschaft besaß, denn es war eines der schauerlichsten Schiffe, die man sehen konnte. Obwohl das Fahrzeug in der Stunde höchstens zwölf Seemeilen lief, ging bei jeder Bewegung der Maschine ein Zittern durch den ganzen Bau, das den ruhigsten Menschen zur Verzweiflung bringen konnte. Außerdem war die Küche so erbärmlich, daß selbst der erfahrene Schweinfurth zugab, er habe noch auf keiner seiner nahezu sechzig Reisen über das Mittelmeer so schlecht gegessen wie auf dieser.

Die gemeinsame Fahrt mit dem großen Forscher war für Köhler und mich insofern von hohem Wert, als er uns die reichen Erfahrungen mitteilen konnte, die er soeben hinsichtlich der beginnenden italienischen Siedelung in dem Hochlande der Eritrea gesammelt hatte. Wir, die wir beide die mannigfachen Fehler und Mißgriffe, die sich unser deutsches Siedelungssyndikat in Südwestafrika hatte zu Schulden kommen lassen, besser als irgend ein anderer zu beurteilen vermochten, hörten mit Interesse von den sorgsamen und jahrelangen Vorbereitungen, die man in den Kreisen der römischen Kolonialregierung für nötig gehalten hatte, ehe man an die Hinaussendung der

ersten Auswanderer ging. Ich erkenne gern an, daß sich auch bei uns vieles gebessert hat, allein das entschuldigt keineswegs die im Anfang eines so wichtigen Unternehmens begangenen Sünden. Was die Beteiligten in dem kleinen Italien an Umsicht und Überlegung leisteten, das hätte man auch in dem großen Deutschen Reiche nicht verabsäumen dürfen.

Glücklicherweise wurde der Sonntag, der zufällig auf einen der vier Tage der Mittelmeerfahrt fiel, von den Engländern gefeiert, ohne daß die Mitreisenden gezwungen waren, sich an der strengen Beobachtung aller für die Mannschaft geltenden Regeln zu beteiligen. Es scheint, daß die an Bord dieser Schiffe außerordentlich große Verschiedenheit der Volkszugehörigkeit der Passagiere diese Rücksichtnahme verursacht, die sonst nicht im britischen Charakter liegt. Es gab an Bord fast mehr Angehörige anderer Staaten als solche Großbritanniens. Neben nicht wenigen Deutschen und Schweizern waren eine Anzahl Franzosen und Griechen und namentlich Italiener vertreten, und es war lustig zu sehen, wie sich sogar einige der Schiffsoffiziere Mühe gaben, den fremden Damen, besonders aber zwei niedlichen Comtessen in ihrer unbeholfenen Art Aufmerksamkeiten zu erweisen.

Eine Unsitte allerdings, die von englischen Seereisenden aufgebracht ist, war auch an Bord der „Cathay“ übertragen. Ich meine das sogenannte Sweepstake. Unter Sweepstake versteht man eine Wette, bei der jeder Reisende eine Kleinigkeit einzahlt und eine Zahl abgiebt, welche die Zahl der Seemeilen ausdrückt, die nach seiner Meinung das Schiff bis zum Mittag des nächsten Tages zurücklegen

wird. Die Sache hätte noch einen Sinn, wenn jeder Teilnehmer an diesem Spiel die von ihm herausgerechnete Zahl behielte, wenn also die Gewandtheit im Berechnen aller mitwirkenden Einflüsse dem geschicktesten Beurteiler die Aussicht auf den Sieg verleihen würde. Anstatt aber dem, der die der Wirklichkeit am nächsten kommende Zahl angegeben hat, den Preis zuzuerkennen, mischt man alle Zettel durcheinander und läßt jeden Mitspielenden einen derselben ziehen. Besonders einer der englischen Reisenden, ein älterer Herr, war so unermüdlich im Veranstalten von Sweepstakes, daß er den ganzen Tag wie ein Tiger umherstrich, um seine Mitmenschen für diesen geistvollen Zeitvertreib einzufangen. Selbst die Aussicht auf die schöne See und auf die herrlichen Küsten Siziliens vermochten ihn nicht von seiner wichtigen Beschäftigung abzuziehen.

Noch ehe übrigens die Höhen der süditalischen Landschaften in Sicht kamen, hatten wir ein Stückchen unseres heimatlichen Erdteils zu Gesicht bekommen, das aus weiter, weiter Ferne zu unserm Schiffe herüberleuchtete. Wie eine rosige Wolke ruhte, von der untergehenden Sonne beleuchtet, der Gipfel des Ida im Nordosten über den dunkelnden Wellen. Am übernächsten Vormittag aber erblickten wir zuerst wieder die festländische Küste Europas, während zu unserer linken der beschneite Gipfel des Ätna hoch in den hellen Morgenhimmel emporstieg. Nachmittags fuhren wir durch die Straße von Messina, und einige Stunden später wurde an der Backbordseite der Stromboli sichtbar. Trotz eifrigen Hinüberspähens vermochten wir indessen auch nicht die leiseste Spur von Rauch über dem kegelförmigen Gipfel wahrzunehmen, obwohl er zu

den Schloten des Erdinnern gehört, die ziemlich häufig Anzeichen ihrer unterirdischen Thätigkeit gewahren lassen.

Am Vormittag des 11. Juni betraten wir nach langer Zeit in Neapel zum ersten Male wieder europäischen Boden. Einige Tage in dem von den Deutschafrikanern bevorzugten Hotel Haßler genügten, uns die ungemütliche Überfahrt auf der „Cathay" vergessen zu machen. Natürlich wurde die uns zur Verfügung stehende Zeit eifrig benutzt, um wenigstens einen Teil der Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Bisweilen trafen wir dabei mit Reisegefährten vom Schiffe zusammen, und selbst der Sweepstaketiger begegnete uns zu unserem Schrecken an einer höchst gefährlichen Stelle. In einem der statuenerfüllten Säle des Museums stand er plötzlich vor uns. In der Furcht, er werde uns sogleich zu einer Wette, betreffend die Zahl der dort aufgestellten Marmorbilder, auffordern, drückten wir uns eiligst um die nächste Ecke, allein der Edle war viel zu sehr in sein rotgebundenes Reisehandbuch vertieft, als daß er einen Blick für seine Umgebung übrig gehabt hätte.

Ein paar genußreiche Ausflüge nach Capri und Pompeji unterbrachen den Aufenthalt an dem schönen Golf. Ihm folgte eine leider ebenfalls nur kurze Reihe von Tagen in Rom, für uns dadurch besonders denkwürdig, daß damals das Legasche Attentat auf Crispi fast unter den Fenstern unseres Hotels stattfand. Bei allen Fahrten aber durch das in der Vegetation des Frühsommers prangende Land vermochten wir den Gedanken nicht loszuwerden: Was würde das Wirtschaftssystem und die stetige Kraft eines nordischen Volkes aus diesen

von Natur so reichen Gebieten machen? Würden wohl Deutsche, Holländer und Engländer jahrhundertelang das Vorhandensein ungenützter Steppenweiden auf der einen, fieberhauchender und wertloser Sümpfe auf der anderen Seite geduldet haben? Die landschaftliche Schönheit und die Kunstschätze dieses Landes vermögen doch nur ein stark philologisch befangenes Gemüt über die vielen und großen Schäden hinwegzutäuschen, die sich jedem aufmerksamen Beobachter in seinem öffentlichen und wirtschaftlichen Leben offenbaren. Es war mir bis zu dieser Zeit immer auffallend erschienen, wenn diejenigen meiner Freunde, die Südafrika und Italien kannten, beispielsweise Kapstadt den Vorzug vor Neapel gaben. Jetzt habe ich sie verstehen lernen, ohne mich darum in allen Dingen auf ihren Standpunkt zu stellen. Ordnung und eine geregelte Art der Bodennutzung verringern eben die Reize einer Gegend keineswegs, und ein wenig mehr von diesen urgermanischen Eigenschaften, die in den südlichen Ländern, von denen wir kamen, so Großes geschaffen, würde auch in Italien nicht schaden. Wie ein bezeichnendes Sinnbild des Gegensatzes zwischen dem Einst und dem Jetzt erschien es uns, als wir sahen, wie in einem abgetrennten Winkel der Arena im Amphitheater zu Verona eine wandernde Cirkustruppe ihre Vorstellung vorbereitete. An derselben Stelle, die in alter Zeit den großartigsten Vorführungen gewidmet war, welche die Welt gesehen, ein paar magere Gäule mit geschminkten Reiterinnen, ein Anblick, der einem die mutatio rerum recht deutlich ins Gedächtnis zu rufen geeignet war. Hoffen wir, daß es dem in den letzten Jahren so schwer heimgesuchten Volke, dessen gute Eigenschaften

die Achtung seiner Nachbarn verdienen, und seiner Herrscher-familie, die niemals fehlte, wo es einen wahren Fortschritt des Landes galt, gelingen möge, ihrer Heimat nach und nach die wirtschaftliche Stellung wiederzuerringen, die sie zur Zeit der römischen Republik einnahm. Kleine Anfänge sind ja gemacht, aber sie sind sehr geringfügig im Vergleich zu dem, was geschehen kann. Ich denke noch heut mit Vergnügen an den in seiner Einfachheit bezeichnenden Ausspruch, den ein deutscher Trappist that, der uns durch die Katakomben geleitete. Er war lange Jahre in Mariahill bei Durban gewesen, und als wir ihm unsere Ansichten über seine jetzige Heimat aussprachen, erwiderte er bieder: „Ja, dies Land könnte aussehen wie Natal, nein, es könnte noch besser aussehen als Natal“.

Über das jeden Deutschen anheimelnde Bologna ging es weiter nach Venedig, dessen Verkehr uns die Nähe Österreichs und Deutschlands in schier unheimlicher Weise erkennen ließ. Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit wimmelte es von unseren Landsleuten, und mindestens dreiviertel von diesen befanden sich auf der Hochzeitsreise. Auch der Zug, der uns über den Brenner trug, war fast ganz mit aus Italien zurückkehrenden Angehörigen des Reiches besetzt, von denen sich einige, durch unsere Unterhaltung aufmerksam geworden, mit uns in eine langdauernde Erörterung über den Wert oder Unwert unserer Schutzgebiete einließen. Und der Schluß des Gesprächs entsprach genau dem Bilde, das wir uns von dem kolonialpolitischen Urteil der Gebildeten unserer Heimat gemacht hatten. Eine Stunde wohl hatten wir uns be-

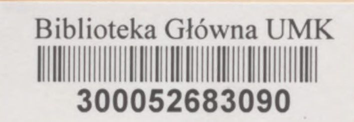
müht, den eifrig redenden Herren unsere Ansichten über die Bedeutung von Südwestafrika auseinanderzusetzen, als einer von ihnen sich mit der wohlwollenden Frage an uns wandte: „Also Sie glauben wirklich, daß Kamerun eine Zukunft hat?“ Erstaunt schauten Köhler und ich uns gegenseitig an, und stillschweigend verzichteten wir darauf, durch weiteres Reden unseren afrikanischen Besitzungen einige neue Anhänger zu gewinnen.

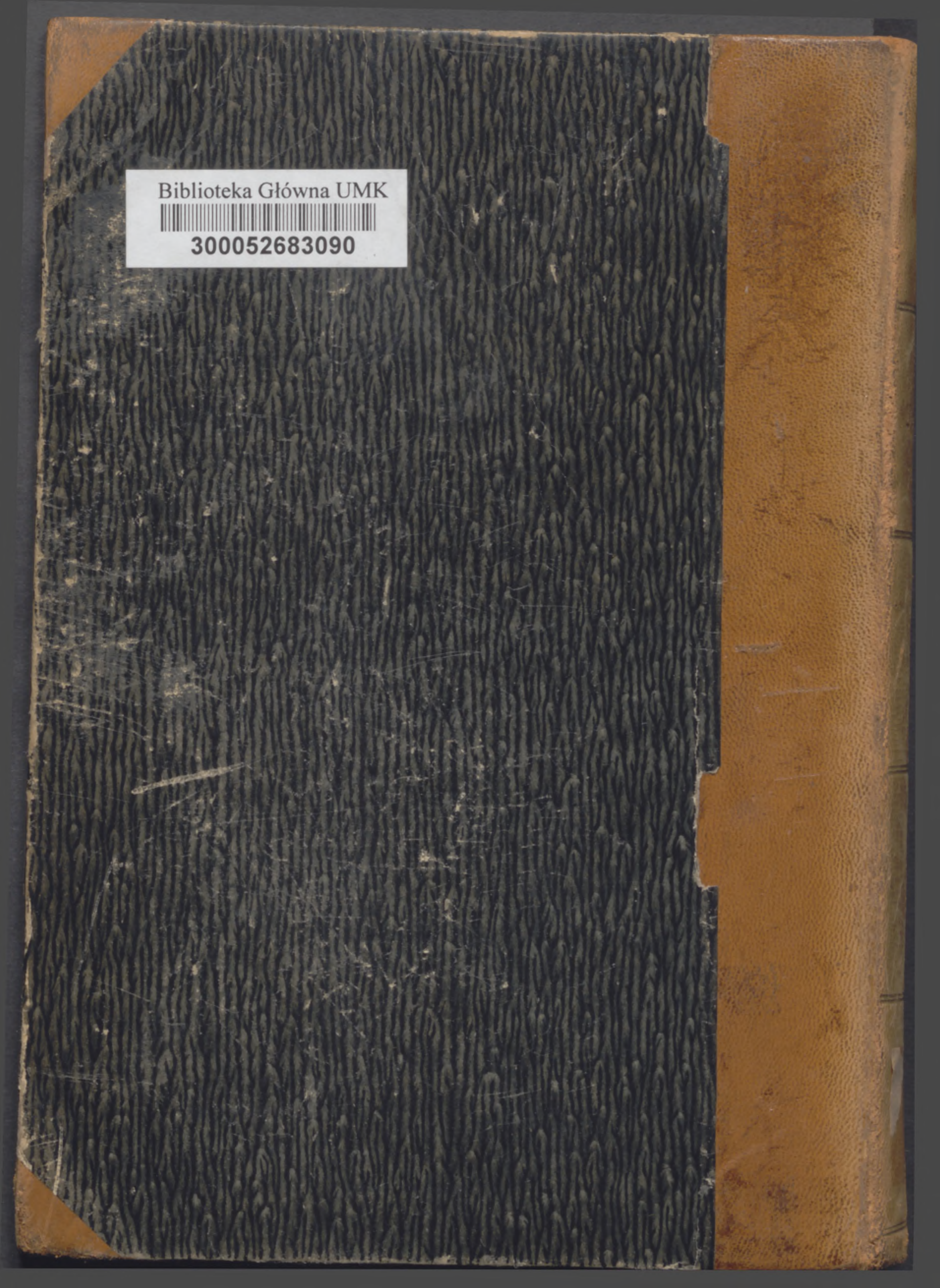
Von Innsbruck, wo wir uns kurze Zeit aufgehalten, begaben wir uns nach München. Die Hauptstadt des Bayernlandes war der erste Ort Deutschlands, den wir wieder betraten, und bald darauf führten unsere Pläne meinen Reisegefährten und mich verschiedene Wege. Vorher aber, in Kufstein, am Eingangsthor in das Reich, sahen wir uns genötigt, eine Äußerung der Unverschämtheit, wie sie sich reisende Briten so häufig zu Schulden kommen lassen, kräftig zurückzuweisen. Sie erschien uns fast rührend, diese stets sich wiederholende Erfahrung, die wir auf unseren Reisen vom Süden des schwarzen Erdteils an bis in die deutschen Alpen machten. Englische Anmaßung hatte uns begleitet, wo wir uns immer befanden. Wir hatten sie im Kaplande und in Ost- und Nordafrika beobachten können, und nun trat sie uns an der Schwelle unserer eigenen Heimat entgegen. Aber die Zeiten, in denen man bei uns bewundernd auf alles blickte, was von jenseits des Kanals kam, sind vorüber. Wie im kleinen, so beginnt man sich bei uns im großen von dem ehemals für Großbritannien wirkenden Vorurteil zu befreien. Die Deutschen im Auslande fangen an, sich als eine Macht zu fühlen, und wer sie draußen besucht und an ihrem

häuslichen Leben teilnimmt, der bestärke in ihnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande. So nur, wenn jeder an seinem Teil mitarbeitet, kann das große Werk vollendet werden, das der Kaiser das Ziel unserer Hoffnungen genannt hat, und zu dem zu helfen wir alle berufen sind, **das größere Deutschland.**



Wilhelm Gronau's Buchdruckerei, Schöneberg-Berlin.


Biblioteka Główna UMK
300052683090


Biblioteka Główna UMK
300052683090